

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Journal for Gender, Culture and Society

Carola Bauschke-Urban, Judith Conrads, Elisabeth Tuiider (Hrsg.) |
Normalität dekonstruieren: queere Perspektiven

Anja Gregor | „There is an ‚I‘ in LGBT*Q!“: Inter* als kritischer Spiegel für *queer theory*

Nicole Shephard | Queering intersectionality: encountering the transnational

Claudia Krell, Kerstin Oldemeier | I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in Deutschland

Elke Zobl, Ricarda Drüeke | „Making Art, Making Media, Making Change!?“ Prozesse des Queerings und des Empowerments in der Arbeit mit Jugendlichen

Judith Coffey | Das hässliche Entlein wird zum Schwan: Liebe, Schönheit und Selbstnarration in *Twilight*, *Fifty Shades of Grey* und *Jane Eyre*

Lisa Krall, Sigrid Schmitz | Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ‚sex vs. gender‘

Sandra Beaufaÿs | Liebe zum Schicksal? Symbolische Gewalt im Übergang von der Paarbeziehung zur Elternschaft

2 | 16

ISSN 1868-7245

8. Jahrgang – Vol. 8

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 2

8. Jahrgang 2016

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Normalität dekonstruieren: queere Perspektiven**

Carola Bauschke-Urban, Vorwort	7
Judith Conrads, Elisabeth Tuider	

Schwerpunkt

Anja Gregor	„There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“. Inter* als kritischer Spiegel für <i>queer theory</i>	15
Nicole Shephard	Queere Intersektionalität: Begegnungen mit Transnationalität	31
Claudia Krell, Kerstin Oldemeier	I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in Deutschland	46
Elke Zobl, Ricarda Drüeke	„Making Art, Making Media, Making Change!?“ Prozesse des Queerings und des Empowerments in der Arbeit mit Jugendlichen	65

Offener Teil

Judith Coffey	Das hässliche Entlein wird zum Schwan: Liebe, Schönheit und Selbstnarration in <i>Twilight</i> , <i>Fifty Shades of Grey</i> und <i>Jane Eyre</i>	83
Lisa Krall, Sigrid Schmitz	Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ‚sex vs. gender‘	99
Sandra Beaufaÿs	Liebe zum Schicksal? Symbolische Gewalt im Übergang von der Paarbeziehung zur Elternschaft	117

Tagungsberichte

Stephan Höyng	Männlichkeitenforschung: Bilanz und Perspektiven. 10. Tagung des Arbeitskreises AIM Gender vom 10. bis 12. Dezember 2015 in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart	135
Edelgard Kutzner	Entgeltgleichheit auf dem Prüfstand. Perspektiven auf den Gender Pay Gap. Konferenz am 8. April 2016 an der Universität Duisburg-Essen	141

Rezensionen

Stefanie Mayer	Brigitte Bargetz/Gundula Ludwig/Birgit Sauer (Hrsg.), 2015: Gouvernamentalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault	148
Rita Schäfer	Jan Bender Shetler (Hrsg.), 2015: Gendering ethnicity in African women's lives	151
Martin Spetsmann-Kunkel	Gregor Schuhen (Hrsg.), 2014: Der verfasste Mann. Männlichkeiten in der Literatur und Kultur um 1900	154
David Stiller	Ines Iwen, 2014: Die Mutter- und Vaterrolle im Film. Neue Bilder – alte Muster oder alles nur eine Frage der Organisation? Die Konstruktion sozialer Rollen in deutschen Fernsehfilmen	157

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Deconstructing normality: queer perspectives**

Carola Bauschke-Urban, Judith Conrads, Elisabeth Tuiider	Introduction	7
--	--------------	---

Essays

Anja Gregor	"There's an 'I' in LGBT*QI*". Critical reflections on an inter*-inclusive queer theory	15
Nicole Shephard	Queering intersectionality: encountering the transnational	31
Claudia Krell, Kerstin Oldemeier	I am what I am? – The experience of lesbian, gay, bisexual, trans* and queer youth in Germany	46
Elke Zobl, Ricarda Drüeke	Making art, making media, making change!? Processes of queering and empowerment in working with young people	65

Essays: Open Part

Judith Coffey	From ugly duckling to (Bella) swan: love, beauty and self-narration in <i>Twilight</i> , <i>Fifty Shades of Grey</i> and <i>Jane Eyre</i>	83
Lisa Krall, Sigrid Schmitz	Epigenetic's potentials for the concept of 'sex vs. gender'	99
Sandra Beaufaÿs	Tryst with destiny? Symbolic violence in the transition to parenthood	117

Conference Proceedings

Stephan Höyng	Men's Studies: Review and Perspectives. 10th Meeting of the Working Group AIM Gender, 10 to 12 December 2015, Academy of the Diocese of Rottenburg-Stuttgart	135
Edelgard Kutzner	Pay Equity on Trial. Perspectives on the Gender Pay Gap. Conference at the University of Duisburg-Essen, 8 April 2016	141

Book Reviews

Stefanie Mayer	Brigitte Bargetz/Gundula Ludwig/Birgit Sauer (Hrsg.), 2015: Gouvernamentalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault	148
Rita Schäfer	Jan Bender Shetler (Hrsg.), 2015: Gendering ethnicity in African women's lives	151
Martin Spetsmann-Kunkel	Gregor Schuhen (Hrsg.), 2014: Der verfasste Mann. Männlichkeiten in der Literatur und Kultur um 1900	154
David Stiller	Ines Iwen, 2014: Die Mutter- und Vaterrolle im Film. Neue Bilder – alte Muster oder alles nur eine Frage der Organisation? Die Konstruktion sozialer Rollen in deutschen Fernsehfilmen	157

Normalität dekonstruieren: queere Perspektiven

Carola Bauschke-Urban, Judith Conrads, Elisabeth Tuidér

Seit gut 20 Jahren bewegen sich mittlerweile queere Debatten, Analysen und Politiken im deutschsprachigen Raum. Angetreten als anti-identitäres und theoretisch-aktivistisches Projekt fanden sich queere Perspektiven nach ihrer Reise über den Atlantik vorerst im akademischen Elfenbeinturm wieder, verfangen in mehrfachen Übersetzungsanforderungen: Was ist queer, welche veränderten oder neuen politischen Strategien gehen damit einher und an welche theoretischen (poststrukturalistischen, dekonstruktivistischen, gouvernementalitätstheoretischen) Debatten und historisierenden und kontextualisierenden Infragestellungen ist es anschlussfähig?

Konzentrierten sich erste deutschsprachige Analysen und Theoretisierungen in den 1990er Jahren (vgl. Genschel 1996; Hark 1999; Heidel/Micheler/Tuidér 2001)¹ auf die Übersetzung und Diskussion von Judith Butlers Schriften, so wurde im Anschluss daran ganz grundlegend und mit Bezug auf poststrukturalistische Theorien die Natürlichkeit, Essenz und Kohärenz von Geschlecht und Sexualität in Zweifel gezogen. In den Blick gerieten Konzepte, (Denk-)Ansätze, Lebens- und Liebesweisen, die *queer* zu zweigeschlechtlichen, heterosexuellen Ordnungen verlaufen und die binäre Verfasstheit von Geschlecht und Sexualität/Begehren bzw. die Relevanz der Kategorie Geschlecht selbst sowie damit verbundene Hierarchisierungen infrage stellten. Queere Theorien und Politiken nahmen und nehmen soziale, ökonomische und politische Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Blick und dekonstruieren Vorstellungen von Gewissheit und Normalität, von Minderheit und Mehrheit ebenso wie jene von Devianz und Perversi-on. Der (Geschlechts-)Körper (Bührmann 1998; Mehlmann 2006; Klöppel 2012)² gerät dabei ebenso in den Fokus wie die Vergeschlechtlichung von Arbeitsprozessen (z. B. Wagels 2014)³ und die empirischen Analysen selbst, die als (re)normierend dechiffriert werden (vgl. z. B. Hartmann 2002; Tuidér 2004)⁴.

- 1 Genschel, Corinna (1996). Fear of a Queer Planet. Dimensionen lesbisch-schwuler Gesellschaftskritik. *Das Argument*, 38(216), 525–537. Hark, Sabine (1999). *deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen: Leske + Budrich. Heidel, Ulf; Micheler, Stefan & Tuidér, Elisabeth (Hrsg.). (2001). *Jenseits der Geschlechtergrenzen. Sexualitäten, Identitäten und Körper in Perspektiven von Queer-Studies*. Hamburg: Männer schwarm skriptverlag. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-09665-8>
- 2 Bührmann, Andrea Dorothea (1998). Die Normalisierung der Geschlechter in Geschlechterdispositionen. In Hannelore Bubltz (Hrsg.), *Das Geschlecht der Moderne* (S. 71–93). Frankfurt/Main, New York: Campus. Mehlmann, Sabine (2006). *Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. Klöppel, Ulrike (2010). *XXOXY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413432>
- 3 Wagels, Karen (2013). *Geschlecht als Artefakt: Regulierungsweisen in Erwerbsarbeitskontexten*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839422267>
- 4 Hartmann, Jutta (2002). *Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht-Sexualität-Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik*. Opladen: Leske + Budrich. <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-11756-8>. Tuidér, Elisabeth (2004). Identitätskonstruktionen durchkreuzen. Queer – Hybridität – Differenz in der Sexualpädagogik. In Jutta Hartmann (Hrsg.), *Grenzverwischungen. Vielfältige Lebensweisen im Gender-, Sexualitäts- und Generationendiskurs* (S. 179–192). Innsbruck: Studia-Verlag.

Im Fokus queerer Analysen standen von Anfang an zwei Selbstverständlichkeiten: die Selbstverständlichkeit der dualen, hierarchisch angeordneten Geschlechter(eindeutigkeit) und die Selbstverständlichkeit heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit, d. h. die normative Verbindung von *sex* – *gender* – *desire* (vgl. Rich 1983; McClintock 1995)⁵, wobei der fehlende Verweisungszusammenhang von Sexualität – Geschlecht – Körper offengelegt und darauf hingewiesen wurde, dass sich die Zwei-Geschlechter-Ordnung und das Regime der Heterosexualität gegenseitig bedingen, stabilisieren und ihrer ‚Naturhaftigkeit‘ vergewissern (Hark 1999; Wagenknecht 2003)⁶. Anstatt von der natürlichen Gegebenheit vermeintlich akultureller Entitäten auszugehen, wird die diskursive Hervorbringung dieser ‚natürlichen‘ Körper und Identitäten als Effekt wirkmächtiger Bezeichnungs-, Regulierungs- und Normalisierungsverfahren dechiffriert (Butler 1991)⁷. Entgegen der machtvollen Fremdpositionierung als ‚Frau‘ oder ‚Mann‘, ‚Junge‘ oder ‚Mädchen‘ werden geschlechtliche und sexuelle Selbstpositionierungen und (Neu-)Aneignungen jenseits einer bipolaren Genderfolie besetzt und definiert, u. a. polysexuell, pansexuell, agender, cisgender, cross-dressed, trans* und inter*, homo- und bisexuell, Fetisch, vanilla oder BDSM (u. a. Woltersdorff 2005; Bauer 2004)⁸.

‚Transsexualität‘ sowie der medizinische Umgang mit und der sexualwissenschaftliche Blick auf trans*-Menschen wurden immer wieder als Beispiel für die pathologisierende Normierung des geschlechtlich Abweichenden thematisiert. Das ‚Anormale‘ – so der Hinweis aus historischen Studien – ist das immer schon verworfene ‚Andere‘, das die Norm für ihren Geltungsanspruch braucht (vgl. Butler 1995)⁹. Wie das ‚Unnatürliche‘, das ‚sittlich Verwerfliche‘ und das ‚Perverse‘ in historisch und geopolitisch spezifischen Kontexten geschaffen wurde und wird und wie die über diese Ausgrenzungen hergestellte Normalität zur Natur erklärt wurde und wird, ist ein zentrales theoretisches und empirisches Anliegen der Queer Studies. Auf diesem Weg wurden die Grenzen zwischen Mann/Frau, Wir/Anderen zurückgewiesen und dabei delegitimierte Geschlechter, Körper und Sexualitäten nicht nur als Objekte von Forschung, sondern insbesondere auch in ihrem Subjekt- und Forschungsstatus berücksichtigt (vgl. dazu BMH 2014)¹⁰.

Queer Disability Studies zeigen, dass es die Heteronormativität und die befähigten Körper (*able-bodiedness*) sind, die die Abnormalität z. B. der ‚behinderten lesbischen

5 Rich, Adrienne (1983). Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In Adrienne Rich & Audre Lorde (Hrsg.), *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde* (S. 138–169). Berlin: Sub-Rosa-Frauenverlag. McClintock, Anne (1995). *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.

6 Hark, Sabine (1999). *deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität*. Opladen: Leske + Budrich. Wagenknecht, Peter (2003). Heteronormativität. In Frigga Haug (Hrsg.), *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Feminismus*. Band 1 (S. 627–652). Hamburg: Argument.

7 Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

8 Bauer, Robin (2004). SM, Gender Play und Body Modification als Techniken zur (Wieder-)Aneignung des eigenen Körpers, der eigenen Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten – Anregungen für sexualpädagogische Diskussionen aus queer-feministischer Perspektive. In Stefan Timmermanns, Elisabeth Tuidar & Uwe Sielert (Hrsg.), *Sexualpädagogik weiter denken – Analysen, Impulse, Streitbares* (S. 241–262). Weinheim: Juventa. Woltersdorff, Volker (2005). *Coming Out: Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung*. Frankfurt/Main: Campus.

9 Butler, Judith (1995). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

10 Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.). (2014). *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*-Queer- und Geschlechterforschung*. Bielefeld: transcript.

Frau‘ erst hervorbringen (vgl. McRuer 2006)¹¹. In die Thematisierung und Problematisierung von Behinderung ist Heteronormativität eingelassen. D. h. aber auch, dass Heteronormativität, die vereindeutigten Geschlechter und ihr vermeintlich wechselseitiges Begehren immer auch auf geschlechtlich vereindeutigte *abled bodies* rekurrieren und als ihr Anderes den asexuellen und ageschlechtlichen *disabled body* platzieren. Heteronormativität ist also immer auch an eine Vorstellung und Norm von *abled bodies* gekoppelt, und mit Behinderung gehen in diesem Sinne „Konstruktionsweisen von Asexualität und Ageschlechtlichkeit“ (Raab 2010: 81)¹² einher.

Parallel zu diesen Überlegungen in vorrangig wissenschaftlichen Räumen haben sich auch die gesellschaftspolitischen, medialen und politischen Debatten in Deutschland mit einer Vielfalt von Sexualitäten und z. T. von Geschlechtern auseinandergesetzt: So ist seit 2001 das Gesetz über die eingetragene Lebenspartnerschaft (LPartG) in Kraft, das es gleichgeschlechtlichen Paaren ermöglicht, ihre Beziehung rechtlich zu rahmen. Die eingetragene Lebenspartnerschaft ist dabei Voraussetzung für die Stiefkindadoption, d. h. für die *gemeinsame* nicht nur soziale, sondern auch rechtliche Elternschaft homosexueller Paare¹³. Die Gleichstellung der Geschlechter und die Anerkennung sexueller Vielfalt ist heute nicht nur im Grundgesetz, sondern seit 2006 auch im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz verankert, das Diskriminierung u. a. aufgrund von Geschlecht oder der sexuellen Orientierung untersagt. Mit der Änderung des Personenstandsgesetzes (2013) wurde für intergeschlechtlich geborene Kinder mit sogenanntem „uneindeutigen“ Geschlecht eine über die Zweigeschlechtlichkeit hinausgehende Geschlechtseintragung diskutiert. Und 2008 urteilte das Bundesverfassungsgericht, dass das seit 1981 gültige TSG (Transsexuellengesetz bzw. „Gesetz über die Änderung der Vornamen und die Feststellung der Geschlechtszugehörigkeit in besonderen Fällen“) verfassungswidrig sei und überarbeitet gehört. Personen des öffentlichen Lebens, u. a. aus Politik, Medien und dem Sport, treten in den Medien als homosexuell auf. Eine Drag Queen gewinnt den *Eurovision Song Contest*. In Anbetracht all dessen drängt sich die Frage auf, ob wir von einer queeren Gesellschaft sprechen können. Haben sich Geschlechter und Sexualitäten in ihren Formen, Facetten und Spielarten so weit vervielfältigt, dass hieran Normalisierungen und Denormierungen sichtbar und andere Formen (offen) lebbar werden?

Gerade die Integration marginalisierter Sexualitäten und Lebensformen sowie die öffentliche und mediale Sichtbarkeit der Vielfalt von Sexualität veranlasst – insbesondere gouvernementalitätstheoretische Analysen – danach zu fragen, ob die zunehmende Individualisierung und Pluralisierung, die den gesellschaftlichen Umgang mit Geschlechtern und Sexualitäten heute kennzeichnen, zwar individuelle Freiheitsgewinne implizieren können, aber letztlich nicht zum Abbau, sondern nur zur Umarbeitung von Herrschaftsverhältnissen führen (Engel 2003)¹⁴. Das Fazit queerer Analysen ist, dass

11 McRuer, Robert (2006). *Crip Theory: Cultural Signs of Queerness and Disability*. New York, London: New York University Press.

12 Raab, Heike (2010). Shifting the Paradigm: „Behinderung, Heteronormativität und Queerness. In Jutta Jacob, Swantje Köbsell & Eske Wollrad (Hrsg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht* (S. 73–94). Bielefeld: transkript.

13 Im Adoptionsrecht sind eingetragene Lebenspartner_innen zwar inzwischen weitgehend gleichgestellt. Es wird nicht-heterosexuellen Eltern in Deutschland allerdings noch verwehrt, ein Kind gemeinschaftlich zu adoptieren.

14 Engel, Antke (2003). Wie regiert die Sexualität? Michel Foucaults Konzept der Gouvernementalität im Kontext queer/feministischer Theoriebildung. In Marianne Pieper & Encarnacion Gutiérrez

nach wie vor hoch wirksame gesellschaftliche Normen, ökonomische Imperative und intersubjektive Beziehungen die Konstituierung des sexuellen und geschlechtlichen Selbst, die Strukturierung von Geschlechter- und Sexualitätsverhältnissen und die Formierung des Körpers bestimmen.

Queere Perspektiven umfassen kritische Auseinandersetzungen mit dem Kapitalismusbegriff sowie mit neoliberalen Umstrukturierungen. Queere Kapitalismuskritik nimmt die Disziplinierung der Körper im Rahmen der Funktionalisierung des Menschen zur ‚Arbeitskraft‘ und die damit verbundenen sexuellen Normierungen in den Blick (Wagenknecht 2005)¹⁵. Antke Engel (2002)¹⁶ entwirft eine Perspektive auf Denormalisierung und Enthierarchisierung, um kapitalistisch-heteronormative Vergesellschaftung als rigide zweigeschlechtliche Gesellschaftsordnung sichtbar zu machen. Im Kontext neoliberaler Umstrukturierungen und Flexibilisierungen, in deren Zusammenhang queere Lebensweisen Normalisierungsprozessen unterzogen sind, kommt es u. a. zu einer Verschiebung, die die Artikulation von Subjektivität in Bezug zu kapitalistischen Ungleichheitsverhältnissen setzt (Pühl 2008; Woltersdorff 2008)¹⁷. Dies fordert die Queer Studies auch zu einer kritischen Auseinandersetzung mit ihren eigenen Annahmen heraus, beispielsweise in Bezug auf die Reflexion der Verquickungen neoliberaler Freiheitsversprechen, Flexibilisierungstendenzen und Individualisierungsbestrebungen mit queeren Forderungen/Ansätzen. Denn eine häufig geäußerte (Miss-)Interpretation von queer – „lebe deine Sexualität, so wie es dir gefällt“ – ist nur zu einfach in Anrufungen des ‚unternehmerischen Selbst‘ und der neoliberalen Regierungstechniken inkludierbar. Teilnahmekancen und Anerkennung werden damit nicht ausgeweitet, sondern lediglich jene in die (Hetero-)Norm eingegliedert, deren Anderssein vermarktbare ist – die ‚anderen Anderen‘ bleiben unsichtbar und unrepräsentierbar.

Queere Kapitalismuskritiken schlagen im Kern einen postkolonialen Perspektivwechsel vor, der die Kapitalismuskritik nicht auf den globalen Norden beschränkt, sondern Flexibilisierungs-, Individualisierungs- und Prekarisierungsprozesse mit der damit verbundenen Verschärfung der Ausbeutungsverhältnisse im globalen Süden in einen Zusammenhang stellt (Voß/Wolter 2015)¹⁸ und u. a. mit postkolonialen marxistischen Positionen (z. B. Spivak 2007)¹⁹ verknüpft. Kernfragen queerer Perspektiven an den globalen Kapitalismus lauten: Wie werden Geschlecht, Sexualität und Rassismus im globalen Kapitalismus wirksam gemacht und wie bleiben globale Macht- und Ausbeu-

rez Rodríguez (Hrsg.), *Gouvernementalität. Ein sozialwissenschaftliches Konzept in Anschluss an Foucault* (S. 224–240). Frankfurt/Main: Campus.

15 Wagenknecht, Nancy Peter (2005). Formverhältnisse des Sexuellen. Phase 2. Zugriff am 09. Mai 2016 unter <http://archive.is/l3EOq>.

16 Engel, Antke (2002). *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main: Campus.

17 Pühl, Katharina (2008). Zur Ent-Sicherung von Geschlechterverhältnissen, Wohlfahrtsstaat und Sozialpolitik. *Gouvernementalität der Entgarantierung und Prekarisierung*. In Katrin Meyer, Patricia Purtschert & Yves Winter (Hrsg.), *Sicherheitsgesellschaft. Foucault und die Grenzen der Gouvernementalität* (S. 103–126). Bielefeld: transcript. Woltersdorff, Volker (2008). *Queer und Hartz IV. Überlegungen zum Zusammenhang von Arbeit, Ökonomie, Sexualität und Geschlecht im Neoliberalismus*. In Nina Degele, *Einführung Gender/Queer Studies* (S. 181–193). München: Fink/UTB.

18 Voß, Heinz-Jürgen & Wolter, Salih Alexander (2015). *Queer und Anti-Kapitalismus* (2. Aufl.). Stuttgart: Schmetterling Verlag.

19 Spivak, Gayatri C. (2007). *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant.

tungsverhältnisse unsichtbar bzw. münden in einem paternalistischen Wohlwollen (z. B. von Entwicklungszusammenarbeit)?

Im Kontext der Kolonialisierung wurden die Kolonien zu jenen Orten stilisiert, auf die Europa seine verbotenen sexuellen Wünsche projizierte und dieselben als „Brutstätten sexueller Devianz bestimmte“ (Castro Varela/Dhawan 2005: 48; vgl. auch McClintock 1995: 22)²⁰. In den deutschsprachigen Postcolonial Studies wird u. a. auf die vielfältigen ‚Praktiken‘ aufmerksam gemacht, in denen kulturelle Ordnungen und Bedeutungen hergestellt, repräsentiert und in machtvollen Beziehungen gesetzt werden (vgl. u. a. Castro Varela/Dhawan 2009; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003; Ha/Lauré al-Samarai/Mysorekar 2007)²¹. Insgesamt bleiben queere Analysen innerhalb der Postcolonial Studies jedoch tendenziell marginalisiert, obwohl deren macht- und herrschaftskritische Implikationen und die forschungsmethodischen Verweise auf *Activist* und *Participatory Research* Anknüpfungspunkte für postkoloniale queere Analysen böten. Die Potenziale queerer postkolonialer Perspektiven zeigen sich z. B. in der Kritik von Konstrukten wie dem der ‚muslimischen Homophobie‘. Dieser Diskurs steht im Zentrum der europäischen und deutschen ‚Sicherheits- und Werte-Debatte‘: ‚Europa‘ generiert sich darüber als emanzipiert, zivilisiert und höherwertig.

Im Kontext einer rassistisch strukturierten Einwanderungsgesellschaft etablierten sich in Deutschland neue Differenzen à la ‚schwul oder muslimisch‘, die an queer die Frage nach dem Gefangensein in Rassismen und dem eigenen Weißsein stellen (El Tayeb 2003)²². Wie Geschlecht und Sexualitäten rassistisch und islamophob aufgeladen und eingesetzt werden, haben die *Queer Migration Studies* herausgearbeitet – lange bevor das Thema durch aktuelle Bezüge auf Flucht auch medial und gesellschaftspolitisch eine starke Aufmerksamkeit erlangt hat. Denn um Modernität und Aufklärung im globalen Westen zu verorten, wird Homophobie und Sexismus ins Wo-Anders verschoben (vgl. Kosnick 2010; Çetin 2012)²³. Kira Kosnick rekonstruiert dies als heteronormatives Othering. Heutige Migrationspolitiken seien zutiefst mit Sexualpolitiken verwoben, die den Gegensatz „Muslime versus Schwule“ (vgl. Yılmaz-Günay 2014)²⁴ in den

20 McClintock, Ann (1995). *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. London, New York: Routledge. Castro Varela, Maria do Mar & Dhawan, Nikita (2005). Spiel mit dem ‚Feuer‘ – Post/Kolonialismus und Heteronormativität. *femina politica*, 14(1), 47–58.

21 Castro Varela, Maria do Mar & Dhawan, Nikita (2009). Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In Helma Lutz (Hrsg.), *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (S. 102–121). Münster: Westfälisches Dampfboot. Steyerl, Hito & Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hrsg.). (2003). *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*. Münster: Unrast. Ha, Kien Nghi; Lauré al-Samarai, Nicola & Mysorekar, Sheila (Hrsg.). (2007). *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast.

22 El-Tayeb, Fatima (2003). Begrenzte Horizonte. Queer Identity in der Festung Europa. In Hito Steyerl & Encarnación Gutiérrez Rodríguez (Hrsg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik* (S. 129–145). Münster: Unrast.

23 Kosnick, Kira (2010). Sexualität und Migrationsforschung: Das Unsichtbare, das Oxymoronische und heteronormatives ‚Othering‘. In Helma Lutz, Maria Teresa Herrera Vivar & Linda Supik (Hrsg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts* (S. 145–164). Wiesbaden: VS. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92555-4_8. Çetin, Zülfükar (2012). *Homophobie und Islamophobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839419861>

24 Yılmaz-Günay, Koray (Hrsg.). (2014). *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: Zehn Jahre ‚Muslime versus Schwule‘. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001*. Münster: Edition Assemblage.

letzten zehn Jahren erfolgreich mitkonstruierten. Von der Konstruktion der/des homophoben, rassifizierten Anderen und einer muslimischen Homophobie profitieren nicht nur Weiße Heterosexuelle, sondern auch Weiße Homosexuelle, da sie beanspruchen, für muslimische Schwule und Lesben zu sprechen und diese zu repräsentieren – was Jin Haritaworn, Tamsila Tauqir und Esra Erdem als „Queer-Imperialismus“ interpretiert haben: „Die Erfindung des Islam als neuem Feind und die historische Zentralität von geschlechtlichen und sexuellen Diskursen in ethnisierenden Ideologien fallen mit dem unhinterfragten Weißsein der schwullesbischen Bewegung zusammen“ (Haritaworn/Tauqir/Erdem 2007: 201)²⁵.

Ein Spannungsfeld bzw. einen weiteren Ansatzpunkt zur Weiterentwicklung queerer Analysen stellen die Intersektionalitätsdebatten dar. So ist das Verhältnis von Queer Theory und Intersektionalität demnach „kompliziert“, wie Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis attestieren (2015)²⁶: Sie weisen darauf hin, dass in der Intersektionalitätsdebatte einerseits eine weitgehende Abwesenheit von Sexualitäten vorherrschte und andererseits in der Queer Theory ursprünglich eine ‚Weiße Genealogie‘ verfolgt wurde. Queer Theory und Intersektionalitätstheorien verbindet jedoch, dass sie u. a. Perspektiven auf das Zusammenwirken verschiedener Ungleichheitsgenerierender Kategorien teilen und diese sowohl theoretisch auszuloten als auch empirisch einzuholen versuchen. Dabei geraten die Schnittstellen mit postkolonialen und rassismuskritischen sowie mit klassen-/schicht-/milieuzentrierten Ungleichheitstheoretischen Positionen in den Blick.

Handelt es sich bei der Deklaration von intersektionalen Schnittstellen, Wechselwirkungen und Beeinflussungen oftmals um methodologische Postulate (vgl. kritisch Erel et al. 2007)²⁷, so konnte insbesondere mittels qualitativer Analysen gezeigt werden, wann und wie welche Differenz- und Ungleichheitskategorien bedeutsam werden. Trotzdem fehlt es in Deutschland sowohl an einer breiten Forschungslandschaft, die Mehrfachzugehörigkeiten in ihrer Uneindeutigkeit, Veränderbarkeit und Fluidität analysiert, als auch an queeren Analysen, die sich mit Mehrfachdiskriminierungen auseinandersetzen. Den Hinweis ‚Identität kennt kein Entweder-Oder‘ gebend, stellen die Forschungen von LesMigraS (2010)²⁸ eine Seltenheit dar, da Queer, of Color und Trans* hier nicht gegeneinander ausgespielt, sondern zusammengedacht werden.

Insgesamt haben sowohl queere als auch intersektionelle Ansätze das Verständnis von Geschlecht ‚pluralisiert und verflüssigt‘ (Lenz 2012). Trotz dieser Überschneidungen thematisiert die Geschlechterforschung – auch in Abgrenzung zu den poststruktura-

25 Haritaworn, Jin; Tauqir, Tamsila & Erdem, Esra (2007). Queer-Imperialism. Eine Intervention in die Debatte über ‚muslimische Homophobie‘. In Kien Nghi Ha, Nicola Lauré al-Samarai & Sheila Mysorekar (Hrsg.), *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland* (S. 187–205). Münster: Unrast.

26 Dietze, Gabriele; Haschemi Yekani, Elahe & Michaelis, Beatrice (2015). *Queer und Intersektionalität*. Zugriff am 24. November 2015 unter www.portal-intersektionalitaet.de.

27 Erel, Umut; Haritaworn, Jinhana; Gutiérrez Rodríguez, Encarnación & Klesse, Christian (2007). Intersektionalität oder Simultaneität?! – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – eine Einführung. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht* (S. 239–250). Wiesbaden: Springer VS.

28 LesMigraS (2010). *Gewalt- und Mehrfachdiskriminierungserfahrungen von Lb_Ft*. Zusammenfassung der Ergebnisse*. Zugriff am 10. Mai 2016 unter www.lesmigras.de/tl_files/lesmigras/kampagne/Studie_Zusammenfassung_LesMigraS.pdf.

listischen Diskussionen – mit der Fokussierung auf Intersektionalität erneut Strukturansätze und damit tritt sie hinter eine Geschlechterforschung nach dem *poststructuralist and deconstructivist turn* zurück. Finden sich inter- und intrakategoriale (empirische) Überlegungen in Intersektionalitätsanalysen wieder, so tauchen anti-kategoriale Ansätze kaum auf²⁹, ja es wird ihnen gar abgesprochen, überhaupt empirisch relevant zu sein. Queer steht aber gerade für ein anti-kategoriales bzw. kategorienkritisches Vorgehen und Anliegen, dem mit einer Pluralisierung von (Analyse-)Kategorien nicht genüge getan ist.

Welchen politischen Herausforderungen, theoretischen Fragen, empirischen Leerstellen und Widersprüchen muss sich ein queeres und queerendes Projekt heute stellen?

Queer meint nicht nur die Anerkennung der Vielfalt sexueller und geschlechtlicher Seinsweisen, sondern auch eine grundsätzliche Infragestellung sozialer Ordnungen, die über Dominanz und Unterordnung, Ein- und Ausschlüsse funktionieren. Immer wieder geht es hierbei auch darum, dass Geschlecht und Sexualität mit antirassistischen, (post-)kolonialen oder ungleichheits-, milieu- bzw. schichtbezogenen Praktiken und Wissen in Verbindung gebracht werden (müssen).

Diesen Fragen kann im aktuellen GENDER-Schwerpunkt nur in einigen Ausschnitten nachgegangen werden. Neben empirischen Studien und theoretischen Auseinandersetzungen finden auch die außerwissenschaftlichen Dimensionen politischer Intervention und Investigationen sowie praktischer Projekte in diesem Heft exemplarisch Raum. Die Beiträge sind auch Anzeichen dafür, dass queere Perspektiven in empirischer Forschung und Praxis angekommen sind und zur produktiven Auseinandersetzung herausfordern.

Anja Gregor plädiert in ihrem Beitrag „There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“. Inter* als kritischer Spiegel für *queer theory*“ für eine „*fleshier queer theory*“. Anhand von biografischen Interviews mit inter*-Menschen stellt sie deren Körper als wesentlich für das eigene Erleben und das Erzählen darüber heraus. Für ein besseres Verständnis der empirischen Befunde, die Inter* als auch auf konkrete Materie bezogenes soziales Phänomen verdeutlichen, verknüpft sie Butlers DeMaterialisierungsthese mit dem Embodiment-Ansatz von Anne Fausto-Sterling.

Das Potenzial queerer Perspektiven in den Diskussionen um Transnationalität, Migrationsforschung und Intersektionalitätsdiskussionen thematisiert Nicole Shephard. In ihrem Beitrag „Queering intersectionality: encountering the transnational“ geht es darum, durch den Einbezug einer queeren Perspektive Leerstellen in der Intersektionalitäts- und der transnationalen Migrationsforschung aufzudecken und produktiv zu wenden. Ein „Queering“ soll dazu beitragen, die Normativitäten in beiden Disziplinen aufzubrechen, den kritische(re)n Blick auf die Wissensproduktion selbst zu schärfen und die Untersuchungsansätze interdisziplinär weiterzuentwickeln.

Einen Einblick in die Lebensrealitäten nicht-heterosexueller und nicht-cisgeschlechtlicher Jugendlicher geben Claudia Krell und Kerstin Oldemeier, indem sie unter dem Titel „I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen,

29 Einen Versuch macht Tuider, Elisabeth (2013). Dem Abwesenden, den Löchern und Rissen empirisch nachgehen. Vorschlag zu einer dekonstruktivistisch diskursanalytischen Intersektionalitätsanalyse. In Mechthild Bereswill, Folkert Degenring & Sabine Stange (Hrsg.), *Intersektionalität und Forschungspraxis: Wechselseitige Herausforderungen* (S. 172–191). Münster: Westfälisches Dampfboot.

trans* und queeren Jugendlichen in Deutschland“ Ergebnisse ihrer Studie „Coming-out – und dann ...?!“ präsentieren. Eine (paradoxe) Gleichzeitigkeit von Offenheit gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und erlebten Diskriminierungen stellt sich dabei als zentrales Charakteristikum der meisten Biografien und „Coming-out“-Verläufe heraus.

Elke Zobl und *Ricarda Drüeke* schließlich nehmen in ihrem Beitrag „Making Art, Making Media, Making Change!?“ Prozesse des Queerings und des Empowerments in der Arbeit mit Jugendlichen“ eine Verbindung von queeren Perspektiven und kritischer Kunstvermittlung vor. Der Praxisbericht zeigt anhand eines Workshop-Projektes mit Jugendlichen, wie in der Beschäftigung mit künstlerischem Material Reflexionen über gesellschaftliche Ordnungen und hegemoniale Deutungen angeregt und alternative Handlungsräume eröffnet werden können.

Offener Teil

Der Offene Teil dieser Ausgabe wird durch den Beitrag von *Judith Coffey* eröffnet. In ihrem Aufsatz widmet sich die Autorin den Erzählerinnen in den *Twilight*-Büchern von Stephenie Meyer, in E. L. James' *Fifty-Shades*-Trilogie sowie – vergleichend – in Charlotte Brontës Klassiker *Jane Eyre*. Indem sie die Gewichtung und Infragestellung der Sichtweisen der Erzählerinnen in diesen drei Texten untersucht, arbeitet sie die spezifische Form einer bürgerlichen heterosexuellen Weiblichkeit heraus, die in heteronormativen Liebesgeschichten entworfen und bekräftigt wird. *Lisa Krall* und *Sigrid Schmitz* fragen in ihrem Beitrag nach den Potenzialen epigenetischer Forschung für das Konzept „sex vs. gender“. Am Beispiel des *Genomic Imprinting* analysieren sie, inwiefern im Forschungsfeld der Epigenetik, einem biomedizinischen Feld, in dem Grenzüberschreitungen zwischen Natur und Kultur diskutiert und erforscht werden, diese Überschreitungen tatsächlich stattfinden. Krall und Schmitz wollen so zu einer Einschätzung darüber gelangen, wie sex und gender in der Epigenetik verhandelt werden. *Sandra Beaufays* interessiert sich in ihrem Beitrag für die Geschlechterungleichheit, die in den Strukturen der sozialen Ordnung angelegt ist und im Übergang einer Partnerschaft zur Elternschaft verstärkt wirksam wird. Die Autorin versucht, herauszufinden, ob Gleichheit auf der Basis alltäglicher familiärer Praxis möglich ist und wie Paare die Umwälzungen vor der Familiengründung nicht nur antizipieren, sondern ihr schließlich getroffenes Arrangement darüber hinaus interpretieren und legitimieren.

Diese Ausgabe wird abgerundet durch Berichte über die 10. Tagung des Arbeitskreises AIM Gender „Männlichkeitenforschung: Bilanz und Perspektiven“ in Stuttgart und die Konferenz „Entgeltgleichheit auf dem Prüfstand. Perspektiven auf den Gender Pay Gap“ an der Universität Duisburg-Essen sowie durch vier Besprechungen aktueller Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Zeitschrift GENDER bedankt sich bei allen Gutachter_innen, die diese Ausgabe durch ihre Expertise und Rückmeldungen unterstützt haben.

Anja Gregor

„There is an ‚I‘ in LGBT*QI*“. Inter*¹ als kritischer Spiegel für *queer theory*

Zusammenfassung

In queerer Theorie und Praxis wird mittlerweile – mit besten Absichten – oft unkommentiert das Akronym LSBT*QI* verwendet. Warum diese Subsumierung von Inter* zu kurz greifen muss, stelle ich im vorliegenden Beitrag heraus. Während sich LGBT*Q auf Geschlechtsidentität oder Sexualität beziehen, ist die wortwörtliche Verhandlungsmasse politischer Auseinandersetzungen um inter* Menschen ihr medizinisch manipulierter Körper. Dabei wird durch die medizinischen Interventionen mitnichten ein weiblicher resp. männlicher Körper konstruiert: Inter* Menschen erzählen in biographischen Interviews ihren entfremdeten, schmerzenden, traumatisierten Körper als wichtiges Moment der Subjektivation und Selbstwahrnehmung. Dieser empirischen Tatsache möchte ich mit einer dem Gegenstand angemessenen Theorie gerecht werden: Judith Butlers DeMaterialisierungsthese wird einer ‚Korporierung‘ unterzogen, indem ich sie mit Anne Fausto-Sterlings Embodiment-Ansatz verknüpfe. Ergebnis der Bemühungen ist eine fleshier queer theory, die der originär linguistisch-sprachphilosophischen queer theory Butlers als Reflexionsfolie dienen und die empirische Wirklichkeit von queer angemessen beschreiben kann.

Schlüsselwörter

Inter*, queer theory, Judith Butler, Embodiment, Anne Fausto-Sterling, Körper, new materialism

Summary

“There’s an ‘I’ in LGBT*QI*“. Critical reflections on an inter*-inclusive queer theory

The abbreviation LGBT*QI* is used in queer theory and practice with the best of intentions. In this article I argue that subsuming Inter* under umbrella terms referring to queer identities necessarily falls short. While the abbreviation LGBT*Q addresses different sexualities and gender identities, the inter* movement tends to negotiate the problematical medical treatment of bodies, which were identified as intersexed. Surgical and hormonal interventions seek to disambiguate the intersexed body by assigning a person’s identity as either male or female. The emerging self is by no means male or female, though neither is their body. Instead, inter* biographies contain narratives about the alienated, aching and traumatized body as a mediator in the process of subjectivation and self-perception. I try to do justice to the inter* phenomenon by “doing grounded queer theory”. I conclude that connecting Judith Butler’s queer theory and Anne Fausto-Sterling’s concept of embodiment permits a reflection on the role of empirical material in queer research – and the development of an approach that can be termed “fleshier queer studies”.

Keywords

inter*, queer theory, Judith Butler, embodiment, Anne Fausto-Sterling, body, new materialism

1 Die Schreibweisen Inter*/inter* (Substantiv bzw. Adjektiv/Adverb) vereinen in sich (ebenso wie Trans*) die verschiedensten körperlichen Erscheinungsformen und L(i)ebensentwürfe. Sie wurde von inter* Aktivist_innen von TransInterQueer e. V./Oll Deutschland übernommen.

Einleitung

Die folgende Passage aus einem biographischen Interview mit Lisa*², in dem sie den Umgang ihres behandelnden Arztes mit ihr als Zwölfjährige beschreibt, steht stellvertretend für biographische Narrative medizinisch zugerichteter inter* Menschen:

„ja in einem doch. recht. **freundlichen** Gespräch, [...] halt das Thema der: Neovagina, (1) äh, thematisiert, und der Arzt sagte mir halt damals ä h m: dass ohne diese letzte Operation, äh: ich nie Geschlechtsverkehr haben könnte, [mhm] u n d ähm: dann hab ich gesagt ich möchte das aber nicht, ‚weil.‘ Scham und. [mhm] Traumata und ähm. [...] ja. also der Arzt. redete halt auf mich **ein**, [...] ich wollte ja schließlich eine richtige Frau sein, (1) u n d (da hab=ich gesagt) okay, ja, ich will ne richtige Frau sein, u n d (1) aber ich möchte diese Operation nicht. [mhm] [...] und dann sagte der Arzt zu mir (1) naja, ähm, ohne diese Operation, wär=s halt nicht möglich, mit nem Mann zu schlafen, u n d ich müsste. (1)“

Die Passage zeigt, dass um die Materialität des inter* Körpers „viel medizinische Aktivität entfaltet“ (Thomas 2005: 20) wird – chirurgisch und medikamentös ebenso wie sozial. Aus diesem Grund muss sich die medizinkritische *politische* Aktivität ebenso darauf beziehen: Das Einfordern der Menschenrechte auf körperliche Unversehrtheit und individuelle Selbstbestimmung auch für inter* Menschen ist ein wesentliches Moment jener Auseinandersetzungen.

Inter* unterscheidet sich insofern von anderen Komponenten des Kontinuums queerer L(i)bensweisen, als sie für ein umfassendes Verständnis als soziales Phänomen immer ‚von der Materie aus‘ gedacht werden muss. Es geht hier „zuvorderst um ein Ende medizinischer Invasion und erst an zweiter Stelle um Identitätsfragen, Anerkennungs- und Umverteilungskämpfe“ (Hechler 2015: 63). Inter* konsequent als sozial relevantes Phänomen zu denken, erfordert eine Reflexion der Rolle von Materialität in der *queer theory*, die nicht zuletzt dazu beiträgt, politische Auseinandersetzungen und wissenschaftliche Diskussionen voranzutreiben.

Die Interviewpassagen, die den empirischen Rückhalt für die Begründung dieser These stellen, erzählen mitnichten nur die Geschichte der Versehrung und Fremdbestimmung ihrer Körper, sie entfalten emanzipatorisch-transformatives Potenzial – verweisen daneben implizit immer auch auf die historische Entwicklung des heutigen Umgangs mit und also den sozialen Gehalt von Inter*. Diese Narrative repräsentieren die Materialisierung³ einer sozialen Praxis, die sich als Diskurslinie der Pathologisierung von ‚Zwischengeschlechtlichkeit‘ seit der Antike beschreiben lässt.

2 Die im Artikel angeführten Interviewpassagen entstammen meiner Biographieforschung mit fünf intergeschlechtlichen Menschen, die ich 2009 bis 2014 durchgeführt habe. Die Interviews wurden zwischen 2009 und 2011 geführt. Die Interviewsitzungen dauerten je zwischen drei und fünf Stunden, die Interviews selbst zwischen zwei und vier Stunden. Die Befragten waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 25 und 54 Jahre alt.

Die Befragten haben sich mit selbst gewählten Namen anonymisiert und passende Pronomina benannt. Im Folgenden werden die Namen mit einem * gekennzeichnet.

3 Im vorliegenden Beitrag werden zwei Arten der Materialisierung verhandelt. Wenn von der Berücksichtigung der Materie als ‚new materia‘ die Rede ist, verwende ich MATERIALISIERUNG; wenn ich mich auf die von Butler entwickelte Perspektive auf Materialisierung beziehe, verwende ich diese ohne Kapitälchen.

1 Inter* als soziale Kategorie

Der Aufschlag für die bis heute wirksame Deutungsmacht des medizinischen Diskurses wird in der Frühen Neuzeit mit der Medikalisierung des Hermaphroditen geleistet (vgl. Klöppel 2010: 136ff.). In der Aufklärungszeit etabliert sie sich mit dem Aufkommen der Medikalisierung der Geschlechtszuweisung, also der Akademisierung der Überwachung des Geschlechtsstatus, die Vorstellung vom Zwitter als „abweichendes, unvollkommenes, jedoch in Wahrheit männliches resp. weibliches Individuum“ (Klöppel 2010: 231). Diese zweigeschlechtliche Logik mit dem Zwitter als Pathologie des Männlichen/Weiblichen und mit ihr die biopolitische Kontrolle von inter* Körpern etabliert sich (vgl. Klöppel 2010: 217) mit über die Jahrhunderte unterschiedlichen Vorstellungen, was genau an/in den Körpern pathologisch sei. Heutige Behandlungspraktiken und -richtlinien in der Medizin sind damit nicht eine ‚Erfindung‘ jüngster medizinischer Entwicklungen, sondern lassen sich einbetten in eine Genealogie des „medizinisch-psychologische[n] Hermaphroditismus-Diskurs[es]“, der „sich so als ein Brennpunkt für Praktiken [zeigt], die darauf ausgerichtet sind, Grenzen zwischen männlichem/weiblichem und eindeutigem/uneindeutigem Geschlecht sowie normaler/abweichender Sexualität zu ziehen, festzulegen und zu kontrollieren“ (Klöppel 2010: 15f.).

Das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit verwirft Inter* als konstitutives Außen; gleichzeitig wird innerhalb des Systems mit der sich fortsetzenden Erforschung des Phänomens die Grenze zwischen den Geschlechtern immer tiefer gezogen, indem immer kleinere und feinere Einheiten zur Bestimmung des Geschlechts herangezogen werden (vgl. Voß 2010). Zygmunt Bauman arbeitet in *Moderne und Ambivalenz* (1995) die Praxis der Kategorisierung zur Tilgung von Ambivalenzen als gewaltsame, einschränkende Praxis heraus und zeigt, dass der wissenschaftlichen Tätigkeit die „Vision der Kontrolle, Verwaltung und Verbesserung der Dinge (d. h. [die] Vision, sie fügsamer, gehorsamer, dienstwilliger zu machen)“ (Bauman 1995: 57) immer inhärent ist.⁴ Die Kategorie Inter* wird als Dazwischen und Außen gleichsam zum Vexierbild, das als Verworfenes die Grenzen der Matrix der Geschlechternormen sichtbar macht. Deren Pathologisierung und Tilgung als Ambivalenz gültiger Zweigeschlechternormen wirken sich unterstützend auf die binäre Operation von Geschlecht innerhalb dieser Matrix aus.

Die auch gegenwärtig von der ‚westlichen Schulmedizin‘ weit(er)hin praktizierte Medikalisierung von inter* Körpern hat teils gravierende Auswirkungen auf die konkret betroffenen Individuen. Implizit wird die Annahme transportiert, dass Körper, die keinem der zwei gültigen Geschlechter zweifelsfrei zugeordnet werden können, für die Möglichkeit eines ‚guten Lebens‘ chirurgisch und/oder medikamentös zugerichtet werden müssten. Inter* lässt sich beschreiben als das Paradox eines ‚nichtexistenten Phänomens‘, das mit seiner Entdeckung umgehend pathologisch markiert und mittels Femini-

4 In der Medizin etwa würden ethisch fragwürdige Praktiken mittels der „Mystik der weißen Kittel“ (Simpson 1988, zit. n. Bauman 1995: 59) als Rationalität legitimiert – dies gilt, so möchte ich hier ergänzen, nicht einzig für die Problematik des Umgang mit der Rassenhygiene im Dritten Reich (vgl. Bauman 1995: 59ff.).

sierung oder Maskulinisierung verschleiert werden muss⁵. Ausgelöscht wird es dadurch jedoch nicht: Es werden mitnichten weibliche oder männliche, sondern versehrte inter* Körper konstruiert und die Zurichtungserfahrungen in biographische Konstruktionen als Erfahrungen der Verletzung und Fremdbestimmung integriert. „[The changes of the intersexed body due to surgery and medication; A. G.] are necessarily imbricated in the process of the emerging self“ (Roen 2009: 21).

Ausgewählte Narrative von inter* Menschen⁶ werden nachfolgend gelesen im Spiegel des sozialen Gehalts der Zurichtung ‚unnormaler‘ Körper entsprechend hegemonialen Vorstellungen von Gesundheit, Geschlecht und Fähigkeiten. Sie weisen die Bedeutung von Inter* als soziale Kategorie aus. Der Körper muss als konkreter, materiell-physischer Ort der zwangsweisen, kulturell legitimierten Vergeschlechtlichung thematisiert werden, um die eigene Lebensgeschichte vollständig erzählen zu können. Er ist darüber hinaus als Erfahrungsspeicher im Interview anwesend und räumt sich verschiedentlich in die Transkripte ein.

Die Anerkennung der Relevanz des (inter*) Körpers als konkret verhandelte und behandelte Materie der (zwangsweisen) Vereingeschlechtlichung erscheint mir notwendig, um den Diskurs der *queer theory* als originär linguistisch-sprachphilosophisches (und in der Folge sozialkonstruktivistisch verhandeltes) Projekt kritisch zu reflektieren.

2 Inter* Thematisierungen des Körpers

Schilderungen über Schmerzen durch chirurgische Eingriffe, die Enteignung des Körpers durch ungenügende Informationen über medizinische Behandlungen und Eingriffe sowie Nachweise für die dabei entstandenen Traumatisierungen finden sich verschiedentlich in inter* Biographien. Die folgenden Interviewpassagen wurden ausgewählt, weil sie im Sinne der Argumentation des vorliegenden Beitrags die im Zuge der Interviewanalyse herausgearbeiteten fünf Gehalte des Körperthemas⁷, die sich in den Biographien wiederfinden, in gegebener Kürze und Prägnanz repräsentieren.

2.1 Instrumentalisierte, disziplinierte Körper

Zwaantjes* Erzählungen der ersten diagnostischen Untersuchungen, deren Ergebnis die Diagnose ‚Intersexualität‘ ist, und die Auswirkungen der Entfernung ihrer funktions-tüchtigen Keimdrüsen auf ihr KörperEmpfinden werden im Folgenden stellvertretend

5 Lena Eckert (2010) führt hierfür mit ihrer Dissertationsschrift den Begriff *intersexualization* ein.

6 Vgl. dazu bspw. Barth et al. (2013).

7 Die hier verhandelten Körperthemen sind: instrumenteller Gehalt (der medizinisch enteignete Körper), sozialer Gehalt (der disziplinierte Körper), extrovertierter Gehalt (der Körper als Mittel zum Zweck) sowie der eigen-sinnige Gehalt (der spürbare Körper). Daneben arbeite ich den biographischen Gehalt (der geschichtliche Körper) heraus, der sich vor allem entlang des ersten Zitats von Lisa* nachweisen lässt: Er gleicht erwartete Körperentwicklungen (Pubertät) mit den erzählten ab und legt so weitere normative Grundlegungen des Medizindiskurses offen (vgl. Gregor 2015: 190ff.).

für das Erleben der Enteignung des Körpers durch den medizinischen Apparat⁸ und dessen Folgen angeführt, das alle Befragten verschiedentlich äußern.

„auf alle Fälle, bin ich hier ins Krankenhaus und dann haben mich, in der Folge, (1) Minimum fünf- undzwanzig Personen, anal und rektal untersucht niemand hat mit mir gesprochen, innerhalb von drei Tagen, niemand hat mir gesagt was eigentlich los ist, sie haben mir, literweise Blut abgenommen, also: jeden Tag noch=n paar Röhrchen und noch=n paar Röhrchen, ja und wir müssen auch noch ihre Nieren untersuchen und ihre: und urologische Untersuchungen machen [mhm] ja was ist denn los, ja, ihr- Ergebnisse wären noch nicht da, und nach ner Woche kriegte ich dann Bescheid, ja ich hätte das falsche Geschlecht. (1)“

Um Zwaantjes* Körper wird in dieser Passage ‚viel medizinische Aktivität entfaltet‘, ohne dass ihr eine Erklärung geliefert wird, aus welchen Gründen diese stattfindet. Statt durch die medizinischen Aktivitäten als Patientin kategorisiert zu werden, wird ihr Körper zum Objekt medizinischer Erkenntnis. Zwaantjes Status als aner kennenswerter Mensch wird durch die verschiedenen, objektivierenden Techniken der Vermessungen und Katalogisierung bei gleichzeitiger unhinterfragter Voraussetzung der Verfügbarkeit ihres Körpers in Zweifel gezogen. „Im wortwörtlichen Fokus steht der intergeschlechtliche Körper, nicht der intergeschlechtliche Mensch“ (Gregor 2015: 240). Stellvertretend zeigt diese Passage, was sich auch in den anderen Biographien nachweisen lässt: In Schilderungen über enteignende, fremdbestimmende Verhandlungen der Geschlechtlichkeit muss der Körper als solcher thematisiert werden, an ihm als konkrete Materie wird die Intersexualisierung mit Vermessungen, seiner Katalogisierung, chirurgischen und medikamentösen Manipulationen durchgeführt. Es wird zudem ein wichtiges soziales Disziplinierungsmoment sichtbar: Ohne eindeutiges Geschlecht kann/möchte nicht kommuniziert oder angemessen interagiert werden. Selbst wenn es den Befragten gelingt, sich aus der engmaschigen medizinischen Kontrolle ihres Körpers zu lösen, bleibt er ihnen insofern enteignet, als dass die medizinischen Zugriffe irreversibel sind und spürbar werden. Dies wird auch in der folgenden Passage aus Zwaantjes* Erzählung deutlich:

„(3) nach der Operation wusste ich dass es mir nicht gut geht. nach der Operation wusste ich dass es mir kalt war, [mhm] und dass mein, dass mein Körper sich komplett anders anfühlte. [mhm] ich spürte dass ich, eine innere Kälte hatte.“

Die nach der Entfernung ihrer gesunden Keimdrüsen erforderliche Hormonersatztherapie ist eine nur leidliche Kompensation der körpereigenen Hormonproduzentinnen. Sie verändert ihr Körperempfinden.

„über die Jahre, äh: ich habe mich. sehr von meinem Körper entfernt, über die Jahre, [mhm] (3) u n d, (2) wurde auch immer dicker und dicker, meine Seele wurde nicht dicker die wurde immer dünner und feiner und. (1) angespannter,“

Durch die Erfahrungen der Intersexualisierung und Entfremdung durch unzureichende

8 Es handelt sich hierbei nicht zwingend um das (Fehl-)Verhalten einzelner Mediziner_innen. Im Umgang mit intergeschlechtlichen Menschen greifen mit historisch gewachsenen Diskursen verwobene Handlungsmuster, denen ein rigides Verständnis von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zugrunde liegt (vgl. dazu Zehnder 2010: 95) und die sich nicht auf tragische Einzelfälle reduzieren lassen, sondern Ausdruck des kulturellen Zwangssystems der Zweikörpergeschlechtlichkeit sind (vgl. Gregor 2015).

Mittel zur Kompensation der Zurichtungen bleibt der Körper auf der materiellen Ebene auch insofern enteignet, als dass eine Rückkehr zum unversehrten Körper verunmöglicht ist; einmal chirurgisch und medikamentös verändert, lässt sich der Körper nie wieder in Gänze von der ‚medizinischen Landnahme‘ emanzipieren. Auch die selbstorganisierte Veränderung der Anschlussbehandlungen kann immer nur der (emanzipierte, selbstorganisierte) Umgang mit, nicht aber eine ‚Annullierung‘ der Entfremdung sein – hat aber dennoch transformatorisches und subversives Potenzial:

„u n d ich wollte jetzt dieses Östrogen ha- äh, Testosteron haben. und hatte mir vorgenommen (2) wenn der dir das nicht gibt, (1) dann begeht du einen. eine Straftat nämlich, einen Hausfriedensbruch. [mhm] du wirst dieses Ding nicht verlassen, die sollen dich mit der Polizei entfernen damit das Poliz- äh damit das aktenkundig wird.“

Diese kurze Passage dokumentiert den extrovertierten Umgang mit dem inter* Körper als Mittel für die Durchsetzung einer angemessenen Behandlung des inter* Körpers. Zwaantje* nimmt mit dem ‚Sit-In‘ Raum ein, blockiert Abläufe in der Arztpraxis (wie Schließungszeiten), um ihre Forderungen nach einem Wechsel der Hormonersatzbehandlung durchzusetzen.⁹ Sie macht damit den inter* Körper sicht- und erlebbar auch für die anderen Patient_innen der Praxis und verweist implizit auf das konkrete Leid und die Hürden einer angemessenen Behandlung, die für inter* Menschen durch die Zurichtungen entstehen können. Daneben kann eine Traumatisierung als Folge des medizinischen Umgangs die Wiederaneignung des Körpers weiter erschweren, manchmal verunmöglichen.

2.2 Somatisierte Traumata

Bei Zwaantje* ebenso wie bei Rasloa*, aus deren Erzählung im Folgenden Passagen zitiert werden, wurde eine Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) als Folge der Intersexualisierung diagnostiziert.¹⁰ Auf den Punkt gebracht, sind traumatische Erfahrungen zunächst dadurch gekennzeichnet, dass sie die betreffende Person unerwartet und unvorbereitet treffen. Sie werden als äußerst bedrohliche Situationen erlebt, in denen die körperliche Unversehrtheit in Gefahr ist oder schwerwiegende Verletzungen passieren, denen nicht mit bislang erlernten Bewältigungsstrategien begegnet oder sich nicht entzogen werden kann. Es entstehen Gefühle von Hilflosigkeit, Angst und Entsetzen und ein enormer Stress, die sich auch auf den Körper auswirken: Der Organismus bemüht Überlebensstrategien, muss einen Überfluss an aversiven Reizen bewältigen. Mögliche Effekte sind eine andauernde ‚Alarmbereitschaft‘ des Körpers, erhöhtes Stressniveau

9 Birnbaum et al. dokumentieren 2012 den Beginn einer Studie, in der die „klinischen und metabolischen Effekte bei kompletter Androgenresistenz“ (Birnbaum et al. 2012: 1) von Testosteron im Vergleich mit Östradiol beforscht werden; als Grund für die Studie nennen sie Selbstversuche in inter* Selbsthilfegruppen.

10 Bettina Wuttig (2016) zeigt, dass die Anforderung ‚Geschlecht‘ an Subjekte als Zumutung und Anrufung bereits potenziell traumatisch ist. Sie beschreibt damit Verzweigeschlechtlichkeit als potenziell traumatischen Inkorporierungsprozess. Ich konzentriere mich hier auf die potenziell traumatischen Auswirkungen der medizinischen Techniken zur dem System entsprechenden ‚Ver-eingeschlechtlichung‘ intergeschlechtlicher Körper (und füge Wuttigs Überlegungen damit gleichsam eine Dimension hinzu).

und eine dadurch entstehende innere Unruhe. In der traumatisierenden Situation erstarrt der Körper als eine Art Schutzreaktion (*freeze*); gleichzeitig wird die Verarbeitung im autobiographischen Gedächtnis derart beeinflusst, dass sich im Nachgang nicht oder nur in Teilen an das Erlebte erinnert werden kann (*fragment*)¹¹ (vgl. Huber 2003; König et al. 2012).

Rasloa* zeigt im Interview eine konkrete körperliche Reaktion: Sie *verlacht* belastende Situationen.

„wobei ich mich jetzt da vom Gericht aus die ham meine ganze Akte, bei irgendwelchen Ärzten vorstellen soll, [mhm] (1) ähm. und ich hab grade, zurückgeschrieben, dass ich das nicht machen kann. [mhm] ‚ich kann nicht zu nem fremden Arzt gehen das schaff ich nicht.‘ „ich“ ((lacht auf)) da krieg ich das große Zittern, und kann nachts nicht mehr schlafen.“

Die geschilderte Situation ist weit entfernt davon, lustig zu sein. Rasloa* reagiert in ähnlicher Weise wiederholt über das gesamte Interview hinweg; sie selbst interpretiert diese wiederkehrende Reaktion bei der Reflexion ihres transkribierten Interviews in einer E-Mail an mich als Kompensation durch Lachen. Ulrike Loch (2008) beschreibt Lachen in der Interviewsituation dementsprechend als eine Art der Distanznahme, die in der Verbalisierung von „schwierigen Situationen“ (Loch 2008: [19]) auftreten kann. Ihre Deutung entspricht damit Plessners (2003) Auslegung, nach der Lachen eine Reaktion auf Situationen ist, an die nicht angeknüpft werden kann, und die deshalb als Flucht aus der Situation genutzt wird (was einem *freezing* als innere Distanznahme in traumatischen oder retraumatisierenden Situationen entspräche). Neben solchen ‚direkten‘ körperlichen Reaktionen beschreibt Rasloa* hier körperliche Reaktionen in oder vor belastenden Situationen: Zittern und Schlaflosigkeit. Sie führt damit zwei Ausprägungen innerer Unruhe an, die sich zeigen, wenn sie sich körperlich bedroht fühlt. Dieser Zustand der Erregung kann als eine der Folgen traumatischer Erlebnisse gedeutet werden. Sie thematisiert das Zittern ebenfalls in der Reflexion der Hauptidee:

„das ist auch das erste Interview überhaupt oder das das erste [mhm] Mal dass ich überhaupt außerhalb von Selbsthilfe:, die Geschichte so erzähle. [mhm] (1) weil: (4) ja. ich jetzt nur so=n bisschen zitter.“

Indem Rasloas* Körper unkontrolliert zittert, verstellt er mit *eigen-sinnigen* Bewegungen den Weg zu einer direkten Konfrontation mit den belastenden Erfahrungen. Peter A. Levine (2011) stellt heraus, dass solche Körperreaktionen ein Hinweis auf ungenügend oder nicht verarbeitete Traumata sein können. Wenn in einer Situation überwältigender Hilflosigkeit keine Möglichkeit besteht, entweder zu fliehen oder mit der Situation fertig zu werden (*fight or flight*), geht der Körper auf innere Distanz. Er baut dabei eine Spannung auf, die sich nicht direkt ‚entladen‘ kann und sich später in belastenden Situationen durch Körperreaktionen wie die hier beispielhaft angeführten Reaktionen des Zitterns oder Lachens oder den Aufbau von Distanz durch Dissoziation oder Katatonie äußert

11 Wenn das autobiographische Gedächtnis als eine Art Ringordner verstanden wird, in den Menschen ihre Erfahrungen ‚einheften‘ (und ggf. umsordern), dann werden bei einem Trauma die Seiten, die das traumatisierende Erlebnis betreffen, herausgerissen und flattern unkontrolliert im Gedächtnis herum. Assoziierte Bilder, Gefühle, Gerüche, Worte etc. (*trigger*) werden mit manchmal ähnlichen, manchmal auch nicht unmittelbar mit dem Ereignis in Verbindung zu bringenden Ereignissen oder Eindrücken verknüpft und produzieren dadurch unkontrollierbare, unangenehme affektive Reaktionen (*flashbacks*).

(vgl. Levine 2011: 20ff.).

In gebotener Kürze wurde entlang von Interviewpassagen herausgestellt, wie sich der Körper eigen-sinnig in biographischen Narrationen einräumt, die Interviewsituation mitgestaltet oder Erfahrungen in einer Weise kommentiert, die Hinweise auf weitergehende Möglichkeiten liefert, das Material „aufzubrechen“¹². Der eigen-sinnige Körper ist nicht nur in Erzählungen belastender Situationen aktiv an der Gestaltung und Speicherung von Erfahrung beteiligt. Er nimmt sich Raum, wenn er Regungen jenseits von Sprache zeigt¹³. Das folgende Kapitel verhandelt das im Zuge meiner Forschung entwickelte, dezidiert gegenstandsbezogene Theoriemodell der *Einkörperung von Sozialität* als Erweiterung sprach- und interaktionszentrierter *queer theory*.

3 „Less matter without matter“: Konturierungen einer *fleshier queer theory*

Die Annahme, Judith Butlers Performativitätstheorie sei als theoretische Sensibilisierung zunächst hinreichend für die Analyse von inter* Biographien, gerät bereits mit dem Hinzuziehen von inter*sensiblen theoretischen Auseinandersetzungen ins Wanken: Wenn Katarina Roen (2009) unterstreicht, dass sich körperliche Erfahrungen der Versehrung notwendigerweise überlappend in die Entwicklung des Selbst einordnen (s. o.) oder O'Rourke und Giffney (2009) den inter* Körper als Ort und Verortung des *embodied becoming* herausstellen, greift eine performativitätsfokussierte Analyse zu kurz.

„This interpellative work ('it's a boy!', 'it's a girl!') of course, necessarily fails since the intersex body, both pre- and post-surgical inscription, is still, always already, a site of contested being, a locus of 'embodied becoming'" (O'Rourke/Giffney 2009: x).

In diesem Kapitel möchte ich dem Körper als Akteur von Sozialtheorie näher kommen, indem er als *Materialität erhöhter sozialer Widerständigkeit* und äußerer Randbezirk sozialer Zurichtungsmöglichkeiten verhandelt wird. Eine Reduktion des so verstandenen Körpers auf *gender* würde, so werden die Ausführungen zeigen, weder dem oben dokumentierten Interviewmaterial im Speziellen noch den spezifischen Eigenschaften körperlicher Materialität im Allgemeinen gerecht: Teils existentielle somatische Ereignisse wie Menstruation (Hormonstoffwechsel), Durst oder Körperwahrnehmung verlangen als *anatomisch verankerte Vorgänge* nach einer MATERIALISIERUNG der Butler-schen Performativitätstheorie.

12 „„Aufbrechen“ der Daten bedeutet [...] den gezielten Einsatz des explizierten Kontextwissens („sensibilisierendes Konzept“) und die kontrollierte Analyse des Materials unter bestimmten Perspektiven“ (Alheit 1999: 15).

13 Gleichzeitig – und das ist ein methodologisches Dilemma, das trotz gebotener Kürze nicht unerwähnt bleiben und in zukünftigen Arbeiten weiter reflektiert werden soll, – ist konkretes Leid nur bedingt zugänglich; aus einer Fremdperspektive ist es äußerst schwierig, sinnhaft zu rekonstruieren, insbesondere, wenn es keine rationalisierbaren Anhaltspunkte (wie traumatherapeutische Beschreibungen von Körperreaktionen) gibt.

3.1 Butlers Performativitätstheorie als DeMaterialisierungsthese

Gender als Normenkorsett ist nach Butler das Regulativ, das Individuen Anerkennbarkeit zu- oder abspricht, sie „geht dem Zum-Vorschein-Kommen des ‚Menschen‘ voraus“ (Butler 1997: 29). Wenn Butler konstatiert, dass die Norm „nur in dem Ausmaß als Norm fort[besteht], in dem sie in der sozialen Praxis durchgespielt und durch die täglichen sozialen Rituale des körperlichen Lebens und in ihnen stets aufs Neue idealisiert und eingeführt wird“ (Butler 2009: 85), markiert sie die Matrix der *gender*-Regulierungen als lediglich dazu befähigt, Körper als intelligible, anerkennbare und damit als eine Dimension von *gender* zu konstituieren. Körper und Materialität weisen jedoch, so zeigen die biographischen Narrationen von inter* Menschen ebenso wie theoretische Überlegungen zu Inter*, über das Konzept *gender* hinaus.

Die hier entwickelte Kritik der Implikationen von Butlers sprachtheoretischer These zielt explizit auf die Anerkennung von Körper und Materialität *als* Körper und Materialität ab: Der biologische Organismus ‚Mensch‘ kann – und dem stimmt Butler zu – durch die heterosexuelle Matrix nicht als solcher erzeugt werden. Aber: *Gender* als in der Geschlechterforschung genuin linguistisch verhandelter und in der Folge häufig sozialkonstruktivistisch oder interaktionstheoretisch gewendeter Begriff negiert die soziale Relevanz primärer und unwiderlegbarer Erfahrungen. Definiert als „leben und sterben, essen und schlafen, Schmerz empfinden und Freude verspüren, Krankheit und Gewalt erleiden“ (Butler 1997: 15)¹⁴, gesteht Butler solchen primären und unwiderlegbaren Erfahrungen zwar fraglos „eine Art von *Notwendigkeit*“ (Butler 1997: 15; Herv. A. G.) zu; wie diese zu fassen ist, wird von Butler allerdings nicht erläutert. Auch wenn Butler dem Körper über Sprache hinaus eine Position zuzugestehen scheint (etwa auch, wenn sie von ihm als „[d]ie Haut und das Fleisch“ (Butler 2009: 41) schreibt, das Berührungen und Gewalt ausgesetzt ist), behält die Intelligibilität als Prinzip zur Visibilisierung von Körperhandeln den entscheidenden Stellenwert. Körperliche Ereignisse werden in Butlers Arbeiten durchgängig als grundsätzlich über sprachliche Mittel ‚veräußerlicht‘ gedacht; ‚innere Vorgänge‘, anatomisch verankerte Vorgänge ebenso wie „leiblich-affektive Erfahrungen“ (Lindemann 1992), werden als solche nicht repräsentiert, weil es mit Butler keinen Zugriff auf sie gibt, der nicht schon Teil ihrer Materialisierung wäre. Die ‚inneren Vorgänge‘ fielen damit aus dem Wirkungsbereich des Menschlichen. Was aber, wenn beispielsweise eine körperliche Repräsentation von Schmerz (oder Lust, Trauer, Freude) derart heftig ist, dass Sprechen, Denken und Handeln – sprich: die von Butler repräsentierten ‚äußerlichen‘ Vorgänge – versagen? Butlers Theorie allein greift hier als theoretisches Hintergrundgerüst zu kurz und kann im Hinblick auf die zu leistende MATERIALISIERUNG aus neomaterialistischer Sicht als *DeMaterialisierungsthese* gelesen werden, die keine hinreichenden Mittel für das Erfassen innerlicher Körpervorgänge zur Verfügung stellt.

14 Butler rekurriert hier meines Erachtens auf zwei Gruppen von Erfahrungen. Einerseits nennt sie Erfahrungen, die bereits der normativen Auslegung unterworfen sind, welche Erfahrungen als jene gewertet werden und welche nicht, andererseits auf körperbasierte Vorgänge, die gewissermaßen unwiderlegbar sind: Während es vorstellbar ist, unabhängig von körperlichen Erfahrungen der Subjekte soziale Konventionen darüber zu konstruieren, was Krankheit eigentlich bedeutet, ist Sterben (oder sein Endpunkt, der Tod) meines Erachtens in letzter Konsequenz frei von einer derartigen Möglichkeit der Auslegung.

Bei einem solchen Projekt soll es mitnichten darum gehen, das Unzugängliche als zugänglich zu behaupten; stattdessen soll ein Weg gefunden werden, die „Schilderungen körperlichen Erlebens ernst zu nehmen und ihnen einen angemessenen Raum zu geben, statt sie auf ihre Funktion als ‚Interpretationshilfen‘ [...] zu reduzieren“ (Gregor 2015: 131f.). Es ist also erforderlich, theoretisch der empirischen Tatsache gerecht zu werden, dass Menschen ihren Körper als an der Subjektivation beteiligten Akteur thematisieren – und der Körper sich als solcher ins Interview einräumt. Eine solche Sozialtheorie verlangt darüber hinaus, den Körper nicht nur als Ort leiblich-affektiver Erfahrungen, sondern auch als Knotenpunkt anatomisch verankerter Vorgänge zu verstehen. Dieser notwendige Einsatz wird beispielsweise deutlich, wenn Rasloa* von den Folgen der Entfernung ihrer Keimdrüsen¹⁵ und der anschließenden Hormonersatztherapie erzählt:

„also mir war dann, von jetzt auf gleich total schwindelig trotz dieser ganzen Hormone die ich da nehmen musste, [...] es hat alles nicht mehr funktioniert, (1) ähm, mit Schweißausbrüchen, und mit ähm: (2) mit solchen Wahrnehmungsstörungen, [...] ähm, hab, (2) vergessen wie man spricht, (2) «(lachend) /hab irgendwie/ nicht mehr. richtig reden können, (1) wenn ich was sagen wollte denn kam das nur so=n, so=n Polter und Gestotter, [hm.] ja, war irgendwie wie, (2) weiß ich auch nicht. (2) ähm. (2) wie, behindert. (2) wollte was sagen und konnte es nicht mir fielen die Worte nicht ein. (3) vielleicht fehlten mir einfach die Worte kann ich nicht anders sagen [mhm] vielleicht wars das.“

Rasloa* versucht hier, körperlich-physische Vorgänge (die Veränderung der körperlichen Befähigung nach einer Gonadektomie) zu erzählen, die nicht kognitiv von ihr kontrolliert werden können. Sie stößt an die Grenzen des Erzählbaren und versucht dennoch, ihr Körpererleben sprachlich ebenso wie mit nicht sprachlichen Mitteln wie Pausen, Ruptionen und Sprachmelodie einzukreisen.

Für eine dem Phänomen entsprechende Beschreibung von Inter* ist die Berücksichtigung des Körpers als Erfahrungsspeicher und biologischer Organismus also unerlässlich. Die Erfahrungen der Enteignung und Entfremdung des Körpers durch ‚medizinische Invasionen‘ verweisen auf die Relevanz des KörperErLebens im Ablauf der (freiwilligen wie unfreiwilligen) Vergeschlechtlichung; die Veränderung dieses ErLebens durch konkrete Beeinflussungen biochemischer Vorgänge (beispielsweise durch die Entfernung körpereigener Hormonproduzentinnen) belegt die Verschränkung solcher körperlichen Vorgänge mit dem ErLeben von Sozialität. Die empirische Auseinandersetzung legt damit (um eine Formulierung von Diana Coole und Samantha Frost zu entlehnen (Coole & Frost 2010: 2)) ‚neue Wege des Denkens über Materie und den Prozess der MATERIALISIERUNG‘ nahe, um Inter* als sozialem Phänomen gerecht zu werden und in diesem Zuge (nicht nur) angelegte queertheoretische Überlegungen hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Materie/Materialität zu reformulieren/ergänzen. Jeder sozial eingebundene biologische Organismus wäre demnach ein Ergebnis der Einflüsse von Natur und Kultur, die zudem gleichzeitig und ineinander verschränkt stattfinden. Anne Fausto-Sterlings (2000) Embodiment bietet für eine solche ‚organische Verkörperung‘ der Butlerschen DeMaterialisierungsthese den passenden Ansatz. Eindrücklich entlang zahlreicher Beispiele aus der Biologie verdeutlicht und entlang argumentationsrelevanten

15 Körpereigene Hormonproduzentinnen; medizinisch bislang entweder eingeordnet als Ovarien oder Hoden. Bei den entfernten Keimdrüsen handelt sich um sogenannte ‚innenliegende Hoden‘, wobei neueste Forschungen infrage stellen, ob diese ‚Hoden‘ ohne Weiteres mit denen von Cis-Männern in ihren Eigenschaften vergleichbar sind (vgl. Wunsch et al. 2012).

ter Ansätze soziologisch diskutiert, lässt sich dieser einigermaßen knapp und dennoch hinlänglich wie folgt referieren.

3.2 Körper als Akteure der GeschlechtsSubjektivation

Fausto-Sterling legt ein Umdenken in Bezug auf die Relevanz biologischer Organismen für die Vergeschlechtlichung von Körpern nahe und entwickelt die theoretische Perspektive des Embodiment für die Integration sozialwissenschaftlicher und biologischer Erkenntnisse ebenso wie die Anerkennung des Körpers als Akteur der Subjektivation. Sie rekurriert in ihrem Ansatz, wenn auch kursorisch¹⁶, kritisch auf Butlers Konzepte der Materialisierung und Performativität. Der Körper, so ihre Annahme, ist immer schon ein vergeschlechtlichter Organismus, „in dem Prozesse ablaufen, die sich zwar höchst widerständig gegen soziale Einflüsse erweisen, aber dennoch keine passive Masse sind, die sozial ‚beschrieben‘ wird“ (Gregor 2015: 133f.).

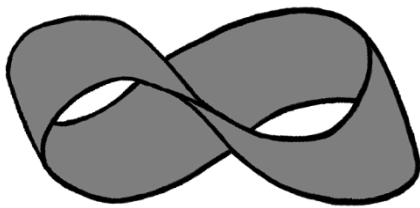
„the matter of bodies cannot form a neutral pre-existing ground from which to understand the origins of sexual difference. Since matter already contains notions of gender and sexuality, it cannot be a neutral recourse on which to build ‘scientific’ or ‘objective’ theories of sexual development and differentiation.“ (Fausto-Sterling 2000: 22; Herv. A. G.)

Sie stellt damit heraus, dass Materie weder als passive Einschreibefläche verstanden werden darf, wie es die ‚klassische‘ binäre Codierung des Geschlechts in *sex* und *gender* voraussetzt, noch basiert ihr Verständnis von Embodiment auf der Annahme, dass es biologische Vorgänge gebe, die einer diskursiven Einbindung in Sozialität vorgängig wären. Während wir uns entwickeln und wachsen, konstruieren wir unsere Körper buchstäblich nicht nur diskursiv (also durch Sprache und kulturelle Praktiken), sondern inkorporieren Erfahrungen vollumfänglich in unser Fleisch (vgl. Fausto-Sterling 2000: 20).

Fausto-Sterling schlägt deshalb eine Verbindung von *nature* und *nurture* vor, die sozialen Vorgängen als Einflussfaktoren auf den biologischen Organismus ebenso einen Stellenwert einräumt wie dem biologischen Organismus als Einflussfaktor auf soziale Vorgänge. Statt aber auf die Psyche als entscheidenden ‚gatekeeper‘, Übersetzungsinstanz zwischen *nature* und *nurture*, zu referieren (wie Elisabeth Grosz (1994) dies tut), betont sie, dass Menschen in ihrer körperlichen Entwicklung von der Befruchtung bis zum Tod zugleich natürlich und unnatürlich sind, sich entwickelnde Systeme, „unique developmental events“ (Fausto-Sterling 2000: 27), deren Ereignishaftigkeit als „moving targets“ (Fausto-Sterling 2000: 235) nur verständlich wird, wenn sowohl *nature* als auch *nurture* in die sozialtheoretische Waagschale geworfen werden – und entgeht damit einer Ontologisierung. Fausto-Sterling rekurriert für die Beschreibung des Verhältnisses von Sozialität und biologischem Organismus in der Entwicklung der „moving targets“ auf die Metapher des Möbiusbands. Dies entsteht, wenn ein zweidimensionales Band um 180° eingedreht und die Enden des Bandes miteinander verbunden werden. Die nun dreidimensionale Figur ist, mathematisch gesprochen, eine nichtorientierbare Fläche, es entsteht eine Figur mit nur einer Fläche und einer Kante.

16 Tatsächlich bezieht sich Fausto-Sterling dann auf Butler, wenn sie den Stellenwert vom Körper im Prozedere der Konstruktion von Geschlecht auslotet (vgl. Fausto-Sterling 2000: 22ff. und 75f.).

Abbildung 1: Möbiusband



Quelle: eigene Darstellung (erstellt von Anne-Jasmin Bobka).

Das Bild eignet sich, um das doppelseitige Prozedere der *Einkörperung von Geschlecht*¹⁷ metaphorisch zu visualisieren: die Vergeschlechtlichung des Wissens über den Körper einerseits und der Vorgang, durch den Geschlecht und Sexualität verkörpert werden, andererseits. *Nature* und *nurture* stehen also, wird das Bild des Bandes übertragen, in einer derart engen Wechselbeziehung zueinander, dass ihre Trennung oder die Relativierung einer der beiden Komponenten für einen systematischen Zugang nur eine behelfsmäßige sein kann. Es entsteht damit verbunden eine nichtorientierbare Denkbewegung, ein Pendeln, eine ‚Vermittlung‘ zwischen der Vergeschlechtlichung des Körpers und der Verkörperung von Geschlecht, die es unmöglich macht, eine Vorgängigkeit oder Vorrangigkeit einer der beiden Komponenten zu postulieren. *Sex* und *gender* verschränken sich in dieser Perspektive zu einem System, in dem beide gegenseitig aufeinander einwirken – wird eines verändert, verändert sich auch das andere. Damit haben beide an der Vergeschlechtlichung teil, ohne dass mit letztgültiger Sicherheit gesagt werden kann, welche Komponente welchen Anteil an welchen Entwicklungsschritten hat. Der Motor dieser Denkbewegung ist damit die Beziehung der beiden zueinander, weniger die Komponenten selbst.

3.3 Nichtorientierbare Denkbewegungen als Wissenschaftskritik

Nichtorientierbare Denkbewegungen begründen sich damit aus der sozialen Relevanz von ‚Unbestimmbarkeiten‘ für die Möglichkeit einer neomaterialistisch-somatischen Sozialtheorie. Sie sind der Versuch, mit der Orientierung an der Peformativitätstheorie Butlers und der grundsätzlichen Anerkennung von *sex* „als eine kulturelle Norm, die die Materialisierung von Körpern regiert“ (Butler 1997: 23), über eine ‚neomaterialistische Somatisierung‘ Raum für Komplexität zu schaffen – und so auch partiell körperlich verhandelte und repräsentierte Phänomene zu erfassen. Eingedenk der Ausführungen Butlers zur Matrix als kulturelle Bedingung der Möglichkeit der Anerkennung von In-

17 Im Hinblick auf die zu verhandelnde Relevanz des biologischen Organismus und in Abgrenzung zu bisherigen Versuchen der Sozial- und Geisteswissenschaften, Körper vornehmlich sozial zu verhandeln und jenseits konkreter organischer Vorgänge (wohl aber als physikalische Größe!) zu berücksichtigen, kennzeichne ich den hier zur Diskussion gestellten sozialtheoretischen Versuch durch die Einführung des Begriffs der Einkörperung als im Feld der Neomaterialismen verortet.

dividuen als Menschen, ließe sich der sozialtheoretische Versuch einer *Einkörperung von Sozialität* mittels nichtorientierbarer Denkbewegungen als Umsetzung des Postulats posthumanistischer Werte des (queer)feministischen Diskurses fassen: Der (menschliche, i. d. R. männliche) Geist verliert seine Stellung als Zentrum der Erkenntnis und wird Teil eines Denkens von Beziehungen und Kooperationen.

Dabei zeichnet sich dieses Modell, wie ich es verstehe, dadurch aus, dass die Kritik an *sex* eben gerade nicht darin endet, es auf einen Aspekt von *gender* zu reduzieren. *Sex* wird als analytische Kategorie rehabilitiert, jedoch nicht als passivierte Physis, sondern als (partiell unzugängliche, mindestens nur schwerfällig sozial regulierbare) Summe der biologisch-medizinisch verhandelten körperlichen Geschlechtsmarker und ihrer Beziehungen zueinander. *Sex* wird zudem verhandelt als ein Ontologieversprechen, dessen Komponenten zwar konkrete Materialität besitzen, ihr Versprechen als ‚vereindeutigende‘, ahistorische – ‚natürliche‘ – Geschlechtsmarker aber in letzter Konsequenz nicht halten können. *Sex* als Ontologieversprechen zu entlarven, ohne die konkrete Materialität seiner Komponenten und ihre konkrete Wirkung auf das System des biologischen Organismus zu negieren, und diesen Komponenten so den Stellenwert als Elemente einer eindeutig bestimmbaren Vergeschlechtlichung des Körpers in männlich/weiblich zu nehmen, ist damit die hier vorgestellte Kritik sowohl am ‚alten‘ *sex-gender-Dualismus* als auch an der ‚genderung‘ von *sex* durch die *queer theory*.

Geschlecht lässt sich also weder ausschließlich körperlich noch sozial begreifen, es ist mehr als die Summe der Binarität von Körper und Sozialität. Um im Bild des Möbiusbandes zu bleiben: Die angemessene Beschreibung der Wirkung von *sex* und *gender* auf Geschlechtlichkeit als ihre untrennbar verschränkten Aspekte liegt auf einer höheren Dimension als die simplifizierte Unterteilung von Geschlecht in *sex* und *gender*. Daran anschließend kann das Verhältnis von Geschlecht und Körper wie folgt gefasst werden: Ebenso wenig wie Geschlecht im Körper aufgeht oder ‚körperlos‘ ist, ist der Körper nur Geschlecht oder kann vom Geschlecht sinnvoll abstrahiert werden. Der Körper besitzt jenseits von Geschlechtlichkeit einen „Eigen-Sinn“ (Gregor 2015).

4 Fazit: *fleshier queer analyses*

Die Ausführungen sollten plausibilisieren, dass eine inter*-inklusive *queer theory* eine Reflexion der konkreten Materie des Körpers als sozialtheoretisch relevante Größe verlangt.

Auch wenn die empirische Rückbindung des hier entfalteten Arguments kursorisch bleiben muss, so sollte doch ein Eindruck davon entstanden sein, dass die Kritik der medizinischen Zurichtung von inter* Körpern nach Maßgaben des kulturellen Zwangssystems der Zweikörpergeschlechtlichkeit primär zum Thema hat, konkretes, körperliches und psychisches Leid der Betroffenen zu verhindern, und erst sekundär das Feld der *queer politics* berührt. Das empirische Material verlangt nach einer Beschreibung, die den Körper als konkrete Materie ernst nimmt. Die Grafiken und Tabellen, auf denen die Zurichtung fußt, sind Materialisierungen dieses Diskurses; „[D]ie Idealität einer geschlechtsspezifischen Morphologie [wird] buchstäblich dem Fleisch eingraviert“

(Butler 2009: 92). Diesen Vorgang nicht nur als Gewalt der Geschlechternormen zu analysieren, sondern das versehrte Fleisch (menschlicher) biologischer Organismen als konkrete Materialität in seinem sozialtheoretischen Gehalt ernst zu nehmen, ist eine Herausforderung, der sich im queertheoretischen Diskurs gestellt werden muss.

Eine Möglichkeit, diesem Umstand theoretisch angemessen zu begegnen und so eine Reflexionsfolie für die zukünftige Ausrichtung queertheoretischer und -politischer Projekte zu liefern, ist eine *fleshier queer theory*, wie ich sie oben in der Verknüpfung der DeMaterialisierungsthese Butlers und dem Embodiment von Fausto-Sterling vorgenommen habe. Butlers Prämissen werden, kritisch-MATERIALISTISCH, einer anerkennenden Reformulierung unterzogen, in der Performativität als ‚Prinzip der Vergesellschaftung‘ ebensowenig disqualifiziert wird wie die Annahme, dass *sex* eine kulturelle Norm sei. Der Butlerschen Subsumierung von *sex* als *gender* wird aber nicht gefolgt, stattdessen erhält Körper (als analytische Kategorie) mit einer nichtorientierbaren Denkbewegung, die den Dualismus von Körper und Geist, Kultur und Natur auszuhebeln sucht, eine neomaterialistische Wendung. Deren Ontologieversprechen als Kritik am (medizinischen) Biologismus gilt als Prämisse für die Auseinandersetzung mit dem biographischen Material von inter* Menschen.

Vor diesem theoretischen Hintergrund erhalten Narrative wie das zuerst angeführte von Lisa* erst dann eine gegenstandsangemessene Repräsentation, wenn der Erwähnung von „Scham und Trauma“ ebenso wie der biologistischen Kopplung eines bestimmten GeschlechtsKörpers an die Möglichkeit der (Hetero-)Sexualität mit dem sozialtheoretischen Modell der Einkörperung von Sozialität in der Analyse des Materials eine entsprechende Tiefe verliehen und fundierte, ‚MATERIALISIERTE‘ Kritik an medizinischen Behandlungsprämissen geübt werden kann.

Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter (1999). „*Grounded Theory*“: Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Göttingen. Zugriff am 12. April 2016 unter www.global-systems-science.org/wp-content/uploads/2013/11/On_grounding_theory.pdf.
- Barth, Elisa; Böttger, Ben; Ghattas, Dan Christian & Schneider, Ina (Hrsg.). (2013). *Inter: Erfahrungen intergeschlechtlicher Menschen in der Welt der zwei Geschlechter*. Berlin: NoNo.
- Bauman, Zygmund (1995). *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Birnbaum, Wiebke; Marshall, Louise; Köhler, Birgit; Bals-Pratsch, Monika; Richter-Unruh, Annette; Kropf, Siegfried & Hiort, Olaf (2012). Östradiol und Testosteron bei erwachsenen gonadektomierten 46,XY-Patientinnen. Vergleich der klinischen und metabolischen Effekte bei kompletter Androgenresistenz. *Gynäkologische Endokrinologie*, 10(3), 190–192. <http://dx.doi.org/10.1007/s10304-012-0501-y>
- Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Coole, Diana & Frost, Samantha (2010). Introducing the New Materialisms. In Diana Coole & Samantha Frost (Hrsg.), *New Materialisms. Ontology, Agency, Politics* (S. 1–43). Durham/London: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822392996>

- Eckert, Lena (2010). *Intervening in Intersexualization: The Clinic and the Colony*. Proefschrift Universiteit Utrecht (publiziert unter dem Namen Christina Annalena Eckert). Zugriff am 12. April 2016 unter <http://ts-si.org/files/DoctoralThesis2010EckertCA.pdf>.
- Fausto-Sterling, Anne (2000). *Sexing The Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.
- Gregor, Anja (2015). *Constructing Intersex. Intergeschlechtlichkeit als soziale Kategorie* (Soma Studies Bd. 2). Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839432648>
- Grosz, Elisabeth (1994). *Volatile Bodies: Towards a corporeal feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Hechler, Andreas (2015). Intergeschlechtlichkeit in Bildung, Pädagogik und Sozialer Arbeit. In Bundesministerium für Familie, Senioren und Jugend & Arn Sauer (Hrsg.), *Geschlechtliche Vielfalt. Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten* (S. 63–75). Berlin: BMFSFJ.
- Huber, Michaela (2003). *Trauma und die Folgen: Trauma und Traumabehandlung, Teil 1* (4. Aufl.). Paderborn: Jungfermann.
- Klöppel, Ulrike (2010). *XX0XY ungelöst. Hermaphroditismus, Sex und Gender in der deutschen Medizin. Eine historische Studie zur Intersexualität*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413432>
- König, Julia; Resick, Patricia A.; Karl, Regina & Rosner, Rita (2012). *Posttraumatische Belastungsstörung. Ein Manual zur Cognitive Processing Therapy*. Göttingen: Hogrefe.
- Levine, Peter A. (2011). *Sprache ohne Worte. Wie unser Körper Traumata verarbeitet und uns in die innere Balance zurückführt*. München: Kösel.
- Lindemann, Gesa (1992). Die leiblich-affektive Konstruktion von Geschlecht. *Zeitschrift für Soziologie*, 21(5), 330–361.
- Loch, Ulrike (2008). Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 9(1), Art. 54. Zugriff am 12. April 2016 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/320/702.
- O’Rourke, Michael & Giffney, Noreen (2009). Intersex Trouble; or, How to Bring your Kids up Intersex. In Morgan Holmes (Hrsg.), *Critical Intersex* (S. ix–xii). Farnham/Burlington: Ashgate.
- Plessner, Helmut (2003 [1941]). Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens. In Helmut Plessner, *Ausdruck und menschliche Natur. Gesammelte Schriften VII* (S. 201–388). Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Roen, Katarina (2009). Clinical Intervention and Embodied Subjectivity: Atypical Sexed Children and their parents. In Morgan Holmes (Hrsg.), *Critical Intersex* (S. 15–40). Farnham/Burlington: Ashgate.
- Thomas, Barbara Jane (2005). Intersex Interventionen. In Neue Gesellschaft für bildende Kunst (Hrsg.), *1-0-1 intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung* (S. 20–26). Berlin: NGBK.
- Voß, Heinz-Jürgen (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413296>
- Wünsch, Lutz; Holterhus, Paul M.; Wessel, Lukas & Hiort, Olaf (2012). Patients with disorders of sex development (DSD) at risk of gonadal tumor development: management based on laparoscopic biopsy and molecular diagnosis. *BJU International*, 110(4), 958–965. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1464-410X.2012.11181.x>
- Wuttig, Bettina (2016). *Das traumatisierte Subjekt. Geschlecht – Körper – Soziale Praxis. Eine gendertheoretische Begründung der Soma Studies* (Soma Studies Bd. 1). Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839431542>
- Zehnder, Kathrin (2010). *Zwitter beim Namen nennen. Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und leiblicher Erfahrung*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839413982>

Zur Person

Anja Gregor, Dr.-ⁱⁿ phil., Soziolog_in und Geschlechterforscher_in. Soziologisches Institut der FSU Jena. Arbeitsschwerpunkte: *queer theory*, Geschlechterforschung (insbesondere queer_feministische Theorie und Wissenschaftskritik); Körpersoziologie, *new materialism*, qualitative Sozialforschung (insbesondere Biographieforschung, Grounded Theory Methodologie).
E-Mail: anja.gregor@uni-jena.de

Queering intersectionality: encountering the transnational

Zusammenfassung

Queere Intersektionalität: Begegnungen mit Transnationalität

Der Beitrag nimmt eine konzeptionelle Erkundung des queeren Potenzials vor, das aus einem Dialog zwischen Intersektionalitätsansätzen in der Geschlechterforschung, der Queer Theory mit ihrem Konzept des Queerings und der transnationalen Migrationsforschung hervorgeht. So bietet eine queere Intersektionalitätsperspektive Raum für Denkansätze, die sich über Normativitäten in intersektionalen wie auch transnationalen Forschungsagenden hinwegsetzen. Das Queering richtet sich dabei nicht ausschließlich auf Intersektionalitätstheorien und deren Forschungsgegenstand, sondern ebenso auf deren Status als Forschungsparadigma, das seine eigenen normativen Modi der Wissensproduktion hervorgebracht hat. Verschiedene kritische Interventionen werden hier auf eine Weise mit(durch)einander gelesen, dass sie in einer queer-intersektionalen Lesart dazu beitragen können, heteronormative Annahmen in der Migrationsforschung zu hinterfragen und die Verknüpfung von Intersektionalität mit als „anders“ markierten Körpern aufzulösen.

Schlüsselwörter

Intersektionalität, Transnationalismus, Queering, queere Intersektionalität

Summary

This article is a conceptual exploration of the queering potential that emerges from a productive dialogue between the literatures on intersectionality in gender theory, on the notion of queering in queer theory, and on transnationalism in migration studies. It argues that the queering of intersectionality provides ways of thinking beyond the normativities residing in both intersectional and transnational research agendas. Queering thus not only engages intersectional theory and its subject matter, but equally its status as a research paradigm that has given rise to its own normative modes of knowledge production. Taking its cue from a range of related critical interventions, this article proposes that, read through one another as a queer intersectional lens, they have the potential to mitigate against heteronormative assumptions underlying transnational research as well as the tethering of intersectionality to particularly marked bodies.

Keywords

intersectionality, transnationalism, queering, queer intersectionality

1 Queer introductions

This article conceptually explores the queering potential emerging from a closer dialogue between the literatures on intersectionality, on the notion of queering in queer theory, and on transnationalism in migration studies. It reads the literatures it engages with as critical interventions into normative modes of knowledge production and suggests that reading them through one another mitigates against some of their individual limitations. Queer is commonly used as a catch-all phrase for various sexualities and

gender identities such as lesbian, gay, bisexual or transgender. In this vein, the queering of intersectionality has predominantly challenged a normative emphasis on gender, race and class and demonstrated that sexualities merit inclusion in intersectional analyses (cf. Hines 2011; Taylor/Hines/Casey 2011; Dean 2010; Taylor 2010; Weston 2010). In Warner's rendition, however, queer defines itself against "regimes of the normal", that is "against the normal rather than the heterosexual, and normal includes normal business in the academy" (Warner 1993: xxvi). His definition encompasses the work this article puts queering to, both in relation to intersectionality, and to taking a scholarly orientation around transnational spaces as objects of study in queer directions. Queering is considered productive here precisely because it need not be limited to the study of non-heterosexual lives, but critically investigates how such normativities are deployed in objects of study and modes of knowledge production alike: "To make things queer is certainly to disturb the order of things" (Ahmed 2006: 161). In this vein, I use queer not as an additional category to be analysed intersectionally alongside others, nor as an attribute of spaces, subjects or methods, but queering as a critical scholarly practice that is disruptive of normativities and binary divisions such as male/female, hetero/homo or here/there (Sedgwick 1990; Butler 1993).

Putting queering to work beyond queer subjects does not negate the continued importance of a queer scholarship and politics that continues to mobilise around queer as umbrella term for non-normative sexualities. Queer diaspora and queer migrations scholarship offer a case in point here. Scholarship that has issued explicit calls for the extension of queer work beyond queer subjects (cf. Luibhéid 2008; Manalansan 2006), for instance, continues to offer important critical insights on queer migrants and on the broader relationship between borders, migrations and non-normative sexualities. Neither is this decoupling of queer from queer subjects ever complete. The theorists I draw on to outline a queering practice beyond queer subjects (Butler 1993; Warner 1993; Sedgwick 1994, 1990) have all also contributed foundational scholarship specific to gender, sexualities and sexual norms. In addition, part of the work queering does in its outward spin is to draw attention to heteronormative assumptions that underlie both knowledge productions and objects of study. Butler highlights that by governing cultural intelligibility, heteronormativity shapes those situated within and without the norm alike: "To be not quite masculine or not quite feminine is still to be understood exclusively in terms of one's relationship to the 'quite masculine' and the 'quite feminine'" (Butler 2004: 42). In Sedgwick's terminology, this article takes a "universalising" stance on heteronormativity in that it is understood to affect "the lives of people across the spectrum of sexualities" rather than just sexual minorities (Sedgwick 1990: 1).

Following Sedgwick's foundational axiom that "people are different from each other" (Sedgwick 1990: 22), but that not everyone is different from everyone else in the same ways, non-normative logics extend beyond the sexual. Sedgwick suggests that "queer" work "spins the term outward along dimensions that can't be subsumed under gender and sexuality at all: the ways that race, ethnicity, postcolonial nationality criss-cross with these *and other* identity-constituting, identity-fracturing discourses" (Sedgwick 1994: 8). The dimensions Sedgwick lists, as well as her insistence on "*and other*" discourses, are pertinent. Queering intersectionality and transposing queer intersectionality across or sideways to knowledge productions on transnational spaces

constitute such an outward spin. To queerly orient around an object of study, in Ahmed's words, means to *disorient* around it, "allowing the oblique to open up another angle on the world" (Ahmed 2006: 172). The work of queering thus involves reading, thinking and writing across boundaries – both disciplinary ones and identitarian ones – to trouble, to destabilise and, where necessary, to disrupt logics that rely on exclusions of the "and other" and/or result from disciplinary orientations rather than (dis)orientation (Ahmed 2006) around the object of study.

2 Intersectionally transnational

In what may be termed the transition from the "age of migration" (Castles/Miller 2009) to the "age of transnationalism" (Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1995: 59), the focus of migration studies underwent a transnational turn and shifted from investigating migration as a linear process geared towards assimilation into the majority society of a so-called receiving country to exploring migrants' transnational practices and connections across borders. Scholarship on transnational migration has subsequently emphasised the simultaneous links migrants maintain (cf. Vertovec 2009, 2004; Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1992), the political and social networks through which economic, cultural and social capital is organised and transformed (cf. Smith 2007; Kearney 2005; Levitt/Glick Schiller 2004), and the impact of migrant transnationalism on nation-states and vice versa (cf. Kearney 2005; Glick Schiller/Fouron 1998). While transnational practices and networks thus came to the forefront of scholarly interest, the transnational subject as such, despite its omnipresence as agent of transnationality, has remained somewhat opaque and essentially transnationalised in the sense of reducing it to its transnationality. The methodological nationalism that this scholarship set out to amend was partially reinstated in the process by retaining two (rather than one) nations as naturalised frames of reference (Amelina/Faist 2012; Wimmer/Glick Schiller 2002). In contrast to scholarship calling for a further conceptualisation and operationalisation of transnationalism and its component parts (cf. Amelina/Faist 2012; Pries 2008; Faist 2000), I follow Jackson/Crang/Dwyer (2004), who suggest extending rather than further delimiting the scope of the transnational space beyond normatively defined ethnic or national communities to encompass the heterogeneity encountered within such spaces. This transnational space is imagined as multiple and porous, decoupled from the act of migration as such to account for post-migrants and other unruly subjects in the same spaces (cf. Levitt 2011; Jackson/Crang/Dwyer 2004; Vertovec 2004; Brah 1996). Such an understanding emphasises the spaces transnationality takes place in, and what might emerge anew from them, rather than a narrowly defined transnationality that tethers closely to a here/there binary. Brah (1996) has described such spaces as "diaspora space", defined as "the intersectionality of diaspora, border, and dis/location as a point of confluence of economic, political, cultural, and psychic processes" (Brah 1996: 2015) where the "boundaries of inclusion and exclusion, of belonging and otherness, of 'us' and 'them', are contested" (Brah 1996: 205).

Transnational feminist scholars define transnational spaces as inherently intersectional (Nagar/Swarr 2010) and point to multiple differentiations and power relations

that “articulate and disarticulate” (Brah 1996: 205) such spaces. The ensuing feminist transnationalism(s) have predominantly been concerned with transnational feminism(s) in terms of contestations, solidarities and movements (cf. Alexander/Mohanty 2010, 1997; Nagar/Swarr 2010; Puar 2007; Mohanty 2003). In Grewal/Kaplan’s use, the transnational refers to the “need to destabilize rather than maintain boundaries of nation, race, and gender” (Grewal/Kaplan 2000: 2). Such a multi-faceted understanding of transnationality that never loses sight of the ways in which power circulates, translates well from feminist movements to transnational migrations, spaces and subjects. This shift in registers from transnational feminism(s) to knowledge productions on transnational spaces and subjects is ever so slight but important. From a transnational feminist perspective, applying an intersectional lens to transnational subjects seems self-evident. In Nagar/Swarr’s definition, for instance, a transnational feminism is always already intersectional, attentive to multiple power relations and the ways in which they inform the production of subjectivities, and always already situated and reflexive (Nagar/Swarr 2010: 5). This illustrates how different literatures concerned with transnational subjects have evolved in parallel rather than in dialogue. As Hondagneu-Sotelo notes, “feminist-inflected migration research has been more enthusiastically received by those working in gender studies, in race, class, or gender intersectionalities [...] than it has by those working in mainstream migration studies” (Hondagneu-Sotelo 2000: 119). Transnationalism, itself a critical intervention into migration studies, initially displayed a similar neglect of the ways in which transnationality intersects with gender and other differentiations.

The decentring of “woman” as the universal feminist category of reference (Lorde 1981; hooks 1982; Spelman 1988) and growing awareness of gender as intersecting with class and race (Hill Collins 1990; Crenshaw 1989) had shifted the focus of feminist migration scholars to gendered patterns of migration and their impact on gender relations. Literature seeking to “bring gender in” (Pessar/Mahler 2003: 812) emerged, once again, as an intervention into ongoing debates on transnational spaces (Fouron/Glick Schiller 2001) and has tended to use gender primarily as a binary variable to disaggregate transnational practices. Research that made an important contribution by recognising that transnationality is not the only relevant category of analysis in transnational spaces by including gender, indeed by successfully showing how gender is relevant to all transnational processes, in turn re-inscribed binary categories in terms of reducing gendered analyses to a naturalised male/female dichotomy. Knowledge productions on transnational spaces and subjects have thus not always been attentive to the fluid and multiple intersecting dimensions that Nagar/Swarr (2010) and Brah (1996) theorise as inherent in such spaces. At the same time, some transnational feminist scholarship has been less attentive to transnationality as an (intersectional) category of analysis in itself than to power relations within transnational capitalism, post/neocoloniality, or transnational social movements.

Scholarship concerned with queer migrations extends gendered interventions into transnational migration research to sexualities and makes its underlying heteronormative assumptions explicit (Kosnick 2010; Cantú 2009; Castro-Varela/Dhawan 2009; Manalansan 2006; Luibhéid 2008, 2004). Feminist scholarship on gender and migration has at times conflated sexuality with gender “which in turn is often conflated with wom-

en – a triple erasure meaning that only women have sexuality, sexuality is gender, and gender or sexuality is normatively heterosexual” (Luibhéid 2004: 227). Mai/King, in contrast, highlight the critical confluence between “mobile persons and fluid and multiple sexual identities: both are on the move and challenge the fixedness of sedentary national and sexual citizenship” (Mai/King 2009: 297). Despite a growing body of queer migration scholarship exploring the intersections between sexualities and migration (cf. Kosnick 2011; Thing 2010; Cantú 2009; Mai/King 2009; Kuntsman 2009; Manalansan 2006) and queer diaspora critique (cf. Gopinath 2005; Eng/Halberstam/Muñoz 2005; Manalansan 2003; Eng 2001), mainstream transnational migration research remains curiously untouched by these insights from the margins. As Cantú has argued, “migration research is framed by heteronormative assumptions that not only deny the existence of nonheterosexual subjects but also cloak the ways in which sexuality itself influences migratory processes” (Cantú 2009: 21). Heteronormativity not only excludes non-heterosexual subjects, but also regulates those living within its norms and boundaries: “the regulation of gender has always been part of the work of heterosexist normativity” (Butler 2004: 186). It on the one hand makes the social world intelligible to its subjects (and vice versa) by imposing not only normative sexuality and sexual practice but also normative ways of life and legitimate forms of relationships (Jackson 2006: 107, 110). Manalansan (2006) shows how heteronormative assumptions around kinship, reproduction and care work structure which research questions are asked and what answers become (im)possible. He advocates rethinking approaches in gender and migration research beyond queer migrants “by utilizing the tools of queer studies as a way to complicate and re-examine assumptions and concepts that unwittingly reify normative notions of gender and sexuality” (Manalansan 2006: 226). Luibhéid calls upon migration scholarship to analyse

“how migration regimes and settlement policies contribute to producing not only those who become variously defined as ‘queer’, ‘deviant’, or ‘abnormal’ but also those who become defined as normative or ‘normal’ within a binary structure intimately tied to racial, gender, class, cultural, and other hierarchies.” (Luibhéid 2008: 171–172)

Queer migration scholarship offers an open invitation to complicate heteronormative assumptions underlying theorising and research on gender and transnational migration and can be read within a broader call for the queering of social research “to bring [queer theory’s] conceptual and theoretical apparatus to the study of heterosexuality and its relationship to gender and other axes of social difference” (Valocchi 2005: 762). At the same time, “queer diasporas have also become a concerted site for the interrogation of the nation-state, citizenship, imperialism, and empire” (Eng/Halberstam/Muñoz 2005: 7). While queer migration and diaspora scholarship thus (rightfully) first and foremost concerns itself with queer migrants and the exclusion of non-normative sexualities from migration research, the contribution of these critical literatures is much broader – both in terms of what queer diasporic subjects signify and the extension of queer modes of inquiry to a wider arena of subjects/objects of study.

3 Queering intersectionality

Intersectionality (Crenshaw 1989; 1991) has been celebrated as “the most important theoretical contribution that women’s studies [...] has made” (McCall 2005: 1771), but remains a contested scholarly, political and activist paradigm (Russo 2009: 309). Questions around which axes of difference should be considered for intersectional analysis, and whether or not to agree on a conclusive list of categories for analysis have been central to intersectional theorising. Quite likely most extensively Lutz/Wenning (2001), while noting that the list might nevertheless not be comprehensive, have identified fourteen specific categories of difference that require intersectional attention: gender, sexuality, race, ethnicity, nationality, culture, class, health, age, sedentariness, property, geographical location, religion (or secularism) and societal development. Ludvig, on the other hand, problematises this kind of listing: “[intersectionality’s] implications for empirical analysis are, on the one hand, a seemingly insurmountable complexity and, on the other, a fixed notion of differences. This is because the list of differences is endless or even seemingly indefinite” (Ludvig 2006: 246). Both, the lack of a finite (check)list of intersections to consider, and the potentially diffuse and infinite nature of such a list, have equally been considered weaknesses of intersectionality. While necessary in quantitative research designs, from a critical theoretical perspective such lists invariably raise questions about what is left out of the frame. Butler (1993) highlights the empirical impossibility of categories conceived as a list of discrete entities. She shows how, instead of offering insights into complexity, they divert attention from the ways in which categories work through one another in/on the subject. She writes that when categories “are considered analytically as discrete, the practical consequence is a continual enumeration, a multiplication that produces an ever-expanding list that effectively separates that which it purports to connect” (Butler 1993: 116). She not only argues for an open-ended take on intersectional categories, but also highlights the failure of identity categories at grasping complexity as such. Elsewhere she suggests that the customary “etc.” at the end of enumerations of potential intersections signifies an embarrassed confession of failure to complete the ambitious task of doing justice to a “situated subject” (Butler 1990: 196). Villa likens the “quest for categories” within intersectional theory to a Foucaultian “will to knowledge”. What Ludvig terms the “Achilles heel of intersectional approaches” (Ludvig 2006: 247) becomes not only a strength but a necessity: “the ‘etc.’ we all know from theoretical, political, and everyday discourses is much underrated. The analysis of embodiment processes [...] can make quite clear that the etc. is necessary” (Villa 2011: 183) and conceptually obliterating it operates to mask intersectional complexities. Villa asks whether it might not “make more sense to use the intersectional approach in a processual [...] sense, meaning that we look at how exceedingly complex interactions are gendered, racialised, (hetero-) sexualised, classed” (Villa 2011: 177). While I might add an open-ended “etc.” to her question, it reflects how intersectionality is in need of critical interrogation to avoid the pitfalls its strong reliance on identity categorical thinking masks when complex spaces and subjects are the objects of study. Different transnational spaces provide different social, geopolitical, spatial, and temporal contexts for subjects to become in and through. Transnationality, gender, sexuality, class, race, ethnicity, religion, culture and other points of reference will not always all be mobilised equally (or at all). To return to Sedgwick’s

recognition, people are (not so) simply different from one another (Sedgwick 1990: 22). To make prior assumptions about which categories of analysis are pertinent in a particular transnational context, or to presume a pool of discrete categories to assemble an intersectional model from, however, “violates the normative claim of intersectionality that intersections of these categories are more than the sum of their parts” (Hancock 2007: 251). Barad similarly points out that “identities are not separable, they do not intersect” (Barad 2001: 99), and argues that geometrical analogies of lines inadvertently lead to an understanding of gender, race or class as separate. Normative (check)lists of categories that are presumed to intersect “as if they were fully separable axes of power” (Butler 1993: 116) thus fail to grasp complexity and run counter to intersectionality’s aim at transgressing unidirectional and additive approaches, returning to an additive model where “race + gender + sexuality + class = complex identity” (Nash 2008: 6), with however many addends.

Imagining complexity in linear terms furthermore reveals little about “what takes place at the intersections, what is moving, emerging, disappearing or perhaps even changed by the encounter” (Staunæs/Søndergaard 2011: 50) and the intersection remains a black box (Lykke 2011). Ahmed pertinently problematises the ways in which categories of analysis imagined as lines operate to exclude what is out of line and becomes besides the point.

“The lines that allow us to find our way, those that are ‘in front’ of us, also make certain things, and not others, available. What is available is what might reside as a point on this line. When we follow specific lines, some things become reachable and others remain or even become out of reach. Such exclusions [...] are the indirect consequences of following lines that are before us: we do not have to consciously exclude those things that are not ‘on line’.” (Ahmed 2006: 14–15)

Only certain objects, not others, thus become available to intersectionally orient oneself around. While an intersectional approach defined by a list of intersections raises questions about what is left out of the frame, it raises further questions about how such a frame over-determines who becomes eligible for intersectional analyses. Barad concludes that it leads to a reduction of complexity to the extent that it prevents intersectional approaches from fully addressing the critique at their very core, i.e. that race is not only relevant to people of colour, and that not only women are affected by gender or that sexuality does not only matter to queers (Barad 2001: 98). As a consequence, only the specific (identity) categories deemed to apply to particular subjects are considered, focusing all attention on “certain specifically marked bodies” (Barad 2001: 98). In other words, intersectional approaches risk paying exclusive attention to particular racialised, gendered, sexualised etc. bodies. The more succinct a list of lines/intersections, the smaller the potential range of who becomes subject to intersectional analysis. When including sexuality as an axis of difference in this sense, for instance, the focus on “black women as quintessential intersectional subjects” (Nash 2008: 89) might shift to lesbian women of colour instead, retaining the problematic conflation of a particular kind of identity category (gendered identity, racialised identity, sexual identity, transnational identity) with intersectional categories of analysis¹. Thinking of intersectionality as a research

1 But see Yuval-Davis 2006, Brah/Phoenix 2004 or Staunæs 2003 for intersectional scholarship that disentangles the two and references multiple differentiations, contextuality and entanglement, thus demonstrating that alternative intersectionalities are indeed possible.

paradigm rather than a content-specialisation on the exclusion of minorities (Hancock 2007) allows for a conceptualisation of intersectionality that does not *a priori* attach categories such as race, gender or ethnicity to minorities, but attends more generally to who is produced as un/marked and non/privileged (Staunæs 2003: 105), and a growing body of scholarship has begun to extend intersectional analyses to privileged subjects (cf. Erel 2012; Staunæs/Søndergaard 2011; Taylor 2010; Russo 2009; Nash 2008).

Despite a critical affinity between intersectionality and queer theory (cf. Haschemi/Michaelis/Dietze 2011), their relationship is far from simple and their “parallels remain fraught and disconnected” (Taylor/Hines/Casey 2011: 2). While both contribute critical epistemologies and pay attention to the multiple and shifting processes at work in subject formation, they are separated by an implicit double erasure. On the one hand, when intersectional theory has catered to queers, it has often been as an additional axis of difference, thus reducing queer to sexual orientation or non-heterosexual identity and as a consequence render queer into the service of intersectionality as an increasingly normative and depoliticised mode of inquiry (cf. Erel et al. 2008). Queer theory, on the other hand, has been hesitant in taking a reflexive stance towards the privileged whiteness of its theorising (Ferguson 2004; Perez 2005). Where queer and intersectional have indeed been used in productive dialogue, it has been to highlight the need for queer critiques that do not single out sexualities/normativities to the detriment of attention to racism. Haschemi/Michaelis/Dietze identify a range of critical scholarship that keeps “the work of normalisation and the production of binaries” as well as “asymmetrical power relations and privileges” (Haschemi/Michaelis/Dietze 2011: 90) in check, for instance queer of colour scholarship, queer diaspora critique (cf. Gopinath 2005), queer assemblages (Puar 2007) or Muñoz’s (1999) work on disidentification. Queer of colour critique (cf. Douglas/Jivraj/Lamble 2011; Erel et al. 2008; Kuntsman/Miyake 2008; Puar 2007; Perez 2005; Ferguson 2004; Eng 2001; Muñoz 1999; Harper et al. 1997) has been invested in interrogating complicities between queer and racism. Enriched by postcolonial scholarship and critical race theory, queer becomes “a point of departure for a broad critique that is calibrated to account for the social antagonisms of nationality, race, gender, and class as well as sexuality” (Harper et al. 1997: 3). Intersectionality, from this perspective, has the potential “for building spaces and movements that are committed to interrogating gender and sexuality norms, whilst simultaneously identifying, challenging, and countering the overt and embedded forms of racism that shape them” (Douglas/Jivraj/Lamble 2011: 108). Queer theory and intersectionality in closer dialogue can provide control mechanisms towards avoiding one another’s blind-spots. In this vein, Haschemi/Michaelis/Dietze (2011) suggest understanding queer theory and intersectionality as mutually destabilising “corrective methodologies”, where queer theory undermines binaries like male/female or here/there inherent in intersectional (and transnational) research while intersectionality keeps multiple and simultaneous positionalities in focus.

Queering intersectionality operates in three related ways. First, queering is attentive to heteronormative undercurrents not only in the object of study, but equally in the modes by which knowledge is produced. Second, the queering of intersectional approaches refers to shifting the focus from identity categories (whether to argue for or against them) to the ways in which normativities are deeply implicated in the context of

the transnational space. This move from identity categories imagined as intersecting lines to processes, doings and becomings is a strategy to prevent intersectionality from turning into “an intersectionalism which objectifies complexity for the sake of order and orderly theory” (Villa 2011: 183). Puar warns of the dangers inherent in encasing difference “within a structural container that simply wishes the messiness of identity into a formulaic grid”. Intersectionality then easily becomes complicit with “the disciplinary apparatus of the state” as “a tool of diversity management and a mantra of liberal multiculturalism” (Puar 2007: 212, see also Bilge 2012). When intersectionality is used as an approach to transnational subjects rather than to legal and political mechanisms of exclusion, the focus needs to shift with the object of study. To interrogate how transnationality, gender, race or sexuality become entangled, the black box takes centre stage rather than discrete categories. Queering intersectionality, then, complicates the neat onto-epistemological cosiness identity categories seem to offer and shifts from describing particular intersections to the normativities at work in constructing those categories.

The third way in which I use queering simultaneously follows from the above, and moves beyond the untethering from identity categories. Queering unfolds its most disruptive potential in its disorienting (Ahmed 2006) capacity to render oblique what is conventionally thought along straight lines. Staunæs has foregrounded the doing of intersectionality and suggests analysing “this ‘doing’ in situ, where concrete intersections, hierarchies and elaboration are not predetermined” (Staunæs 2003: 102). This understanding of intersectionality in terms of an active notion of doing offers a way of looking at multiple categories as relational, simultaneous and fluid dimensions of transnational becomings, while highlighting the importance of the specific context that the object of study is situated in. Like Valocchi, who argues that understanding “intersectional subjectivities as both performed and performative” (Valocchi 2005: 766) already forms an integral part of queering, Staunæs places the focus on the intersectional subject, where “the doing of the relation between categories [...] results in either troubled or untroubled subject positions” (Staunæs 2003: 105). While Staunæs re-calibrates intersectionality on a subject level and suggests that subjects are *doing* intersectionality rather than *being* intersectional, I suggest extending this notion of doing to intersectional modes of producing knowledge as part of a queering move. Translating the doing of intersectionality from subjects to queer intersectional research and theory acknowledges the work that a particular mode of knowledge production does in relation to its object of study. In the doing of queer intersectionality, the queer operates to trouble not subject positions as such, but the normative assumptions that underlie the approach to the becoming of subjects and what that might in turn do to the knowledges it can produce as well as to the critical disciplines producing it.

4 Concluding remarks

An intersectional approach productively complicates the ways in which transnational subjects can be approached, particularly in considering transnationality as one of potentially many differentiations in transnational spaces. Whether adhering to the classic

trinity of gender, race and class, or further extending the list of intersections to consider, however, normative lists of intersections presuppose what is sought and in turn limit what an intersectional approach might find. They virtually prescribe what differences become available as subjects/objects of study and limit who becomes “eligible” for intersectional analysis to bodies that are racialised, gendered and sexualised in particular ways. In conversation with transnationality and queer migration and diaspora critique, intersectionality encounters a point of convergence on the nexus between racism and homophobia. The “orientalist constructions of non-Western traditions, coded as inherently homophobic, surface in narratives of migration to produce tales of individual liberation aided by the enlightened Western state” (Kosnick 2011: 127). The resonance is particularly salient where queers and women are similarly positioned in progress narratives that presume a trajectory of liberation to coincide with an orientation away from cultural practices that are constructed as inherently patriarchal and/or homophobic. Such narratives are “underpinned by a powerful conviction that religious and racial communities are more homophobic than white mainstream queer communities are racist” (Puar 2007: 15). Intersectionality in its hegemonic incarnation² seems to facilitate rather than thwart such instrumentalisations of women and queers. Erel et al. thus propose that its failure to intervene against these racist and Islamophobic shortcuts is the “clearest testament to the shortcomings of ‘intersectionality’ theory” (Erel et al. 2008: 278).

In arguing for the queering of intersectionality I have put the notion of queering to work in three closely related ways: to attend to heteronormative undercurrents in knowledge productions and objects of study; to untether intersectionality from identity categories in favour of doing/becoming/process and disrupt checklist-like approaches to differences that (are presumed to) matter; and to extend the doing of intersectionality from the subject level to knowledge productions. Read alongside and through one another, the critical literatures this article has revisited reveal that singular modes of knowledge production inadequately capture the entangled nature of transnational (and other) subjects. While arguably concerned with comparable critical projects – anti-racist, anti-homophobic or feminist, for instance – they risk reproducing whichever “-ism” happens to be situated just outside of the frame. In this sense, queering not only engages intersectional theory and its subject matter, but equally its status as a research paradigm that has given rise to its own normative modes of inquiry. This shift allows for queer intersectional inquiry to untether from a priori (intersectionally) marked bodies and subjects that all too readily become the objects of intersectional research. Finally, queering as a critical practice across disciplinary boundaries also speaks to the ways in which critical perspectives such as the ones this article has engaged with reside not only in isolation from one another but get listened to predominantly by audiences left of their respective mainstream(s). Queering intersectionality might be understood as never quite finished nor fully achievable (dis)orientation (Ahmed 2006) around an object of study, one that holds the potential to *do* something to normative politics of knowledge production in the process.

2 Puar has likened intersectionality to an often single-minded mandate of feminist knowledge production (Puar 2013: 372) and an instrument in the hands of liberal diversity management and multiculturalism (Puar 2007: 212).

Bibliography

- Ahmed, Sara (2006). *Queer Phenomenology*. Durham: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822388074>
- Alexander, Jacqui & Mohanty, Chandra (eds.). (1997). *Feminist Genealogies, Colonial Legacies, Democratic Futures*. New York: Routledge.
- Alexander, Jacqui & Mohanty, Chandra (2010). Cartographies of Knowledge and Power Transnational Feminism as Radical Praxis. In Amanda L. Swarr & Richa Nagar (eds.), *Critical Transnational Feminist Praxis* (pp. 23–45). Albany: State University of New York Press.
- Amelina, Anna & Faist, Thomas (2012). De-naturalizing the national in research methodologies: key concepts of transnational studies in migration. *Ethnic and Racial Studies*, 35(10), 1707–1724. <http://dx.doi.org/10.1080/01419870.2012.659273>
- Barad, Karen (2001). Re(con)figuring Space, Time, and Matter. In Marianne DeKoven (ed.), *Feminist Locations: Global and Local, Theory and Practice* (pp. 75–109). New Brunswick: Rutgers University Press.
- Bilge, Sirma (2012). Developing Intersectional Solidarities: A Plea for Queer Intersectionality. In Malinda Smith & Fatima Jaffer (eds.), *Beyond the Queer Alphabet: Conversations in Gender, Sexuality and Intersectionality* (pp. 19–23). Alberta: University of Alberta, Canada.
- Brah, Avtar (1996). *Cartographies of Diaspora: Contesting Identities*. London: Routledge.
- Brah, Avtar & Phoenix, Ann (2004). Ain't I A Woman? Revisiting Intersectionality. *Journal of International Women's Studies*, 5(3), 75–86.
- Butler, Judith (1993). *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of Sex*. New York: Routledge.
- Butler, Judith (2004). *Undoing Gender*. New York: Routledge.
- Castles, Stephen & Miller, Mark J. (2009). *The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World* (Fourth Edition). Hampshire: Palgrave.
- Castro-Varela, Maria do Mar & Dhawan, Nikita (2009). Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung. In Helma Lutz (ed.), *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen* (pp. 102–121). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Crenshaw, Kimberle (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum*, 1989, 139–167.
- Crenshaw, Kimberle (1991). Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color. *Stanford Law Review*, 43(6), 1241–1299. <http://dx.doi.org/10.2307/1229039>
- Dean, James J. (2010). Thinking Intersectionality: Sexualities and the Politics of Multiple Identities. In Yvette Taylor, Sally Hines & Mark E. Casey (eds.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality* (pp. 119–139). Basingstoke: Palgrave.
- Douglas, Stacy; Jivraj, Suhraiya & Lambie, Sarah (2011). Liabilities of Queer Anti-Racist Critique. *Feminist Legal Studies*, 19(2), 107–118. <http://dx.doi.org/10.1007/s10691-011-9181-6>
- Eng, David L. (2001). Out Here and Over There: Queerness and Diaspora in Asian American Studies. In David L. Eng (ed.), *Racial Castration: Managing Masculinity in Asian America* (pp. 204–228). Durham: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822381020-006>
- Eng, David L.; Halberstam, Judith & Muñoz, Esteban (2005). What's queer about queer studies now? *Social Text*, 23(3–4), 1–18. <http://dx.doi.org/10.1215/01642472-23-3-4>, 84–85–1
- Erel, Umut; Haritaworn, Jin; Rodríguez, Encarnación G. & Klesse, Christian (2008). On the Depoliticisation of Intersectionality Talk. In Adi Kuntsman & Esperanza Miyake (eds.), *Out of Place: Interrogating Silences in Queerness/Raciality* (pp. 265–292). York: Raw Nerve.

- Erel, Umut (2012). Engendering transnational space: Migrant mothers as cultural currency speculators. *European Journal of Women's Studies*, 19(4), 460–474. <http://dx.doi.org/10.1177/1350506812466612>
- Faist, Thomas (2000). Transnationalization in international migration: implications for the study of citizenship and culture. *Ethnic and Racial Studies*, 23(2), 189–222. <http://dx.doi.org/10.1080/014198700329024>
- Ferguson, Roderick A. (2004). *Aberrations in Black: Toward a Queer of Color Critique*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Fouron, Georges E. & Glick Schiller, Nina (2001). All in the Family: Gender, Transnational Migration, and the Nation-State. *Identities*, 7(4), 359–582. <http://dx.doi.org/10.1080/1070289X.2001.9962678>
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda & Blanc-Szanton, Cristina (1992). Transnationalism: A New Analytic Framework for Understanding Migration. In Nina Glick Schiller, Linda Basch & Cristina Blanc-Szanton (eds.), *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity, and Nationalism Reconsidered* (pp. 1–24). New York: The New York Academy of Sciences.
- Glick Schiller, Nina; Basch, Linda & Blanc-Szanton, Cristina (1995). From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration. *Anthropological Quarterly*, 68(1), 48–63. <http://dx.doi.org/10.2307/3317464>
- Glick Schiller, Nina & Fouron, Georges (1998). Transnational Lives and National Identities: The Identity Politics of Haitian Immigrants. In Michael P. Smith & Luis Eduardo Guranizo (eds.), *Transnationalism from Below* (pp. 130–161). New Brunswick: Transaction.
- Gopinath, Gayatri (2005). *Impossible Desires: Queer Diasporas and South Asian Public Cultures*. Durham: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822386537>
- Grewal, Inderpal & Kaplan, Caren (2000). Postcolonial Studies and Transnational Feminist Practices. *Jouvert*, 5(1), 1–5.
- Hancock, Ange-Marie (2007). Intersectionality as a Normative and Empirical Paradigm. *Politics & Gender*, 3(02), 41–45. <http://dx.doi.org/10.1017/S1743923X07000062>
- Harper, Phillip B.; McClintock, Anne; Muñoz, Jose E. & Rosen, Trish (1997). Queer Transsexions of Race, Nation, and Gender: An Introduction. *Social Text*, 15(52–53), 1–4.
- Haschemi, Yekani, E.; Michaelis, Beatrice & Dietze, Gabriele (2011). “Try Again. Fail Again. Fail Better”. Queer Interdependencies as Corrective Methodologies. In Yvette Taylor, Sally Hines & Mark E. Casey (eds.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality* (pp. 78–95). Basingstoke: Palgrave.
- Hill Collins, Patricia (1990). *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.
- Hines, Sally (2011). Sexing Gender; Gendering Sex: Towards an Intersectional Analysis of Transgender. In Yvette Taylor, Sally Hines & Mark E. Casey (eds.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality* (pp. 140–162). Basingstoke: Palgrave.
- Hondagneu-Sotelo, Pierette (2000). Feminism and Migration. *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 571(2000), 107–120. <http://dx.doi.org/10.1177/0002716200571001008>
- hooks, bell (1982). *Ain't I a Woman: Black Women and Feminism*. London: Pluto.
- Jackson, Peter; Crang, Philip & Dwyer, Claire (2004). Introduction: the spaces of transnationality. In Peter Jackson, Philip Crang & Claire Dwyer (eds.), *Transnational Spaces* (pp. 1–23). London: Routledge.
- Jackson, Stevi (2006). Gender, sexuality and heterosexuality. The complexity (and limits) of heteronormativity. *Feminist Theory*, 7(1), 105–121. <http://dx.doi.org/10.1177/1464700106061462>

- Kearney, Michael (2005). An Anthropology of Transnational Communities and the Reframing of Immigration Research in California: The Mixtec Case. In Michael Bommers & Ewa Morawska (eds.), *International Migration Research* (pp. 69–94). Aldershot: Ashgate.
- Kosnick, Kira (2011). Sexuality and Migration Studies: The Invisible, the Oxymoronic and Heteronormative Othering. In Helma Lutz, Maria T. Herrera Vivar & Linda Supik (eds.), *Framing Intersectionality: Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies* (pp. 121–135). Farnham: Ashgate.
- Kuntsman, Adi (2009). The Currency of Victimhood in Uncanny Homes: Queer Immigrants' Claims for Home and Belonging Through Anti-Homophobic Organising. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 35(1), 133–149. <http://dx.doi.org/10.1080/13691830802489291>
- Kuntsman, Adi & Miyake, Esperanza (eds.). (2008). *Out of Place: Interrogating Silences in Queerness/Racality*. York: Raw Nerve.
- Levitt, Peggy (2011). Constructing Gender Across Borders: A Transnational Approach. In Esther Ngan-Ling Chow, Marcia Texler Segal & Lin Tan (eds.), *Analyzing Gender, Intersectionality, and Multiple Inequalities: Global, Transnational and Local Contexts* (pp. 163–183). Bingley: Emerald. [http://dx.doi.org/10.1108/S1529-2126\(2011\)0000015013](http://dx.doi.org/10.1108/S1529-2126(2011)0000015013)
- Levitt, Peggy & Glick Schiller, Nina (2004). Conceptualizing Simultaneity: A Transnational Social Field Perspective on Society. *International Migration Review*, 38(3), 1002–1039. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1747-7379.2004.tb00227.x>
- Lorde, Audre (1981). The master's tools will never dismantle the master's house. In Cherrie Moraga & Gloria E. Anzaldúa (eds.), *This Bridge Called My Back: Radical Writings by Women of Color* (pp. 98–101). Berkeley: Third Woman.
- Ludvig, Alice (2006). Differences Between Women? Intersecting Voices in a Female Narrative. *European Journal of Women's Studies*, 13(3), 245–258. <http://dx.doi.org/10.1177/1350506806065755>
- Luibhéid, Eithne (2004). Heteronormativity and Immigration Scholarship: A Call for Change. *GLQ*, 10(2), 227–235. <http://dx.doi.org/10.1215/10642684-10-2-227>
- Luibhéid, Eithne (2008). QUEER/MIGRATION: An Unruly Body of Scholarship. *GLQ*, 14(2–3), 169–190. <http://dx.doi.org/10.1215/10642684-2007-029>
- Lutz, Helma & Wenning, Norbert (2001). Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten. In Helma Lutz & Norbert Wenning (eds.), *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft* (pp. 11–24). Opladen: Leske & Budrich. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-663-11705-6_1
- Lykke, Nina (2011). Intersectional Analysis: Black Box or Useful Critical Feminist Thinking Technology. In Helma Lutz, Maria T. Herrera Vivar & Linda (eds.), *Framing Intersectionality: Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies* (pp. 207–220). Farnham: Ashgate.
- Mai, Nicola & Russell King (2009). Love, Sexuality and Migration: Mapping the Issue(s). *Mobilities* 4(3), 295–307. <http://dx.doi.org/10.1080/17450100903195318>
- Manalansan, Martin F. (2003). *Global Divas: Filipino Gay Men in Diaspora*. Durham: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822385172>
- Manalansan, Martin. F. (2006). Queer Intersections: Sexuality and Gender in Migration Studies. *International Migration Review*, 40(1), 224–249. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1747-7379.2006.00009.x>
- McCall, Leslie (2005). The Complexity of Intersectionality. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 30(3), 1771–1800. <http://dx.doi.org/10.1086/426800>
- Mohanty, Chandra (2003). *Feminism without Borders: Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*. Durham: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822384649>
- Muñoz, Jose E. (1999). *Disidentifications: Queers of Color and the Performance of Politics*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Nagar, Richa & Swarr, Amanda L. (2010). Introduction: Theorizing Transnational Feminist Praxis. In Amanda L. Swarr & Richa Nagar (eds.), *Critical Transnational Feminist Praxis* (pp. 1–20). Albany: State University of New York Press.
- Nash, Jennifer C. (2008). re-thinking intersectionality. *Feminist Review*, 89(2008), 1–15. <http://dx.doi.org/10.1057/fr.2008.4>
- Perez, Hiram (2005). You Can Have My Brown Body and Eat It, Too! *Social Text*, 23(84–85), 171–192. http://dx.doi.org/10.1215/01642472-23-3-4_84-85-171
- Pessar, Patricia & Mahler, Sarah J. (2003). Transnational Migration: Bringing Gender In. *International Migration Review*, 37(3), 812–846. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1747-7379.2003.tb00159.x>
- Pries, Ludger (2008). Transnational societal spaces: which units of analysis, reference and measurement? In Ludger Pries (ed.), *Rethinking Transnationalism* (pp. 1–20). London: Routledge.
- Puar, Jasbir K. (2007). *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*. Durham: Duke University Press. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822390442>
- Puar, Jasbir. K. (2013). “I would rather be a cyborg than a goddess”: intersectionality, assemblage, and affective politics. *Belo Horizonte*, 8(2), 371–390.
- Russo, Ann (2009). The Future of Intersectionality: What’s at Stake. In Michele T. Berger & Kathleen Guidroz (eds.), *The Intersectional Approach: Transforming the Academy Through Race, Class, & Gender* (pp. 309–318). Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Sedgwick, Eve K. (1990). *The Epistemology of the Closet*. Berkeley: University of California Press.
- Sedgwick, Eve K. (1994). *Tendencies*. London: Routledge. <http://dx.doi.org/10.4324/9780203202210>
- Smith, Michael P. (2007). The two faces of transnational citizenship. *Ethnic and Racial Studies*, 30(6), 1096–1116. <http://dx.doi.org/10.1080/01419870701599523>
- Spelman, Elizabeth (1988). *Inessential Woman: Problems of Exclusion in Feminist Thought*. Boston: Beacon.
- Staunæs, Dorte (2003). Where have all the subjects gone? Bringing together the concepts of intersectionality and subjectification. *NORA – Nordic Journal of Feminist and Gender Research*, 11(2), 101–110. <http://dx.doi.org/10.1080/08038740310002950>
- Staunæs, Dorte & Søndergaard, Dorte M. (2011). Intersectionality: A Theoretical Adjustment. In Rosemarie Buikema, Gabriele Griffin & Nina Lykke (eds.), *Theories and Methodologies in Postgraduate Feminist Research* (pp. 45–59). London: Routledge.
- Taylor, Yvette (2010). Complexities and Complications: Intersections of Class and Sexuality. In Yvette Taylor, Sally Hines & Mark E. Casey (eds.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality* (pp. 37–55). Basingstoke: Palgrave. <http://dx.doi.org/10.1057/9780230304093>
- Taylor, Yvette; Hines, Sally & Casey, Mark E. (2011). Introduction. In Yvette Taylor, Sally Hines & Mark E. Casey (eds.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality* (pp. 1–12). Basingstoke: Palgrave.
- Thing, James (2010). Gay, Mexican and immigrant: Intersecting identities among gay men in Los Angeles. *Social Identities*, 16(6), 809–831. <http://dx.doi.org/10.1080/13504630.2010.524787>
- Valocchi, Stephen (2005). Not Yet Queer Enough: The Lessons of Queer Theory for the Sociology of Gender and Sexuality. *Gender & Society*, 19(6), 750–770. <http://dx.doi.org/10.1177/0891243205280294>
- Vertovec, Steven (2004). Migrant Transnationalism and Modes of Transformation. *International Migration Review*, 38(3), 970–1001. <http://dx.doi.org/10.1111/j.1747-7379.2004.tb00226.x>
- Vertovec, Steven (2009). *Transnationalism. Key Ideas*. London: Routledge.

- Villa, Paula-Irene (2011). Embodiment is Always More: Intersectionality, Subjection and the Body. In Helma Lutz, Maria T. Herrera Vivar & Linda Supik (eds.), *Framing Intersectionality: Debates on a Multi-Faceted Concept in Gender Studies* (pp. 171–186). Farnham: Ashgate.
- Warner, Michael (1993). Introduction. In Michael Warner (ed.), *Fear of a Queer Planet: Queer Politics and Social Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Weston, Kath (2010). Me, Myself, and I. In Yvette Taylor, Sally Hines & Mark E. Casey (eds.), *Theorizing Intersectionality and Sexuality* (pp. 15–36). Basingstoke: Palgrave.
- Yuval-Davis, Nira (2006). Intersectionality and Feminist Politics. *European Journal of Women's Studies*, 13(3), 193–209. <http://dx.doi.org/10.1177/1350506806065752>

Author's details

Nicole Shephard, Dr., LSE Gender Institute. Research focus: gender and migration, queer theory, the gender/tech nexus, computational cultures, inter(post?)disciplinarity, critical methodologies, and the intersections thereof.

Contact: LSE Gender Institute, Houghton Street, London WC2A 2AE

Email: n.shephard@lse.ac.uk

I am what I am? – Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen in Deutschland

Zusammenfassung

Der gesellschaftliche Blick auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert. Doch nach wie vor sind nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Lebensweisen in Deutschland keine Selbstverständlichkeit. Das zeigt sich z.B. daran, dass in sozialwissenschaftlichen Jugendstudien lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere (LSBTQ*) Lebensweisen weiterhin kaum berücksichtigt werden. Die Folge ist ein Mangel an Erkenntnissen über ihre Lebenssituation.

Die Ergebnisse der bundesweiten Studie *Coming-out – und dann ...?!* zeigen, welche Erfahrungen LSBTQ*-Jugendliche bei ihrem inneren und äußeren Coming-out in alltäglichen Lebensbereichen wie Familie, Bildungs- und Arbeitsorten und dem Freundeskreis machen und welche Diskriminierungserfahrungen sie dort erleben. Außerdem wird deutlich, wie sie mit Herausforderungen und Problemen umgehen, die aufgrund einer heteronormativen Zwei-Geschlechter-Ordnung bestehen. Über 5 000 lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und queere Jugendliche haben in einer Online-Befragung Auskunft über ihre Erlebnisse gegeben. Außerdem wurden deutschlandweit 40 problemzentrierte Interviews mit LSBTQ*-Jugendlichen geführt, in denen sie von ihren Erfahrungen und Umgangsweisen berichtet haben. Der Beitrag gibt einen Überblick über zentrale Ergebnisse der Studie *Coming-out – und dann ...?!*

Schlüsselwörter

Diversitätssensible Jugendforschung, Gender Studies, Queer Studies, LSBTQ*-Jugendliche, Coming-out, Diskriminierung

Summary

I am what I am? – The experience of lesbian, gay, bisexual, trans* and queer youth in Germany

Social attitudes to sexual und gender diversity have changed in recent decades. Nevertheless, non-heterosexual and non-cisgender ways of life are still not normal. For example, empirical research on young people hardly takes account of lesbian, gay, bisexual, transgender and queer lifestyles. The consequence is a lack of knowledge about their lives.

The results of the nationwide study *Coming out – and then ...?!* show how young LGBTQ* people experience the process of self-awareness and coming out. The study focuses on their daily lives in a family, educational and work context and amongst their peers and shows what kind of discrimination these adolescents face. It also reveals the challenges and problems they face living in a heteronormativity-based society. More than 5,000 young people took part in an online survey. In addition, 40 problem centered interviews were conducted across Germany in which these young people talked about their individual experiences and behaviours. The article presents an overview of the key results of the study *Coming out – and then ...?!*

Keywords

diversity-sensitive youth research, gender studies, queer studies, LGBTQ* youth, coming out, discrimination

1 Schöne neue „Normalität“?

Die Sichtbarkeit von nicht-heterosexuellen und nicht-cisgeschlechtlichen Lebensweisen steigt seit Jahren kontinuierlich. Dabei ist seit den 1990er Jahren zunächst vor allem für gleichgeschlechtliche Orientierungen, in der Folge auch für transgeschlechtliche Personen eine zunehmende Akzeptanz feststellbar (vgl. Gùldenring 2012: 154). Nach ca. 200 Jahren der Kriminalisierung und Pathologisierung von homosexuellen sowie transgeschlechtlichen Lebensweisen können diese Prozesse daher als wesentlicher „Sinneswandel“ eingeordnet werden (vgl. Woltersdorff 2005).

Die Dominanz der binären cisgeschlechtlichen Ordnung, die auf eine heterosexuelle Orientierung ausgerichtet ist, besteht jedoch weiterhin. Allerdings gibt es immer mehr Beispiele, wie z. B. die 60 Geschlechter-Varianten bei Facebook oder ESC-2014-Gewinner_in Conchita Wurst, die einen Verlust dieses etablierten wirklichkeitsstrukturierenden Prinzips erkennen lassen.¹ Dennoch lebt auch im Jahr 2016 kein deutscher (aktiver) männlicher Fußballprofi offen schwul.

Eine Beschreibung von lesbischen, schwulen, bisexuellen sowie transgeschlechtlichen und queeren Lebensrealitäten ist daher unzutreffend, wenn sie nicht auch in gleicher Weise auf die widersprüchliche Situation hinweist: Denn nach wie vor ist sexuelle und geschlechtliche Vielfalt das gesellschaftliche „Außen/Andere/Abweichende“ und mit zahlreichen Defizit-Zuschreibungen versehen wie z. B. einem „auffälligen“ Lebensstil oder einem per se erhöhten Morbiditätsrisiko. Darüber hinaus bedarf es nach wie vor eines „Coming-outs“, also einer Erklärung bzw. Richtigstellung gegenüber „Anderen“, um sich von der meist unhinterfragten und vorausgesetzten Heterosexualität und Cisgeschlechtlichkeit zu distanzieren: Ein „Coming-out schafft Sichtbarkeit“ (Woltersdorff 2005: 136).

Wie sieht nun die Lebensrealität von LSBT*Q²-Jugendlichen in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts aus? Heißt es: „I am what I am, and what I am needs no excuses?!“³

Um darauf eine aktuelle empirische Antwort zu erhalten, wurde die Studie *Coming-out – und dann ...?!* durchgeführt. Das Ziel war, Erkenntnisse über Coming-out-Verläufe, Alltagserfahrungen in verschiedenen Kontexten sowie Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen zu gewinnen. Bevor Rahmensetzungen und zentrale Ergebnisse der Studie erläutert werden, erfolgt ein kurzer Überblick über bestehende empirische Erkenntnisse zur Lebenssituation von LSBT*Q-Personen. Abschließend wird ein Fazit gezogen.

1 Vgl. zur Diskussion um die sich im Wandel befindliche Norm der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit Halberstam 2013; Meuser 2010; Schirmer 2010.

2 Der aus der Computersprache stammende Asterisk * bei „trans*“ und „inter*“ wird als Platzhalter für verschiedene Selbstverortungen von Menschen gelesen, die sich nicht dem bei ihrer Geburt zugewiesenen Geschlecht zugehörig fühlen (vgl. Franzen/Sauer 2010: 7).

3 Die Disco-Version von Gloria Gaynor „I am what I am“ ist ein symbolträchtiges Lied, das sich schnell als lesbische, schwule und queere Hymne etabliert hat, die immer noch regelmäßig gespielt wird.

2 Erkenntnisse zur Lebenssituation von LSBT*Q-Jugendlichen

Da in großen deutschen Jugendstudien (z. B. den Shell-Studien) nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche kaum berücksichtigt werden, ist grundsätzlich festzustellen, dass es wenige Kenntnisse über ihre Lebenssituation gibt.⁴

Aus Studien, die sich mit nicht-heterosexuellen und nicht-cisgeschlechtlichen Jugendlichen befassen, ist bekannt, dass diese aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und/oder geschlechtlichen Identität Diskriminierung erfahren. Die Untersuchung der Human rights campaign *Growing up LGBT in America* von 2012 mit mehr als 10 000 LGBT-Jugendlichen zeigt z. B., dass 51 % in der Schule verbale Angriffe erlebt haben. Demgegenüber berichten 25 % der nicht LGBT-Schüler_innen von entsprechenden Vorfällen (vgl. Human rights campaign 2012: 3). Die Erfahrungen von LSBT* Jugendlichen in Deutschland zeichnen ein ähnliches Bild: Knapp 36 % der befragten Jugendlichen aus einer Studie zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in NRW geben an, dass sie in mindestens einem Lebensbereich (Elternhaus, Schule/Arbeit, Freundeskreis) diskriminiert wurden (vgl. Schwules Netzwerk NRW 2005; Sielert/Timmermanns 2011: 18). Ein weiteres Ergebnis dieser Studie ist, dass das Coming-out „nach wie vor für die meisten nicht-heterosexuellen Jugendlichen ein krisenhafter Prozess ist“ (Schwules Netzwerk NRW 2005: 9). Im Hinblick auf die Erlebnisse von transgeschlechtlichen Jugendlichen ist festzuhalten, dass Art und Häufigkeit von Diskriminierungserfahrungen im Alltag stark davon abhängen, ob die Transgeschlechtlichkeit bekannt und sichtbar ist (vgl. LesMigraS 2012: 23).

Aus der Untersuchung zu „Internetangeboten für schwule, lesbische und bisexuelle sowie transsexuelle und transgender Jugendliche“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales Berlin 2009) ist bekannt, dass Fragen rund um das innere und äußere Coming-out (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales Berlin 2009: 6) zentral für nicht-heterosexuelle Jugendliche sind. Bei transgeschlechtlichen Jugendlichen hingegen ist das Interesse breiter verteilt: „Es überwiegen der Informationsbedarf zu Kennenlern- und Austauschmöglichkeiten, zu rechtlichen Fragen und Unterstützung beim Selbstfindungsprozess und dem Umgang mit Reaktionen aus dem Umfeld“ (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales Berlin 2009).

Den kurzen Blick auf empirische Erkenntnisse zur Lebenssituation von LSBT*-Jugendlichen soll eine Gegenüberstellung von deren Wünschen und Problemen und denen von heterosexuellen und cisgeschlechtlichen Jugendlichen abschließen:

4 Weiterführend zur kritischen Diskussion darüber, dass Personen, die nicht der „Mehrheitsgesellschaft“ angehören, in allgemeinen, großen Studien nicht berücksichtigt werden, die Anmerkung des National Center for Transgender Equality: „The persistent lack of data on transgender people’s lives from authoritative federal surveys is one of the greatest policy failures facing the trans movement today. Because research and data drive laws, policies, and funding for the critical needs affecting our communities, it is essential that the federal government use the research it does – especially its population-based surveys – to measure the realities of life for various types of people. If people such as trans people are not counted, it is far less likely that our concerns will be effectively addressed“ (National Center for Transgender Equality 2015: 30).

Abbildung 1: Vergleich von Wünschen und Problemen von LGBT und nicht-LGBT Jugendlichen in den USA

For those asked to describe one thing in their lives they would like to change right now:		Among those asked to describe the most important problem facing their lives right now:	
LGBT youth identified	Non-LGBT youth identified	LGBT youth identified	Non-LGBT youth identified
1 Understanding/ tolerance/hate (18%)	1 Money/debt/finances (20%)	1 Non-accepting families (26%)	1 Classes/exams/ grades (25%)
2 My parent/family situation (15%)	2 Appearance/weight (9%)	2 School/bullying problems (21%)	2 College/career (14%)
3 Where I live/ who I live with (9%)	3 Improving mental health (7%)	3 Fear of being out or open (18%)	3 Financial pressures related to college or job (11%)

Quelle: HRC Youth Survey Report 2012: 2 (Human rights campaign 2012).

Bei einer Zusammenschau ist daher zunächst festzuhalten, dass Fragen zum inneren und äußeren Coming-out sowie Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sexuellen und/oder geschlechtlichen Zugehörigkeit zentral sind. Dabei muss angemerkt werden, dass in entsprechenden Studien überwiegend auch diese Themen in den Blick genommen werden, weil sie als *spezifisch* und *elementar* für diese Jugendlichen erachtet werden. Fragen dazu, welche Erfahrungen LSBT*Q-Jugendliche darüber hinaus machen, die nicht explizit im Zusammenhang mit ihrer sexuellen und/oder geschlechtlichen Zugehörigkeit stehen, wie sie für heterosexuelle und cisgeschlechtliche Jugendliche beantwortet werden können, bleiben in der deutschen Jugendforschung bisher weitgehend unbeachtet.

3 Die Studie *Coming-out – und dann ...?!*

Für das im Folgenden vorgestellte DJI-Projekt waren der vorhandene empirische Wissensstand ebenso wie die Erkenntnisse aus der im Vorfeld durchgeführten Pilotstudie zu „Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland“ (Krell 2013) Ausgangsperspektive für die methodische Konzeption der Hauptstudie *Coming-out – und dann ...?!* (Krell/Oldemeier 2015).

3.1 Konzeption und Datengrundlage der Studie

Die *zentrale Zielsetzung* war, empirische Erkenntnisse über Coming-out-Verläufe⁵ sowie positive und negative Erfahrungen in unterschiedlichen Kontexten, insbesondere der Familie, dem Bildungs- und Arbeitsbereich sowie dem Freundeskreis, zu erhalten.

5 Für eine sozialwissenschaftliche Betrachtung kann ein Coming-out konzeptionell in eine Phase der Bewusstwerdung (*inneres Coming-out*) und den Schritt des „Öffentlich-Machens“ (*äußeres Coming-out*) unterschieden werden (vgl. Rauchfleisch 2011; Watzlawick 2004). Diese Differenzierung wurde auch in der Studie vorgenommen.

Eine weitere Frage war, wie Jugendliche ihr inneres und äußeres Coming-out gestalten und welche Bedingungen hierfür bestehen. Ausgehend von den Ergebnissen wurden Handlungsbedarfe für Politik, Praxis und Gesellschaft identifiziert.

Theoretischer und methodischer Zugang

Um sozialwissenschaftliche Erkenntnisse über die *Erfahrungen von LSBT*Q-Jugendlichen* in Deutschland zu bekommen, erschien ein Forschungszugang notwendig, der von ihrer subjektiven Wirklichkeit ausgeht. Denn das zentrale Interesse der Studie war, wie nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche „sich ihre objektive Wirklichkeit einverleib[en]“, und umgekehrt, wie sie ihr „eigenes Sein in die Gesellschaft hinein externalisier[en]“ (Berger/Luckmann 2004: 139). Es wurde daher gefragt, welche Erfahrungen LSBT*Q-Jugendliche bei diesen Prozessen im Hinblick auf ihre sexuelle und geschlechtliche Zugehörigkeit machen und wie sie damit umgehen. Deshalb wurden mit einer *wissenssoziologischen Perspektive* sowohl kollektive Ordnungen (z. B. Zwei-Geschlechter-Ordnung) oder rechtliche Grundlagen (z. B. Personenstandsänderungen nach dem TSG) berücksichtigt als auch die individuelle Handlungsmächtigkeit von jungen Erwachsenen (z. B. queer verortete Jugendliche). Um einen Fokus auf *jugendliche Lebenswelten* zu gewährleisten, waren vor allem bedeutsame Instanzen der sekundären Sozialisationsphase bei der Konstruktion des methodischen Designs von Bedeutung (z. B. die Alltagsbereiche Familie, Bildungs- und Arbeitsorte, Peers; vgl. exemplarisch Krüger/Grunert 2002: Kap. V). Außerdem wurde ein Blick darauf gerichtet, dass die Entwicklung der sexuellen und geschlechtlichen Identität von LSBT*Q Personen in verstärkter Weise eingebunden ist „in ein diskursives Netz aus Normierungen, Konzepten und Stereotypen“ (Woltersdorff 2005: 224; z. B. Norm eines äußeren Coming-outs). Bezüge aus den Gender und Queer Studies, die die heteronormative zweigeschlechtliche Ordnung als soziale Konstruktion *de-konstruiert* haben und die Herstellung („doing“) von als „normal“ angesehenen sexuellen und geschlechtlichen Lebensweisen in interaktiven und diskursiven Prozessen betonen (vgl. exemplarisch Degele 2008: Kap. 3), waren darüber hinaus leitend bei der Konzeption der im Folgenden vorgestellten Studie. Der Begriff „queer“, dessen ursprüngliche Bedeutung eine Beschimpfung (schräg, seltsam) von Lesben und Schwulen war, etablierte sich in den 1980er Jahren als politischer Oberbegriff für nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Lebensweisen (Degele 2008: 42). In der akademischen Etablierung der Queer Theory bzw. den Queer Studies ist ein „begriffs-, identitäts- und heteronormativitätskritisches Politik- und Theorieverständnis“ (Degele 2008: 44) zentral, welches vor allem Bezug nimmt auf die Kategorien Sexualität und Geschlecht. Im Projekt *Coming-out – und dann ...?!* wird der Begriff „queer“ entsprechend als eine Art „Sammelbegriff“ (Degele 2008: 42) verwendet für Jugendliche, die sich nicht entsprechend den gleichgeschlechtlichen und bisexuellen Orientierungen oder binär transgeschlechtlichen Zugehörigkeiten erleben.⁶

6 Kategorien, mit denen nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Zugehörigkeiten beschrieben werden (sollen), unterliegen kritischen, komplexen und interdisziplinären Diskursen. Heute wird das Akronym LSBT* meist verwendet, um die „Idee eines gleichberechtigten Zusammenschlusses“ (Dieckmann/Litwischuh 2014: 10) widerzuspiegeln. Dabei gibt es innerhalb der

Um detaillierte Erkenntnisse über die Erfahrungen von LSBT*Q-Jugendlichen in Deutschland zu erhalten, wurde ein *quantitativer und qualitativer Forschungszugang* entwickelt⁷: Über eine Online-Befragung sollten möglichst *viele Jugendliche in unterschiedlichen Lebenslagen* (z. B. Alter, Wohnort, sexuelle und geschlechtliche Zugehörigkeit) erreicht und zu ihren Erfahrungen vor allem in den zentralen Lebensbereichen Familie, Bildung und Arbeit sowie dem Freundeskreis befragt werden. Mit problemzentrierten Interviews (Witzel 2000) sollten darüber hinaus vertiefte *Erkenntnisse über Herausforderungen und Bewältigungsstrategien* von LSBT*Q-Jugendlichen gewonnen werden. Diese maßgeblich von Andreas Witzel konzipierte Interviewform zielt auf die „Erfassung individueller Handlungen, sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität [ab]“ (Witzel 2000: 1). Eine Beschreibung einer für die Menschen in der sozialen Welt relevanten Problematik (vgl. Witzel/Reiter 2013: 4ff.) ist das Ziel des problemzentrierten Interviews. Neben einer Beschreibung des „Problems“, was ein Coming-out ist, werden damit auch die Erfahrungen der Jugendlichen in alltäglichen Lebensbereichen sowie deren individuelle Gestaltungsstrategien im Kontext ihrer LSBT*Q-Zugehörigkeit sichtbar.

Insbesondere für eine quantitative Erhebung ist ein queer-dekonstruktiver Bezugsrahmen eine Herausforderung (vgl. z. B. Döring 2013, LesMigraS 2012: 9f.). Um quantifizierbare Ergebnisse zu erhalten, ist ein vollständiger Verzicht auf Kategorien nicht möglich. Daher wurde der immanenten Kritik an bestehenden Kategorien in der Studie *Coming-out – und dann ...?!* damit begegnet, dass vielfaltinkludierende, nicht-heteronormative Fragen und Antwortkategorien für die Online-Befragung entwickelt und Raum für offene Antworten gegeben wurde.

So konnten in dieser Studie zusammen mit lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen erstmals auch von queeren Jugendlichen Erkenntnisse zu ihrer Lebenssituation gewonnen werden.

Charakterisierung der teilnehmenden LSBT*Q-Jugendlichen

Bundesweit wurden 40 *problemzentrierte Interviews* geführt. Hierbei stand bei 30 Interviews die nicht-heterosexuelle Zugehörigkeit der Jugendlichen im Fokus.⁸ Von diesen Jugendlichen bezeichneten sich zehn junge cis-Frauen als lesbisch und fünf als bisexuell, elf junge cis-Männer definierten sich als schwul, vier als bisexuell. An zehn Interviews zum Thema transgeschlechtliche Identität beteiligten sich drei junge Trans*-Frauen, vier junge Trans*-Männer sowie drei transgender/genderqueere Jugendliche.

„Community“ einen regen und kritischen Diskurs darüber, ob das Akronym korrekterweise nicht „LSBT*Q“ (Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Transgender, Transsexuell, Intergeschlechtlich, Queer, Questioning, Asexual, Allies) lauten müsste, um die tatsächliche sexuelle und geschlechtliche Vielfalt vollständig abzubilden (vgl. Dieckmann/Litwisch 2014: 11; Faderman 2015: Pos. 184–195). Aus pragmatischen Gründen wird heute häufig wieder der Begriff „queer“ verwendet, um sexuell und geschlechtlich vielfältige Lebensweisen zu benennen.

7 Die vorliegende Studie ist aussagekräftig, aber nicht repräsentativ, da es sich nicht um eine Zufallsstichprobe handelt und eine Grundgesamtheit von LSBT*Q-Jugendlichen nicht bekannt ist.

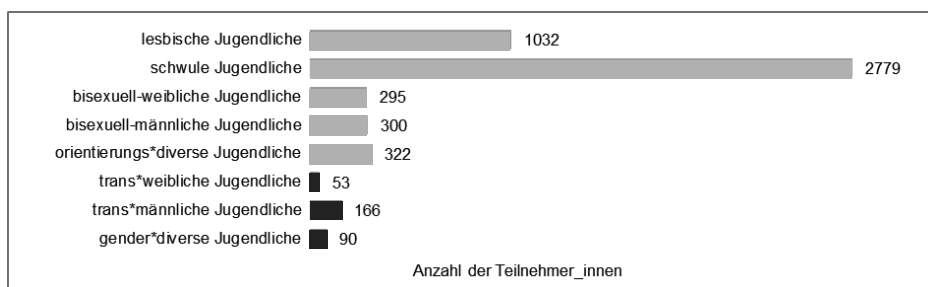
8 Die Mehrheit der interviewten Jugendlichen wurde über einen Aufruf am Ende der Online-Befragung erreicht. Nach zehn Tagen wurde dieser allerdings entfernt, da sich bis zu diesem Zeitpunkt bereits über 600 Interessierte gemeldet hatten und damit ausreichend Interviewpartner_innen zur Verfügung standen.

Die Interviewpartner_innen waren zwischen 16 und 27 Jahre alt. Von den Jugendlichen, die an den Interviews zur nicht-heterosexuellen Orientierung teilnahmen, waren sechs jünger als 18 Jahre. Die interviewten transgeschlechtlichen Jugendlichen waren volljährig.

An der *Online-Befragung* haben weit über 5 000 Personen teilgenommen. Für die Auswertung konnten die Antworten von 5 037 Jugendlichen zwischen 14 und 27 Jahren berücksichtigt werden.⁹ Das Durchschnittsalter lag bei 21 Jahren.

Die Jugendlichen verfügen insgesamt über ein hohes Bildungsniveau: Knapp 77 % der Teilnehmer_innen haben einen hohen Bildungsabschluss oder streben diesen an. Etwa die Hälfte lebt in Großstädten/Metropolen (48 %), wobei sich bei den Orten des Aufwachsens und den aktuellen Wohnorten eine deutliche Wanderbewegung in die Großstädte zeigt. 16 % der Jugendlichen haben eine Migrationsgeschichte in der Familie. Fast alle haben in der Vergangenheit schon einmal mit einer anderen Person über ihre nicht-heterosexuelle Orientierung oder nicht-cisgeschlechtliche Identität (95 %) gesprochen¹⁰. Die folgende Grafik zeigt, welche Jugendlichen an der Online-Befragung teilgenommen haben (Abb. 2).

Abbildung 2: Teilnehmer_innen der Online-Befragung (N=5 037)



Quelle: Krell/Oldemeier 2015: 11.

Die Abbildung bezieht sich auf die aktuelle Selbstbezeichnung der Jugendlichen hinsichtlich ihrer sexuellen Orientierung (helle Balken) oder ihrer geschlechtlichen Identität (dunkle Balken). Die Jugendlichen konnten zu Beginn der Befragung auswählen, zu welchem Themenschwerpunkt sie antworten wollen: zu einem Coming-out zu ihrer nicht-heterosexuellen Orientierung *oder* ihrer nicht-cisgeschlechtlichen Zugehörigkeit. Manche Jugendliche haben sowohl in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung als auch

9 Es mussten z. B. Antworten von Personen, die nicht in Deutschland leben oder über 27 Jahre alt waren, ausgeschlossen werden.

10 Ein äußeres Coming-out war keine Voraussetzung für die Teilnahme an der Studie. Dem Projektteam war bewusst, dass der Titel „Coming-out – und dann ...?!“ vor allem diejenigen Jugendlichen ansprechen wird, die ein äußeres Coming-out vollzogen haben. Trotz der kritischen Diskussion über den „westlichen Identitätszwang/Bekenntniszwang“ (Voß 2014: 126) sind aus Sicht des Projektteams bei Jugendlichen (im Gegensatz zu einem älteren kritisch-akademischen Publikum) Themen rund um ein inneres und äußeres Coming-out zentral. Daher wird der Titel „Coming-out – und dann ...?!“ als lebensweltnahe Ansprache von LSBT*Q-Jugendlichen angesehen.

ihre geschlechtliche Identität Coming-outs, deshalb war es ihnen überlassen, zu welchem sie die Fragen beantworten wollten.¹¹ Die lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen, die die Fragen zu ihrer sexuellen Orientierung beantwortet haben und jetzt bei den hellen Balken zugeordnet sind, können somit sowohl cis- wie transgeschlechtlich sein. Jugendliche, die zum Schwerpunkt geschlechtliche Zugehörigkeit teilgenommen haben und jetzt bei den dunklen Balken eingeordnet sind, haben dementsprechend unterschiedliche sexuelle Orientierungen.

Es gab neben einer Auswahl vorgegebener Kategorien auch die Möglichkeit, sich in einer offenen Antwort selbst zu beschreiben. Um auch queere Jugendliche in die Auswertung mit einschließen zu können, wurden die Gruppen „orientierungs*divers“ und „gender*divers“ gebildet. Wenn eine Person die Befragung mit dem Schwerpunkt sexuelle Orientierung gewählt und diese nicht kategorisiert bzw. selbst definiert hat (z. B. als pansexuell oder asexuell), wurde sie der Gruppe „orientierungs*divers“ zugeordnet. Jugendliche, die zu ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit Auskunft geben wollten, sich hier ebenfalls nicht kategorisieren oder eine alternative Selbstbezeichnung gewählt haben (z. B. non-binär oder genderfluid), wurden in die Gruppe „gender*divers“ integriert.

Ausgehend von dem qualitativen und quantitativen Forschungszugang sowie der bundesweiten, zahlenmäßig großen und bezogen auf die vielfältigen Lebensweisen differenzierten Stichprobe gibt das Projekt *Coming-out – und dann ...?! erstmals detaillierte und aussagekräftige Erkenntnisse über die Lebenssituationen von LSBT*Q-Jugendlichen in Deutschland wieder.*

3.2 Zentrale Ergebnisse

Inneres Coming-out

Ihre sexuelle Orientierung wird einem Großteil der lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen zwischen dem 13. und 16. Lebensjahr bewusst. Meist nehmen sie sich zunächst „anders als die Anderen“ wahr. Demgegenüber variiert der Beginn der Bewusstwerdung der geschlechtlichen Orientierung bei den trans* und gender*diversen Jugendlichen etwas breiter – er liegt zwischen unter zehn bis über 20 Jahre. Tendenziell spüren diese Jugendlichen früher, dass das ihnen bei der Geburt zugewiesene Geschlecht nicht mit ihrem Erleben übereinstimmt. Der Anteil von Jugendlichen, die „es schon immer wussten“, ist bei den trans* und gender*diversen Jugendlichen mit knapp 28 % fast doppelt so hoch wie bei denen, die über ihre sexuelle Orientierung Auskunft gegeben haben (16 %). Ein Viertel gibt an, dass sie kein bestimmtes Alter der Bewusstwerdung benennen können. In den Interviews wird beschrieben, dass hier ein längeres Ahnen, kombiniert mit aktiver Verdrängung, der späteren inneren Auseinandersetzung vorausging.

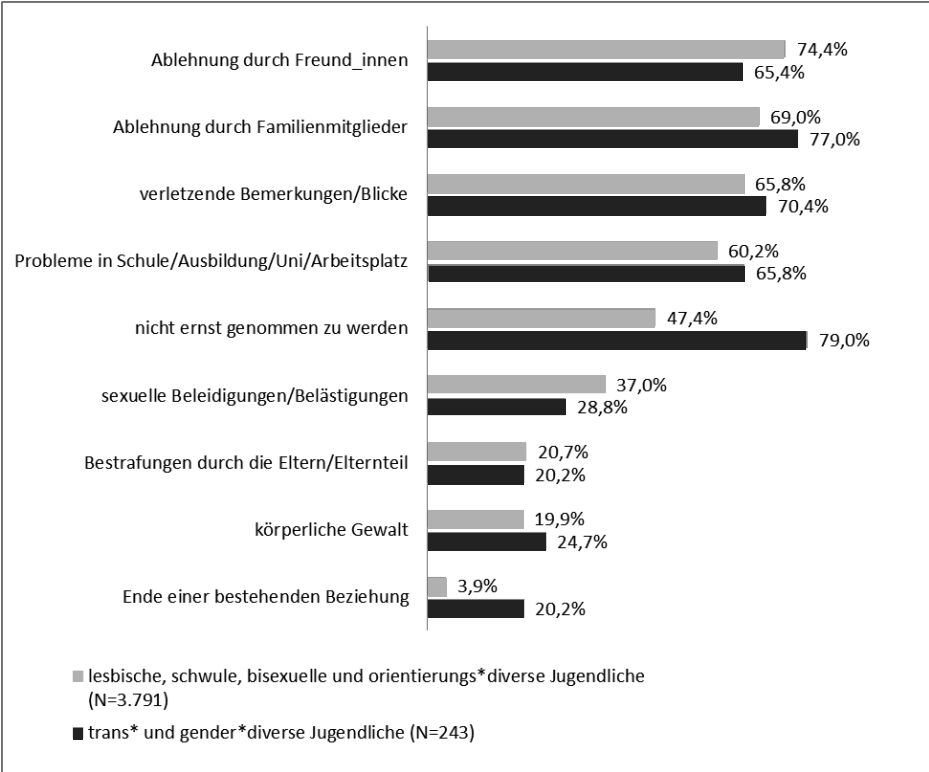
Der Bewusstwerdungsprozess wird von vielen Jugendlichen als Belastung gesehen. Nur ein Viertel (25 %) der lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen beurteilt diese Zeit als „einfach“, bei den trans* und gender*diversen Jugendlichen ist es lediglich ein Zehntel (12 %). Für alle anderen war es eine als „mittel“

11 Am Ende der Befragung bestand die Möglichkeit, Auskunft zu weiteren Coming-outs zur sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität zu geben.

bis „schwierig“ erlebte Zeit. Insbesondere ein Mangel an geeigneten Begrifflichkeiten und das Gefühl, „nicht passend“ zu sein, sind hierfür die Gründe.

Begleitet war dieser Prozess auch von Sorgen und Ängsten, welche Konsequenzen ein äußeres Coming-out mit sich bringen könnte. Diese gehen aus der folgenden Abbildung 3 hervor.

Abbildung 3: Befürchtungen der Jugendlichen vor ihrem ersten äußeren Coming-out (N= 4 034) (Mehrfachantworten waren möglich)



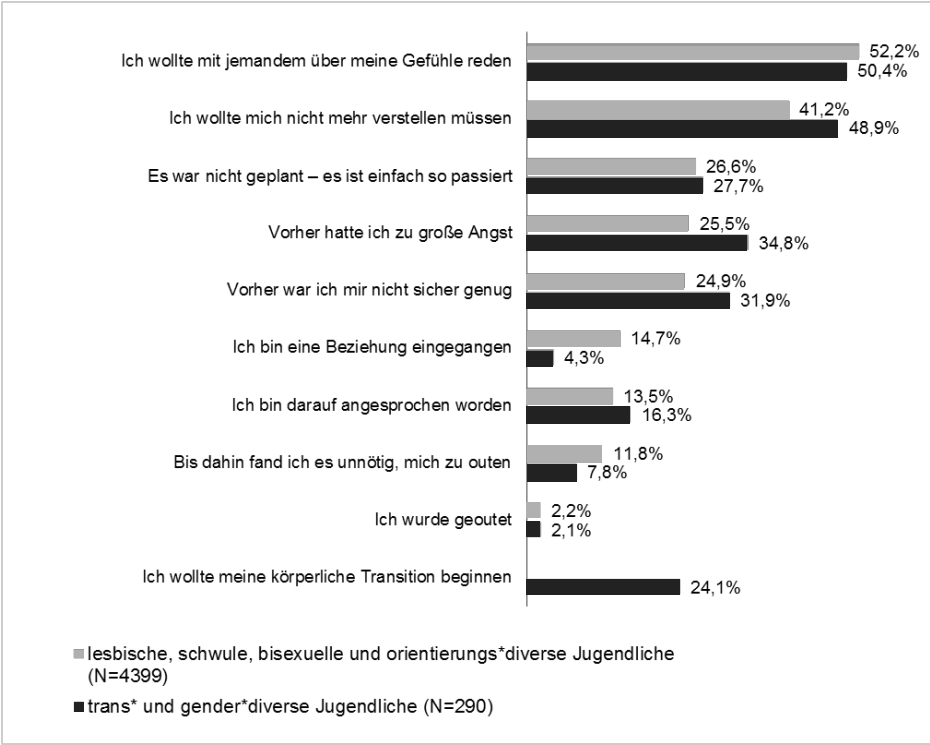
Quelle: Krell/Oldemeier 2015.

Es wird deutlich, dass viele Jugendliche vor allem die Ablehnung durch Freund_innen und Familienmitglieder, verletzende Bemerkungen und Blicke sowie Probleme im Bildungs- und Arbeitsbereich fürchten. Bei trans* und gender*diversen Jugendlichen ist die Sorge vorrangig, nicht ernst genommen zu werden.

Äußeres Coming-out

Die Gründe, die dennoch zu einem äußeren Coming-out geführt haben, werden in der folgenden Abbildung 4 aufgeführt.

Abbildung 4: Gründe für das erste äußere Coming-out (Mehrfachantworten waren möglich)



Quelle: Krell/Oldemeier 2015.

Gemeinsam ist hier vielen Jugendlichen, dass sie mit jemandem über ihre Gefühle reden und sich nicht mehr verstellen wollten. Bei lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen ist oftmals der Beginn einer Beziehung ein Grund für ein Coming-out. Bei trans* und gender*diversen Jugendlichen besteht der Wunsch, die körperliche Transition zu beginnen. Um über ihre wahren Gefühle sprechen und authentisch sein zu können, ist für LSBT*Q-Jugendliche ein Coming-out unumgänglich.

Die lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen sind bei ihrem ersten äußeren Coming-out im Durchschnitt 17 Jahre, die trans* und gender*diversen Jugendlichen über 18 Jahre alt. Die Zeitspannen zwischen dem inneren und äußeren Coming-out variieren zwischen den Gruppen stark: Bei nicht-heterosexuellen Jugendlichen liegt diese durchschnittlich bei zwei Jahren, bei transgeschlechtlichen Jugendlichen bei fünf Jahren.¹² Für die Mehrheit war eine Person aus dem Freundeskreis die_der erste Ansprechpartner_in. Deren Reaktion bezeichnen sie überwiegend als po-

12 Die ist sowohl aus methodischer als auch inhaltlicher Perspektive stark verkürzt. Berücksichtigt werden muss, dass die Verläufe individuell sind und sich bei Betrachtung der Einzelfälle Zeitspannen von weniger als einem Jahr bis zu mehr als 20 Jahren ergeben, die zwischen einem ersten Wissen und einem ersten Gespräch mit einer anderen Person vergehen.

sitiv. Sobald Eltern oder ein Elternteil in dieses erste Coming-out involviert sind, wird es tendenziell negativer bewertet. Das erste „Öffentlich-Machen“ stellt oft ein zentrales Erlebnis und eine besondere Herausforderung dar:

„Es war lustigerweise eigentlich das nicht schlimmste Coming-out, aber so das Schwerste, weil es halt das Erste war.“ (Emil, 17 Jahre)

Die nicht-heterosexuelle Orientierung wird, nachdem die „wichtigsten“ Menschen informiert sind, zunehmend nebenbei erwähnt, wenn es sich z. B. in einem Gespräch ergibt. Allerdings sind die Jugendlichen durchaus bedacht, in welchem Kontext sie diese Information preisgeben. Für trans*-Jugendliche stellt sich die Frage, ob und, wenn ja, wann und wie sie mit anderen über ihre Trans*-Biografie sprechen möchten.

„... eine freundschaftliche Beziehung ist irgendwann dann erst möglich ... oder ist dann wirklich erst freundschaftsmäßig, wenn die Leute über mich Bescheid wissen in dem Sinne, dass ich Transmann bin ... weil sonst nur oberflächlicher Kontakt möglich ist.“ (Artur, 25 Jahre)

Alltagserfahrungen in unterschiedlichen Lebensbereichen

Insbesondere für junge Menschen hat die *Familie* oftmals einen hohen Stellenwert, weil sie in vielerlei Hinsicht, z. B. emotional, finanziell und rechtlich, von Eltern bzw. Sorgeberechtigten abhängig sind. Die häufig genannte Befürchtung, ein Coming-out könnte dazu führen, von Familienmitgliedern abgelehnt zu werden, unterstreicht diese Wichtigkeit. Entsprechend wird das Coming-out in der Familie, wenn es stattfindet, häufig als besonderes Ereignis erlebt. Im Vergleich zum Coming-out im Freundeskreis und an Bildungs- und Arbeitsorten wird dieses als am schwierigsten bewertet. In der Familie ist meist die Mutter die gewählte Ansprechpartner_in. Die Reaktionen im Elternhaus sind unterschiedlich: Zum Teil erfolgt eine deutliche Ablehnung, was bis zu einem Beziehungsabbruch führen kann. Andere wiederum nehmen diese Information unaufgeregt zur Kenntnis, ohne dass das Thema vertieft wird. Sofortige uneingeschränkte Akzeptanz sowie Unterstützung sind weitere Reaktionen, die LSBT*Q-Jugendliche erleben.

Die engere Familie ist trotz vieler positiver Beispiele kein Raum, in dem es nicht zu negativen Erfahrungen aufgrund der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität kommt. Fast jede_r zweite Jugendliche (45 %) gibt an, hier Diskriminierung erlebt zu haben. Am häufigsten erfahren sie, dass ihre LSBT*Q-Lebensweise nicht ernst genommen, ignoriert oder nicht mitgedacht wird. Die Belastung durch negative Erfahrungen wird im Vergleich zum Freundeskreis und den Bildungs- und Arbeitsorten als am höchsten beschrieben.

Schule, Ausbildung, Uni und Arbeit sind ebenfalls elementare Lebensbereiche, denen sich Jugendliche häufig nicht bzw. nicht ohne gravierende Konsequenzen entziehen können. Umso bedeutsamer ist es, dass knapp die Hälfte der Jugendlichen (44 %) angegeben hat, hier Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität erlebt zu haben. Außerdem berichten Jugendliche davon, dass sie aufgrund ihres „untypischen“ Verhaltens schon ab dem Grundschulalter gemobbt wurden.

Im Vorfeld eines äußeren Coming-outs hatten 61 % der Jugendlichen Befürchtungen, durch diesen Schritt Probleme im Bildungs- oder Arbeitsbereich zu bekommen. Die häufigsten tatsächlich erlebten Diskriminierungen sind in diesem Kontext, dass sie beleidigt, beschimpft oder lächerlich gemacht werden, die LSBT*Q-Zugehörigkeit überbetont wird oder es zu Ausgrenzung kommt. Die Androhung oder das Erleben von Gewalt sowie die Zerstörung von Eigentum wird in diesem Bereich im Vergleich zur Familie und dem Freundeskreis am häufigsten erlebt. Vor diesem Hintergrund sind insbesondere die Erfahrungen mit Lehrer_innen auf dieses abwertende Verhalten hervorzuheben: 22 % der Jugendlichen berichten, dass Lehrer_innen häufig gezeigt haben, dass sie lesbisch, schwul, trans* o. ä. als Beschimpfung nicht dulden. 35 % gaben an, dass dies manchmal, 43 % dass dies nie der Fall war. Abgesehen von der Verwendung als Schimpfworte findet das Thema LSBT*Q im Bildungsbereich kaum Beachtung. Nur wenige konnten Beispiele dafür nennen, wie das Thema im Unterricht nicht ausschließlich im Kontext von HIV/Aids-Prävention aufgegriffen oder im übergreifenden Schulkontext wertfrei behandelt wurde.

Im *Freundeskreis* erleben die Jugendlichen größtenteils Unterstützung. Allerdings kommt es auch hier zu negativen Erlebnissen, wie vier von zehn Jugendlichen angeben (41 %). Am häufigsten beschreiben sie ein Überinteresse an ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität. Insgesamt ist der Freundeskreis jedoch der Bereich, in dem das Belastungsempfinden durch Diskriminierung am geringsten und das Coming-out am einfachsten ist.

Insgesamt berichten acht von zehn Jugendlichen (82 %), mindestens einmal Diskriminierung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität erlebt zu haben. Bei den trans* und gender*diversen Jugendlichen sind es neun von zehn (96 %). Die Formen sind hierbei vielfältig: verletzendende Blicke und Bemerkungen, Konfrontation mit tradierten abwertenden Stereotypen, Beschimpfungen, Ausschluss aus sozialen Kontexten, rechtliche Benachteiligung (z. B. Blutspende-Verbot für schwule Männer) bis hin zur Androhung bzw. Umsetzung von Sachbeschädigung oder körperlicher Gewalt. Häufig begegnen LSBT*Q-Jugendliche zudem Diskriminierung in Form von verbalen Übergriffen im öffentlichen Raum, z. B. in der Fußgängerzone, im Kino, Schwimmbad, Nahverkehr etc. Von den lesbischen, schwulen, bisexuellen und orientierungs*diversen Jugendlichen hat dies mehr als ein Drittel erlebt (38 %), von den trans* und gender*diversen Jugendlichen jede_r Zweite (50 %). Diskriminierungen in der Öffentlichkeit gehen dabei überwiegend von unbekannten Personen aus.

„... dann ist halt einer vorbei gegangen, hat sich dann auch extra umgedreht und gesagt, das wäre eine Beleidigung für seine Augen, wir sollen mal mit dem Rumgeschwule aufhören.“ (Bjarne, 21 Jahre)

Zudem gibt jede_r dritte Teilnehmer_in an, in der Öffentlichkeit sexuell belästigt oder beleidigt worden zu sein, bei den lesbischen und trans* weiblichen Jugendlichen sogar jede Zweite. Die vor dem Coming-out bestehende Befürchtung, sexuell belästigt oder beleidigt zu werden, die von rund einem Drittel (36 %) der Teilnehmer_innen benannt wurde, erweist sich somit als begründet. Erlebte wie antizipierte Diskriminierung in unterschiedlichen Lebensbereichen hat für LSBT*Q-Jugendliche daher insgesamt eine hohe Alltagsrelevanz.

Transition

Für trans* und gender*diverse Jugendliche ist es eine individuelle Entscheidung, ob sie ihren rechtlichen Personenstand ändern lassen und/oder medizinische Maßnahmen (hormonell, operativ) in Anspruch nehmen wollen. Die rechtlichen und medizinischen Rahmenbedingungen für einzelne Transitionsschritte sind komplex und es bestehen Zugangshürden, die gerade für junge Menschen eine große Herausforderung darstellen.

Die Suche nach einer kompetenten medizinischen Fachkraft, die örtlich und zeitlich erreichbar ist, ist häufig schwierig und zeitintensiv. Jenseits des ersten Kontaktes zu einer medizinischen Fachkraft, der vor allem für jüngere trans* Jugendliche häufig nicht die erhoffte Unterstützung bringt, geben knapp drei Viertel (73 %) an, dass die Ansprechpartner_innen im fachmedizinischen Kontext gut informiert waren. Bei einem Viertel (27 %) waren die medizinischen Fachkräfte schlecht bzw. gar nicht über das Thema Transgeschlechtlichkeit informiert. Wenn ein_e kompetente_r Ansprechpartner_in gefunden ist, stellte diese_r im weiteren Prozess oft eine große Unterstützung dar.

Die verpflichtende psychologische Begutachtung für eine Personenstandsänderung wird von der Hälfte der Trans*-Jugendlichen (46 %) als belastendes Verfahren erlebt. Der Weg einer medizinischen und/oder rechtlichen Geschlechtsanpassung bis zu einem Alltag entsprechend ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit erfordert viel Kraft. Haben sie den Weg einer Transition für sich abgeschlossen, zeigt sich deutlich die Erleichterung darüber, dass sie nun einen Alltag entsprechend ihrer geschlechtlichen Zugehörigkeit führen können.

„Erstgeburt sage ich dazu, ich habe zuvor eigentlich nicht gelebt, ich habe vegetiert.“ (Evelyn, 19 Jahre)

Orientierungs*diverse und gender*diverse Jugendliche: zwischen und neben der heteronormativen Zwei-Geschlechter-Ordnung

An der Befragung haben 284 Jugendliche teilgenommen, die ihre sexuelle Orientierung nicht kategorisieren, 158 haben durch eine offene Antwort eine alternative Selbstbeschreibung gewählt, 22 konnten ihre sexuelle Orientierung nicht benennen und 2 wollten sie nicht angeben. Bezogen auf ihre geschlechtliche Zugehörigkeit antworteten 75 Jugendliche mit *genderqueer*, 41 mit *transgender*, 15 trugen eine individuelle Antwort ein, 11 konnten ihre geschlechtliche Zugehörigkeit nicht näher beschreiben und 60 lehnten jede Form einer Kategorisierung ab. Neben häufigeren Bezeichnungen wie „queer“, „pansexuell“, „transgender“ und „transsexuell“ finden sich auch Antworten wie z. B. „asexuell“, „bi-curious“, „a-gender“, „genderqueer“, „androgyn“, „bi-gender“, „genderfluid“, „non-binär“, „poly“ und „nicht-heterosexuell“. Manche Jugendliche betonen, dass sie ihre Selbstverortung differenziert beschreiben – abhängig davon, wie informiert ihr Gegenüber ist: „Für mich und sensibilisierte Menschen möchte ich mich nicht kategorisieren, für andere als lesbisch“ (Teilnehmer_in der Online-Befragung). Jugendliche ordnen sich also auch deshalb bekannten Kategorien zu, weil ihre Umwelt diese „Eindeutigkeit“ voraussetzt und erwartet.

Bei den gender*diversen Jugendlichen zeigt sich zudem, dass sie seltener angegeben haben, dass sie „schon immer wussten“, was ihr geschlechtliches Erleben bedeutet,

als die Trans*-Mädchen/Frauen und Trans*-Jungen/Männer. Die innere Auseinandersetzung wird dabei vor allem von einem Gefühl dominiert, keine Zugehörigkeit zu haben.

Gender*diverse und orientierungs*diverse Jugendliche haben von allen am häufigsten mehrere Coming-outs. Von den orientierungs*diversen Jugendlichen sind es 36 %, von den gender*diversen 69 %, die mindestens ein weiteres Coming-out hatten. Bei den Gründen, die den Zeitpunkt des äußeren Coming-outs bestimmten, haben sie zudem am häufigsten die Antwort „vorher war ich mir über meine sexuelle Orientierung/geschlechtliche Identität nicht sicher genug“ gegeben.

Insgesamt wird deutlich, dass Jugendliche, die sich keiner Kategorie zuordnen oder alternative Selbstbeschreibungen nutzen, einen komplexeren Findungsprozess durchlaufen und unsicherer sind im Hinblick auf ihre sexuelle oder geschlechtliche Zugehörigkeit.

Es zeigt sich zudem, dass innerhalb der LSBT*-Community gender* und orientierungs*diverse Jugendliche verstärkt negative Erfahrungen z. B. durch Ausgrenzung machen. Diese Jugendlichen müssen daher in gewisser Weise „an zwei Fronten Stellung beziehen“ und es stehen ihnen in geringerem Maße Community-Anschlüsse zur Verfügung. Außerdem existieren seltener passende Rollenmodelle für queere Lebensweisen – jenseits oder zwischen der etablierten heteronormativen Zwei-Geschlechter-Ordnung.

Strategien zur Bewältigung von Herausforderungen

Jugendliche haben unterschiedliche Strategien zum Umgang mit Herausforderungen, die ihnen im Alltag aufgrund ihrer nicht-heterosexuellen Orientierung oder nicht-cisgeschlechtlichen Zugehörigkeit begegnen. Es zeigen sich sowohl *Handlungsstrategien*, in denen die Jugendlichen aktiv handeln, als auch *Deutungsstrategien*, durch die sie in gedanklicher Auseinandersetzung Geschehenes interpretieren und verarbeiten.

Für einen Großteil ist es wichtig – insbesondere während des inneren Coming-outs –, sich über LSBT*Q-Themen zu informieren. Später, nach einem äußeren Coming-out, engagieren sich manche LSBT*Q Jugendliche in diesem Bereich. Sie berichten z. B. auf Blogs oder YouTube über ihr Leben als lesbische, schwuler, bisexuelle_r, trans* oder queere_r Jugendliche_r oder setzen sich anderweitig für Sichtbarkeit und Aufklärung ein. Auch die Suche nach emotionalem Rückhalt bei anderen Personen (in On- wie Offline-Kontakten) ist eine unterstützende Strategie. Ist für viele Jugendliche der Wunsch, mit jemandem über ihre Gefühle sprechen zu können, vor ihrem äußeren Coming-out sehr groß, erleben sie die Gespräche währenddessen als hilfreiche Unterstützung.

Als sehr zentral im Umgang mit ihrer nicht-heterosexuellen Orientierung oder ihrer nicht-cisgeschlechtlichen Zugehörigkeit zeigen sich die Strategien der Vermeidung und des Verzichts: Sie vermeiden beispielsweise antizipierte Diskriminierung, indem sie ihre LSBT*Q-Lebensweise für sich behalten oder zumindest genau prüfen, ob eine Umgebung sicher genug ist, um dies nicht tun zu müssen.¹³ Sie ziehen sich auch aus

13 Diese „Technik der Informationskontrolle“ (Goffman 1975: 116ff.) im Zusammenhang mit einem „Stigma“ beschrieb Erving Goffman bereits 1967 in seiner Arbeit *Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität* (Goffman 1975).

sozialen Beziehungen zurück, wenn sie das Gefühl haben, dass sie sich dort nicht entsprechend ihrem tatsächlichen Erleben verhalten können. Viele verzichten außerdem auf Sport, insbesondere auf institutionell organisierte sportliche Aktivitäten. Über 66 % der Jugendlichen, die an der Studie teilgenommen haben, nehmen nicht am Vereinssport teil.¹⁴ Die heteronormative Zwei-Geschlechter-Ordnung mit entsprechenden Stereotypen zu Frauen- und Männersport stellt für viele eine Situation dar, die sie aufgrund der geschlechts- und körperspezifischen Maßstäbe häufig vermeiden.

Von weiterer Bedeutung ist die strategische Planung eines äußeren Coming-outs. Durch Informationen über LSBT*Q-Lebensweisen sowie passende Argumente erlangen viele Jugendliche eine ausreichende Sicherheit, um wichtige Personen in ihrem Umfeld (z. B. Eltern/Elternteile oder Freund_innen) über ihre nicht-heterosexuelle oder nicht-cisgeschlechtliche Zugehörigkeit aufzuklären.

LSBT*Q-Jugendliche verarbeiten negative Erfahrungen außerdem über verschiedene Deutungsstrategien (vor allem Relativierung, Idealisierung oder Legitimierung). Vielen gelingt es in gedanklichen Auseinandersetzungen, diskriminierende Erlebnisse, z. B. in Form eines verbalen Übergriffs in der Öffentlichkeit, weitgehend ohne Belastungsempfinden zu verarbeiten und handlungsfähig zu bleiben. So bagatellisieren („So schlimm war es auch nicht“) oder idealisieren („Ich hatte ja noch Glück“) sie z. B. eine entsprechende Situation. Begleitet werden diese Bewältigungsstrategien davon, dass die Jugendlichen vielfach derartige Erfahrungen häufig machen, sie daran gewöhnt und „abgehärtet“ sind.¹⁵

4 Diskussion

Wie die vorgestellten Ergebnisse der Studie *Coming-out – und dann ...?!* zeigen, stehen nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche Jugendliche vor einer Reihe von Herausforderungen, die sich in einer heteronormativen Umwelt für sie ergeben. Sie verfügen dabei in zentralen Lebensbereichen zum Teil über eingeschränkte Teilhabechancen.

Auch ältere Studien haben gezeigt, dass die Auseinandersetzung mit der eigenen sexuellen Orientierung oft im frühen Jugendalter beginnt (vgl. Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin 1999; Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg 2001; Watzlawik 2004). Die Wahrnehmung der tatsächlichen geschlechtlichen Zugehörigkeit, die nicht dem zugewiesenen Geschlecht entspricht, erleben Jugendliche häufig bereits ab dem frühem Kindesalter. Dabei bestätigen die Erkenntnisse aus der hier vorgestellten Studie, dass der Prozess der Bewusstwerdung auch im Jahr 2015 oftmals als schwierig und belastend erlebt wird (vgl. Watzlawik 2004) und teilweise mehrere Jahre dauert (vgl. Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin 1999).

14 Zur Orientierung, im 13. Sportbericht der Bundesregierung (Drucksache 18/3523) von 2014 heißt es, dass während der Adoleszenz 56 % der Jugendlichen an einem Vereinssport teilnehmen (Bundesregierung 2014: 126).

15 Auch in der LesMigraS-Studie wurde ein „Gewöhnungseffekt“ an Diskriminierungserfahrungen festgestellt (vgl. LesMigraS 2012: 22).

Acht von zehn Jugendlichen, die an der Befragung teilgenommen haben, erleben Diskriminierung in unterschiedlichen Kontexten und durch unterschiedliche Personen. Hervorzuheben ist, dass in den Bereichen Familie und Schule, also in unvermeidbaren Orten ihres Alltags, diese Erfahrungen als stark belastend erlebt werden. Insbesondere der Lebensbereich Schule ist nach wie vor ein schwieriges Terrain für LSBT*Q-Jugendliche. Hier erhalten sie nur bedingt Unterstützung, ihre Lebenssituation wird kaum thematisiert (vgl. weiterführend Klocke 2012) bzw. in Unterrichtsmaterialien häufig negiert (Bittner 2012). Übergriffe im öffentlichen Raum gehören ebenfalls zu ihrer Realität (Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg 2001). Trotz besonderer Anforderungen und negativer Erfahrungen sind viele der befragten Jugendlichen in der Lage, ihre Handlungsfähigkeit durch verschiedene Strategien aufrechtzuerhalten (vgl. Human rights campaign 2012).

Die Lebenssituation von nicht-heterosexuellen und nicht-cisgeschlechtlichen Jugendlichen kann abschließend als paradox charakterisiert werden: Auf der einen Seite erleben sie eine gewisse Offenheit gegenüber sexueller und geschlechtlicher Vielfalt, wie z. B. die positiven Reaktionen auf ihr Coming-out zeigen. Eine gesellschaftliche Öffnung hat stattgefunden, wie auch die eingangs genannten Beispiele deutlich machen. Jugendliche finden (vor allem online, aber auch offline) Orte und Möglichkeiten, wo sie ihre nicht-heterosexuelle und/oder nicht-cisgeschlechtliche Zugehörigkeit leben können und sie eine „alternative geschlechtliche Wirklichkeit konstituieren“ (Schirmer 2010: 54). Möglicherweise wird sich die Hegemonie der heteronormativen Zwei-Geschlechter-Ordnung weiter wandeln. Dass viele orientierungs* und gender*diverse Jugendliche an der Studie teilgenommen haben, könnte zumindest ein weiterer Beleg dafür sein, dass etablierte (heteronormative) Kategorien sexueller und geschlechtlicher Zugehörigkeiten an Bedeutsamkeit und Wirksamkeit verlieren.

Auf der anderen Seite erleben Jugendliche allerdings täglich, dass LSBT*Q-Lebensweisen noch nicht selbstverständlich und weiterhin erklärungsbedürftig sind. Sie bleiben die „Anderen“, erleben Diskriminierung und Exklusion und stehen vor spezifischen Herausforderungen. Dabei bekommen sie gleichzeitig diskursiv vermittelt, dass sexuelle und geschlechtliche Vielfalt heutzutage vollständig akzeptiert ist und eine LSBT*Q-Zugehörigkeit keine Benachteiligungen mehr mit sich bringt¹⁶ – das widerspricht in weiten Teilen den vorgestellten Erfahrungen von LSBT*Q-Jugendlichen.

Die Ergebnisse zu Coming-out-Verläufen und Diskriminierungserfahrungen von LSBT*Q-Jugendlichen zeigen, dass Gloria Gaynors Botschaft „I am what I am, and what I am needs no excuses“ aus dem Jahr 1983 auch über 30 Jahre später nicht an Aktualität verloren hat. Sie drückt auf prägnante Weise das Dilemma zwischen Selbst- und Fremdpositionierungen aus und die hiermit verbundene Forderung, die individuelle Lebensweise nicht legitimieren zu müssen.

16 Im Bereich der Wirtschaft sind z. B. Diversity-Konzepte etabliert und es scheint, als würden „Homosexuelle heute zum nahezu paradigmatischen Subjekt neoliberaler Vergesellschaftung stilisiert werden. [...] *Pink economy* und schwul-lesbische Karrieremesse *Milk* statt *dark room* und *closet*“ (Hark/Laufenberg 2013: 228; Hervorheb. i. O.).

Literaturverzeichnis

- Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas (2004). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/Main: S. Fischer Verlag.
- Bittner, Melanie (2012). *Geschlechterkonstruktionen und die Darstellung von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans* und Inter* (LSBTI) in Schulbüchern*. Zugriff am 8. Mai 2016 unter <https://www.gew.de/ausschuesse-arbeitsgruppen/weitere-gruppen/ag-schwule-lesben-trans-inter/ratgeber-praxishilfe-und-studie/gleichstellungsorientierte-schulbuchanalyse/>.
- Bundesregierung (Hrsg.). (2014). *13. Sportbericht der Bundesregierung*. Bundestagsdrucksache 18/3523. Berlin.
- Degele, Nina (2008). *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Dieckmann, Janine & Litwinschuh, Jörg (2014). Die interdisziplinäre Zusammenführung der LSBTI*-Forschung als Experiment – eine Einführung in dieses Buch. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBTI*, Queer und Geschlechterforschung* (S. 9–19). Bielefeld: transcript.
- Döring, Nicole (2013). Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender und Queer Theorie. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, (2), 94–113.
- Faderman, Lilian (2015). *The Gay Revolution: The Story of the Struggle*. New York: Simon & Schuster.
- Franzen, Jannik & Sauer, Arn (2010). *Benachteiligung von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben*. Zugriff am 4. April 2015 unter www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/Expertise_Benachteiligung_von_Trans_personen.html?nn=4192790.
- Goffman, Erving (1975). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Güldenring, Annette (2012). Eine andere Sicht des Transsexuellen. In Udo Rauchfleisch (Hrsg.), *Transsexualität – Transidentität. Begutachtung, Begleitung, Therapie* (2. Aufl., S. 131–168). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Halberstam, Jack J. (2013). *Gaga Feminism: Sex, Gender, and the End of normal*. Boston: Beacon Press.
- Hark, Sabine & Laufenberg, Mike (2013). Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen* (S. 227–245). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Human rights campaign (2012). *Growing up LGBT in America*. Zugriff am 18. Mai 2016 unter http://hrc-assets.s3-website-us-east-1.amazonaws.com/files/assets/resources/Growing-Up-LGBT-in-America_Report.pdf.
- Jugendnetzwerk Lambda Berlin-Brandenburg (Hrsg.). (2001). *Diskriminierung 2001: Dokumentation der gemeldeten Übergriffe gegen lesbische, schwule, bisexuelle und transgender Jugendliche*. Zugriff am 5. April 2015 unter www.lambda-bb.de/wp-content/uploads/2013/01/diskriminierung2001.pdf.
- Klocke, Ulrich (2012). *Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen. Eine Befragung zu Verhalten, Einstellung und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen*. Zugriff am 7. März 2016 unter https://www.psychologie.hu-berlin.de/de/prof/org/download/klocke2012_1.
- Krell, Claudia (2013). *Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland*. München: DJI. Zugriff am 5. April 2015 unter www.dji.de/lgbt-studie.

- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin (2015). „Coming-out – und dann...?!“ *Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. München: DJI. Zugriff am 22. Februar 2016 unter www.dji.de/coming_out/.
- Krüger, Heinz-Hermann & Grunert, Cathleen (Hrsg.). (2002). *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- LesMigraS (2012). „... nicht so greifbar und doch real“. *Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland*. Berlin.
- Meuser, Michael (2010). Körperdiskurse und Körperpraxen der Geschlechterdifferenz. In Brigitte Aulenbacher, Michael Meuser & Birgit Riegraf (Hrsg.), *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung* (S. 125–140). Wiesbaden: VS Verlag. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92045-0_7
- National Center for Transgender Equality (2015). *A blueprint for equality. A federal agenda for transgender people*. Zugriff am 13. Mai 2016 unter www.transequality.org/issues/resources/a-blueprint-for-equality-a-federal-agenda-for-transgender-people-2015.
- Rauchfleisch, Udo (2011). *Schwule, Lesben, Bisexuelle. Lebensweisen – Vorurteile – Einsichten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schirmer, Uta (2010). *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/9783839413456>
- Schwules Netzwerk NRW (Hrsg.). (2005). *Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in NRW*. Köln.
- Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales Berlin (Hrsg.). (2009). *LSBT-Jugendliche – online gut beraten?* Berlin.
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin (Hrsg.). (1999). *Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin*. Berlin.
- Sielert, Uwe & Timmermanns, Stefan (2011). *Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen*. München: DJI. Zugriff am 5. April 2015 unter www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Expertise_Sielert_Timmermanns_komplett.pdf.
- Voß, Heinz-Jürgen (2014). Intergeschlechtlichkeit: Aktivismus und Forschung, ihre Verzahnung und intersektionale Fortentwicklung. In Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hrsg.), *Forschung im Queerformat. Aktuelle Beiträge der LSBT*, Queer und Geschlechterforschung* (S. 117–131). Bielefeld: transcript.
- Watzlawik, Meike (2004). *Uferlos. Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen*. Norderstedt: Books on Demand.
- Witzel, Andreas (2000). Das Problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(1). Art 22. Zugriff am 18. Mai 2016 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/%201132/2519.
- Witzel, Andres & Reiter, Herwig (2013). *The Problem-centred Interview*. London: SAGE.
- Woltersdorff, Volker (2005). *Coming-out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung*. Frankfurt/Main, New York: Campus.

Zu den Personen

Claudia Krell, Dr., Dipl.-Psych., Deutsches Jugendinstitut München, wissenschaftliche Referentin, Fachgruppe Lebenslagen und Lebensführung Jugendlicher. Arbeitsschwerpunkte: Lebenssituation von LSBT*-Jugendlichen und jungen Erwachsenen, Qualitative Sozialforschung, Geschlechterforschung, anonyme Geburt und Babyklappen.

Kontakt: Deutsches Jugendinstitut, Abt. Jugend und Jugendhilfe, Nockherstraße 2, 81541 München

E-Mail: krell@dji.de

Kerstin Oldemeier, Dipl.-Soz., Deutsches Jugendinstitut München, wissenschaftliche Referentin, Fachgruppe Lebenslagen und Lebensführung Jugendlicher. Arbeitsschwerpunkte: Queer und Gender Studies, alltägliche Lebensführung Jugendlicher, Jugendsoziologie, Soziale Ungleichheiten.

Kontakt: Deutsches Jugendinstitut, Abt. Jugend und Jugendhilfe, Nockherstraße 2, 81541 München

E-Mail: oldemeier@dji.de

„Making Art, Making Media, Making Change!?“ Prozesse des Queerings und des Empowerments in der Arbeit mit Jugendlichen

Zusammenfassung

Wie können soziale und kulturelle Ordnungen, die eine Gesellschaft strukturieren, in der Arbeit mit Jugendlichen thematisiert werden? Wie lassen sich Machtverhältnisse und hegemoniale Deutungen infrage stellen? Das in diesem Beitrag vorgestellte Wissenschaftskommunikationsprojekt greift solche Fragestellungen auf und eröffnet in der Zusammenarbeit mit Jugendlichen Möglichkeiten der Intervention in hegemoniale Deutungsmuster durch eigene kulturelle Produktionen. Den theoretischen Rahmen bildet eine Verbindung der Perspektive des Queerings mit Ansätzen der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung. Anhand von durchgeführten Workshops mit Jugendlichen und den im Projekt entwickelten visuellen Materialien diskutieren wir, wie durch Bildkarten die Heteronormativität sowie Zweigeschlechtlichkeit infrage gestellt sowie dominante Blickregime und hegemoniale Bildpolitiken und Zuschreibungen kritisch reflektiert werden können. Ein Queering kann demnach Handlungsräume für Jugendliche eröffnen, in denen gemeinsam gesellschaftliche und soziale Normierungen dekonstruiert sowie (macht)kritische und ermächtigende Deutungen erarbeitet werden können.

Schlüsselwörter

Queering, alternative Medien, kulturelle Produktion, kritische Kunst- und Kulturvermittlung, Feminismus, Heteronormativitätskritik

Zusammenfassung

Making art, making media, making change!? Processes of queering and empowerment in working with young people

How can social and cultural regimes that structure society be addressed when working with young people? How can power structures and hegemonic constructions be called into question? The scientific communication project presented in this article addresses these questions. In collaboration with young people, the project opens up possible interventions in hegemonic interpretations through young people's active cultural productions. The theoretical outline is shaped by queer theories – in particular the queering perspective – linked to approaches in critical art and cultural education. Based on visual material developed within the research project (image cards that question heteronormativity and gender binary) we discuss a way to critically reflect dominant regimes of the gaze and hegemonic images. We suggest that queering can open a space of agency for young people in which societal and social norms can be deconstructed and new meanings developed and envisioned.

Keywords

queering, alternative media, cultural production, critical art and cultural education, feminism, critiques of heteronormativity

1 Einleitung

Die Verknüpfung einer kritischen gesellschaftlichen Perspektive, die herrschende soziale und kulturelle Ordnungen hinterfragt, mit einem Konzept, das zu eigenen kulturellen Produktionen anregt, bietet eine große Chance und stellt zugleich eine Herausforde-

rung für die kulturelle und politische Jugendarbeit dar. Das an der Universität Salzburg durchgeführte Wissenschaftskommunikationsprojekt „Making Art, Making Media, Making Chance!“ – ein partizipatives Kultur- und Medienprojekt – zeigt Möglichkeiten der Verbindung eines solchen Anspruchs mit der Entwicklung von feministischen und antirassistischen Materialien für die Arbeit mit Jugendlichen sowie mit der Durchführung von Workshops für Jugendliche und Multiplikator_innen auf. Theoretisch leitend ist dabei die Perspektive eines Queerings, die sich in unserem Verständnis nicht nur auf sexuelle Politiken bezieht, sondern vielfältige und komplexe Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Blick nimmt, reflektiert und scheinbare Normalitäten dekonstruieren kann. Mit dieser zugrunde gelegten Perspektive werden in der konkreten Zusammenarbeit mit Jugendlichen deren Ausschlüsse reflektiert und gesellschaftliche Machtverhältnisse thematisiert und darauf aufbauend Teilhabemöglichkeiten für Jugendliche erarbeitet. Im Mittelpunkt steht demnach die Frage, die wir auch in diesem Beitrag behandeln möchten, wie mit diesem Ansatz des Queerings in hegemoniale Zuschreibungen eingegriffen und bei Jugendlichen gängiges Wissen hinterfragt werden kann, um Möglichkeiten der Kritik, aber gleichzeitig auch des Empowerments aufzuzeigen. Den Begriff „Empowerment“ verwenden wir im Sinne von bell hooks, die Empowerment als einen Prozess beschreibt, der einsetzt, „wenn wir beginnen zu verstehen, auf welche Weise Herrschaftsstrukturen das eigene Leben bestimmen, wenn wir ein kritisches Bewusstsein und die Fähigkeit zum kritischen Denken entwickeln, wenn wir neue alternative Lebensgewohnheiten ersinnen und aufgrund dieses marginalen Raums von Differenz in uns Widerstand leisten“ (hooks 1990: 55).

In dem Beitrag gehen wir wie folgt vor: Zunächst stellen wir den Kontext des Projektes vor. Den theoretischen Rahmen bildet eine Verbindung aus queertheoretischen Ansätzen mit Ansätzen der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung. Künstlerische und kulturelle Produktionen eignen sich besonders, um als „natürlich“ angesehene Wissensbestände zu hinterfragen und Irritationen auszulösen. Deren kritisches Potenzial und die Ausgangspunkte des Projektes, die in einem Verständnis von Kultur als partizipativer und Do-It-Yourself-Kultur sowie in queer-feministischen Kontexten liegen, stellen wir im Folgenden mithilfe der im Projekt entwickelten Materialien dar. Wir zeigen anhand einer Beschreibung von Workshops mit Jugendlichen auf, wie ein Handlungsraum eröffnet wird, in dem eine Diskussion und Reflexion von hegemonialen Deutungsmustern – beispielsweise von Geschlecht, Sexualität und Körper – sowie die Transformation von Zuschreibungs- und Bildpolitiken durch (kritische) kulturelle Produktionen möglich wird. Wie ein Queering des dominanten Blicks und somit eine Dekonstruktion von (scheinbaren) Normalitäten aussehen kann, diskutieren wir anschließend anhand von (Bild-)Materialien, die wir in der Arbeit mit Jugendlichen einsetzen.

2 Kontext: das Projekt „Making Art, Making Media, Making Change!“

„Making Art, Making Media, Making Change!“ ist ein transdisziplinäres Wissenschaftskommunikationsprojekt an der Schnittstelle von Universität – Jugendarbeit – Kunstvermittlung, das am interuniversitären Schwerpunkt Wissenschaft & Kunst verankert ist, eine Kooperation zwischen der Paris Lodron Universität Salzburg und der Universität Mozarteum Salzburg. Neben dem wissenschaftlichen Team wurde das Projekt vor allem in Kooperation mit Künstler_innen und Medienproduzent_innen, Vertreter_innen der feministischen Mädchenarbeit sowie Expert_innen der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung entwickelt.¹ Das Projekt baut auf zwei von Elke Zobl geleiteten Forschungsprojekten auf, die auf alternative feministische Medienproduktion und junge Frauen als aktive kulturelle Produzent_innen im Kontext der Ladyfeste fokussierten (Zobl/Drüeke 2012; Zobl/Reitsamer/Grünangerl 2012).² Diese Forschungsarbeiten haben gezeigt, dass gerade durch selbst gemachte kulturelle Produktionen, Medien und Netzwerke mit queer-feministischem Fokus neue Räume – und damit Handlungsmöglichkeiten – für Jugendliche und junge Erwachsene eröffnet werden. Sie sind durch eine partizipative Kultur, selbst organisiertes, kollaboratives Lernen in informellen Kontexten, lokale, transnationale und virtuelle Kommunikation und Vernetzung, Aktivismus und zivilgesellschaftliches Engagement gekennzeichnet (Reitsamer/Zobl 2010; Zobl 2009, 2011). Ausgehend von diesen Ergebnissen wurden im Projekt „Making Art, Making Media, Making Change!“ verschiedene Workshops mit Jugendlichen als kulturelle und mediale Produzent_innen konzipiert und durchgeführt. Diese Workshops wurden fortlaufend von den Projektmitarbeiterinnen evaluiert und werden nach Projektende weiterentwickelt. Zentral in der Anlage des Projekts ist, dass der Prozess und nicht das Produkt entscheidend ist sowie „learning by doing“ und die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen im Vordergrund stehen.

In Zusammenarbeit mit den Künstler_innen und Kooperationspartner_innen³ konzipierten wir eine Experimentierwerkstatt zum Phänomen Craftivism⁴ sowie

1 Das Projekt wurde vom österreichischen Wissenschaftsfond (FWF, WKP 10) als Wissenschaftskommunikationsprojekt vom 01.03.2014 bis 30.09.2015 gefördert. Teammitglieder: Elke Zobl, Ricarda Drüeke, Stefanie Grünangerl. Kooperationspartner_innen: Comic-Künstlerin Ka Schmitz, Textil-Künstlerin Stephanie Müller, Carmen Mörsch vom Institute for Art Education der Zürcher Hochschule der Künste (Schweiz), Büro trafo.K (Wien), make it – Büro für Mädchenförderung des Landes Salzburg, Mona-Net: Mädchen Online Netzwerk Austria, Frauenbüro Stadt Salzburg, verschiedene Kultur- und Medienproduzent_innen. Weitere Informationen unter www.makingart.at.

2 Weitere Informationen zu den FWF-geförderten Forschungsprojekten „Feministische Medienproduktion in Europa“ und „Junge Frauen als Produzent_innen von neuen kulturellen Räumen“ unter www.grassrootsfeminism.net/cms/node/760 und www.grassrootsfeminism.net/cms/node/761.

3 Für die Ausarbeitung dieser Perspektive war es für das Projekt von großer Bedeutung, mit Expert_innen der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung zu kollaborieren: Carmen Mörsch, Institute for Art Education, Zürcher Hochschule der Künste, und Elke Smodes von trafo.K, einem Kunstvermittlungsbüro in Wien.

4 Das englische Wort Craftivism – oder alternativ die Begriffe „Radical Crafting“ und „Critical Crafting“ – bezieht sich auf die Verbindung von Handarbeit mit Aktivismus und einen kritisch-experimentellen Do-It-Yourself-Zugang dazu (Eismann et al. 2011).

Comic- und Zine⁵-Workshops. Daraus ergaben sich österreichweite mobile Workshops mit geschlechtergemischten und Mädchenspezifischen Gruppen – Schulklassen sowie Jugend- und Mädchengruppen im Alter von zwölf bis 26 Jahren. Von März 2014 bis Mai 2015 führten wir 27 Workshops an 14 Institutionen mit 350 Teilnehmer_innen durch. Der überwiegende Teil der Workshops war mädchen- bzw. frauenspezifisch. Wichtig war uns bei den Workshops, den Konstruktionscharakter insbesondere von Geschlecht zu verhandeln und die Strategie des Queerings insofern zu integrieren, als wir uns gemeinsam mit den Jugendlichen mit scheinbaren Normalitäten wie Rollenbildern und Stereotypen auseinandersetzten, um diese zu hinterfragen. Als Ausgangspunkt für die Zusammenstellung von Materialien, die in den Workshops mit den Jugendlichen verwendet werden, stellten wir uns folgende Fragen:

- Welche Materialien können im Sinne eines Queerings vermeintliche Normalitäten, Herrschaftsstrukturen und Machtverhältnisse hinterfragen und beinhalten bereits ein kritisches Moment, indem sie die gesellschaftliche Ordnung nicht reproduzieren, sondern durchbrechen und dekonstruieren?
- Welche Materialien können ein Empowerment im Sinne des Eröffnens von kritischen Handlungsräumen unterstützen und zu eigener kultureller Produktion anregen?

Nur jene Materialien, die diese Aspekte – der Dekonstruktion von Machtverhältnissen, im Spezifischen von Heteronormativität, und des Empowerments – ausdrücken können, wurden ausgewählt.

Für den Einsatz in diesen Workshops entwickelten wir für Lehrer_innen und Multiplikator_innen eine künstlerisch-edukative „Do-It-Yourself, Do-It-Together! Toolbox“. Ausschlaggebend und für die Entwicklung entscheidend waren dabei ähnliche Projekte, etwa „FLIC FLAC* Feministische Materialien für den Kunstunterricht“ von trafo.K (2011). Auch die Toolbox „Verletzende Sprache angehen“ (Huber 2014), der „rassismuskritische Leitfaden“ (Projekt Lern- und Erinnerungsort Afrikanisches Viertel 2015) sowie das „RCG – Magazin zu Intersektionalität“ (AG Postkoloniale Migration(en) und Anti-Rassismus 2014) stellten wichtige Referenzpunkte dar. Die Toolbox enthält Materialien für eine kritische und feministische Vermittlungspraxis. Sie umfasst Module und Handlungsanregungen für die drei beschriebenen Werkstätten bzw. Workshops.⁶ Darüber hinaus befindet sich in der Toolbox Anschauungsmaterial, d. h. Primärmaterialien wie Zines, Comics und Beispiele von Craftivism-Projekten. Zur weiteren Illustration der DIY-Produktionskontexte sind Sprechblasen enthalten, auf denen Zitate von Kultur- und Medienproduzent_innen abgedruckt sind. Schließlich umfasst die Toolbox Bildkarten mit verschiedenen Zeichnungen, Collagen und Fotografien aus queer-feministischen künstlerischen und medialen Arbeiten.

5 Zines sind nicht-kommerzielle, nicht-professionelle Magazine in geringer Zirkulation, die in freiwilliger, unbezahlter Arbeit produziert, veröffentlicht und verbreitet werden (Duncombe 1997; Zobl 2009).

6 Die Toolbox kann am Kooperationsschwerpunkt Wissenschaft & Kunst, Paris Lodron Universität Salzburg und Universität Mozarteum (Kontakt: Elke Zobl) kostenlos entliehen werden.

3 Theoretischer Rahmen: Queering in der kritischen Kunstvermittlung

Für die Entwicklung der konkreten Materialien in der Arbeit mit Jugendlichen, die wir in den Abschnitten 4 und 5 genauer vorstellen, bildet eine gesellschaftskritische und queer-feministische Perspektive die Grundlage (Butler 1995; Engel 2007; Jagose 2001; Mouffe 2008). In der pädagogischen Praxis finden sich kritische Perspektiven auf gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse vor allem in der Bildungs- und Mädchenarbeit (Walgenbach 2014). Häufiger Ausgangspunkt ist dabei die Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie und darauf aufbauend die Reflexion von Diskriminierungsformen. So greift beispielsweise das Jugendbildungsprojekt „respect“ jugendliche Selbststilisierungen als „Gangsta“ etc. auf, um damit Prozesse der Selbst- und Fremdethnisierung zu reflektieren sowie deren gesellschaftliche Herstellungsprozesse in den Blick zu nehmen (Walgenbach 2014; Akka/Pohlkamp 2010).

Aufbauend auf einem emanzipatorischen Pädagogikverständnis (Freire 1978), das Bildung als Prozess der Politisierung sieht, in dem Menschen jene Machtmechanismen erkennen lernen, die ihr Leben prägen, versteht sich die kritische Kunst- und Kulturvermittlung (Mörsch 2012; Mörsch/Settele 2012; Rolig/Sturm 2002; Schnittpunkt 2013) selbst als eine hegemoniekritische Praxis, die eine „bewusst betriebene Unterbrechung und Gegenkanonisierung“ (Institute for Art Education o. J.: 38) darstellt. Dabei werden sowohl Kulturinstitutionen und künstlerische Produktionen als auch der pädagogische Bereich „zu den zentralen Orten, an denen die hegemoniale Ordnung ausgehandelt wird“ (Institute for Art Education o. J.: 38). In dem Feld werden wichtige Fragen zum Lernen als Ergebnis hegemonialer Verhältnisse sowie zum Durchbrechen von angelernter Praxis und gängigem Wissen diskutiert, um Räume für Dissens zu öffnen und Möglichkeiten des Unerwarteten zu schaffen (Sternfeld 2014). Prozesse des Lernens und Verlernens von Denk- und Handlungsmustern, so Nora Sternfeld (2014), sind entscheidend, um Kritik zu äußern und gesellschaftliche Transformationen anzustoßen. Grundsätzlich wird Bildung in der Perspektive der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung als gegenseitiger Lernprozess und kollaborative Wissensproduktion aufgefasst. Kritische Praxis bedeutet dabei, Theorie und Reflexion sowie das Erproben von Handlungsstrategien als zusammengehörig zu verstehen.

Um queertheoretische und queere künstlerische Ansätze mit einer solchen kritischen pädagogischen Praxis zu verbinden, haben Nanna Lüth und Carmen Mörsch (2015) den Begriff „Queere Kunst Pädagogik“ vorgeschlagen. Zentral ist dabei der gemeinsame Bezug von künstlerischen und pädagogischen Verfahren zu einer anti-rassistischen und antisexistischen Herangehensweise (Lüth/Mörsch 2015: 188). Dadurch entsteht eine Form von Kunst/Pädagogik, die sich als „„queer“ und nicht (nur) „kritisch““ bezeichnet, denn „Affekte, Begehren, Verletzlichkeit, Uneindeutigkeit und Widersprüche“ sind „bei der Entwicklung und Realisierung ihres emanzipatorischen künstlerischen und pädagogischen Anliegens“ (Lüth/Mörsch 2015: 188) zentraler Ausgangs- und Angelpunkt. Damit wird nicht nur die Geschlechterdifferenz in den Blick genommen, sondern es werden vor allem Kategorisierungen kritisiert und ein Denken jenseits von Dichotomien angeregt: „Queer ist immer eine Identitätsbaustelle, ein Ort beständigen Werdens“ (Jagose 2001: 165). Dieser Zugang ermöglicht es, „verschiedene

soziale Fragen aus minorisierten Perspektiven“ (Lüth/Mörsch 2015: 188) zu fokussieren und gleichzeitig mit künstlerisch-educativen Mitteln zu bearbeiten. Demzufolge stehen sich politische, kulturelle und künstlerische Praxen und queere Theoriebildungen nicht dichotom gegenüber, sondern bedingen und befruchten sich gegenseitig. Formen kritischer künstlerischer Praktiken („critical art“) können dominante Hegemonien hinterfragen und destabilisieren, indem sie visualisieren, was unterdrückt bzw. vereinnahmt wird, und Alternativen bereitstellen (Mouffe 2008: 6ff.). Kennzeichen solcher künstlerischer Praktiken sind nach Chantal Mouffe die „Produktion neuer Subjektivitäten und die Ausarbeitung neuer Welten“ (Mouffe 2014: 139), um den „Common Sense“ durch gegenhegemoniale Interventionen zu verändern. Damit können queere Repräsentationen und soziale Praxen entwickelt werden, die Bedeutungen nicht als etwas Fixes betrachten und gleichzeitig auf die Norm verweisen, die sie veruneindeutigen bzw. die den „Prozess der Infragestellung oder Verschiebung materialisieren“ (Engel 2007: 296). Nicht nur Identitäten sind deshalb zu politisieren, sondern auch gesellschaftliche Praktiken und Rahmenbedingungen, in denen diese entstehen und stabilisiert werden (Butler 2004: 48ff.). Queere Repräsentationen und Praxen können dementsprechend, so Antke Engel, als „produktive Irritationen“ (Engel 2007: 296f.) dienen, um Geschlecht und Sexualität nicht nur auf hierarchische Geschlechterdifferenzen und Heteronormativität zu beziehen. Gerade queere künstlerische Praxen an den Schnittstellen von Theorie, Kunst und Aktivismus – dies zeigen beispielsweise die Beiträge in den aktuellen Sammelbänden von Käthe von Bose et al. (2015) und Christiane Erharter et al. (2015) – thematisieren die vielfältigen Interventionsmöglichkeiten in die visuellen und performativen Repräsentationsformen von Gender, Sexualität, Affekt und Politik.

Die kritische Kunst- und Kulturvermittlung – im Sinne einer in Entwicklung befindlichen Queeren Kunst Pädagogik – macht also deutlich, dass es auf verschiedenen Ebenen Interventionen geben kann (Lüth/Mörsch 2015): So sollen zum einen die bisherigen Vorstellungen über kulturelle Bildung reflektiert und damit auch eine Diskussion darüber angestoßen werden, welcher Kunst- und Kulturbegriff solchen Setzungen zugrunde liegt. Zum anderen ist es wichtig, vielfältige Informations- und Unterrichtsmaterialien zu entwickeln, die gesellschaftskritische Momente aus einer antirassistischen und queer-feministischen Perspektive mitdenken bzw. als Ausgangspunkt nehmen (trafo.K 2011). In Verbindung mit einem Queering als Strategie zeigt sich das Potenzial der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung. Momente der Irritation vor allem einer – aber nicht nur – hegemonialen Zweigeschlechtlichkeit und der damit verbundenen Ein- und Ausschlüsse können so in der Vermittlungspraxis thematisiert werden. Wenn gesellschaftliche Praktiken und Festschreibungen kritisch in den Blick genommen werden und nach den Bedingungen der Konstruktion von Sex und Gender gefragt wird, kann dies zu einer Vervielfältigung der Sichtweisen beitragen.

4 Infrage-Stellen von Normalität(en): zur Entwicklung von Angeboten und Materialien für eine kritische und feministische Vermittlungspraxis

Im Folgenden zeigen wir anhand der durchgeführten Workshops mit Jugendlichen die Entwicklung und Einsatzmöglichkeiten der Materialien und Angebote für eine kritische und queer-feministische Vermittlungspraxis auf. Daran anschließend stellen wir als Teil der visuellen Materialien die Bildkarten vor und diskutieren an diesem Beispiel die Möglichkeiten eines Queerings und Empowerments.

4.1 Kritische kulturelle Produktionen in Workshops

Ziel der im Rahmen des Wissenschaftskommunikationsprojekts entwickelten Craftivism-Werkstätten sowie Comic- und Zine-Workshops ist die Eröffnung eines gemeinsamen machtkritischen und ermächtigenden Sprach- und Handlungsraums. Sie sind in drei Phasen strukturiert: Zunächst erfolgt ein Kennenlernen über Bildmaterialien – wie Zines, Comics oder Bildkarten –, die wir miteinander diskutieren. In einem zweiten Schritt folgt die Produktion von Comics, Zines oder Craftivism-Objekten, die ihren inhaltlichen Ausgangspunkt bei den Themen der Jugendlichen nehmen und eine Brücke zu den Materialien bilden, die wir in die Workshops tragen. Als Abschluss werden in der letzten Phase die Ergebnisse gegenseitig vorgestellt und reflektiert.

Der konkrete Ablauf sieht dabei exemplarisch wie folgt aus: Bei einem dreistündigen Zine-Workshop – beispielsweise in einem Mädchenzentrum in Klagenfurt oder an einer weiterführenden Schule in Mittersill im ländlichen Raum Salzburgs – bauen wir zunächst bei unserer Ankunft die mobile Leselounge⁷ auf, die eine Vielzahl an queer-feministischen und frauenpolitischen Zines und Comics enthält. Nach einer Begrüßung, in der wir auch kurz die Regeln eines respektvollen Umgangs miteinander ansprechen⁸, suchen sich alle Teilnehmer_innen – auch die Workshopleiter_innen – ein Zine oder Comic aus, das sie anspricht. Zuerst zögernd, dann mit immer mehr Interesse sehen sich die Jugendlichen die Hefte an und es beginnen Gespräche darüber, was ihnen daran gefällt, welche Themen spannend sind und inwieweit diese Materialien andere Themen oder visuelle Repräsentationen enthalten als Massenmedien. In den Zines ist beispielsweise eine Frau mit Kopftuch abgebildet, die als DJane arbeitet und über ihre feministischen Überzeugungen spricht. Wir sehen Frauen, die nicht den Modelmaßen entsprechen, mit ihrem Körper zufrieden sind und Fotoserien darüber machen. Es sind Frauen abgebildet, die in den Stadtraum gehen und mit Fäden einen Börsenplatz überspannen, um zur Finanzkrise Stellung zu beziehen. Nach einem Austausch über Form und Charakteristika von Zines gehen wir dazu über, gemeinsam ein Zine zu produzieren, in dem jede_r Teilnehmer_in mindestens eine Seite gestaltet. Dazu überlegen wir gemeinsam, welche Themen die Jugendlichen

7 Die Zines entstammen dem Grrrl-Zines-Archiv im gendup, dem Zentrum für Gender Studies und Frauenforschung an der Universität Salzburg. Dieses Archiv umfasst eine Sammlung von 2 300 queer-feministischen Zines, die Elke Zobl seit 1999 gesammelt hat (www.uni-salzburg.at/index.php?id=22638).

8 In den Workshops kann auch verletzende und diskriminierende Sprache vorkommen. Wir benennen diese (ohne die Sprecher_innen zu verurteilen) und verweisen auf eine respektvolle Sprache (vgl. Huber 2014).

beschäftigen, um daraus Schwerpunkte für das Heft zu entwickeln. Wir fragen: „Was betrifft euch im Alltag, und was würdet ihr gerne daran ändern?“; „Welche Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten gibt es?“ und „Gibt es eine ‚eigene‘ Geschichte, die ihr erzählen könnt?“. Es kommt eine Diskussion in Gang und die Jugendlichen beginnen, sinngemäß Fragen zu stellen wie „Warum verdienen Frauen weniger als Männer?“; „Warum werden Gruppen und Einzelpersonen, die von der Norm abweichen, ausgegrenzt?“ und „Warum werden Stereotype über Männer und Frauen als normal erlebt?“. Ausgehend von solchen Fragen lassen sich anschließend scheinbare Normalitäten und gesellschaftliche Machtverhältnisse thematisieren. Weitergehend fragen wir: „Warum ist das so?“ und „Was hat das alles mit mir zu tun?“. Unter Rückgriff auf diese Fragestellungen gestalten die Jugendlichen und die Workshopleiter_innen in einem nächsten Schritt individuell Collagen für das Zine. Beim Collagieren greifen die Workshopleiter_innen vorwiegend auf Magazine und Zeitungen aus feministischen und frauenpolitischen Kontexten zurück, um den Mehrheitsdiskurs nicht von vornherein zu reproduzieren. In dem Klagenfurter Workshop trug das Zine schließlich den Titel „Alles basta? Nö!“ und enthielt Beiträge, in denen Rollenbilder und dominante gesellschaftliche Verhältnisse aufgezeigt, aber gleichzeitig auch Kritik daran geübt wurde. Abbildung 1 zeigt einen Auszug aus einem Zine, das im Rahmen eines solchen Workshops mit Schüler_innen und jungen Frauen an der Schule in Mittersill gestaltet wurde. Die Teilnehmer_innen der Workshops reflektierten ihre Situation und Position in der Gesellschaft und nahmen zum Teil einen kritischen Standpunkt in Bezug auf die Wirkung von Herrschaftsstrukturen ein.

Abbildung 1



Quelle: Auszug aus einem gemeinsam von Schüler_innen des BORG Mittersill und jungen Frauen gestalteten Zine.

In einem Großteil der in den Workshops produzierten Zines bringen die Jugendlichen macht- und herrschaftskritische Themen zur Sprache, insbesondere verschiedene Formen von Diskriminierung (u. a. Sexismus, aber auch z. B. Cyber-Mobbing), Ausschlüsse und Gewalt gegen Frauen. Sie üben Kritik an Rollen-, Körper- und Schönheitsbildern und Normen und formulieren Forderungen für Frauenrechte und Gleichberechtigung, Respekt, Selbstbestimmung über den eigenen Körper und Aussehen. Darüber hinaus thematisieren die Jugendlichen allgemeine gesellschaftspolitische Themen wie den Gegensatz zwischen Arm und Reich. Ein zweiter großer Themenbereich betrifft Beiträge zu Empowerment und der Ermunterung, aktiv zu sein oder zu werden, beispielsweise im Bereich der Musik. Weiterhin bringen viele – in einem dritten Themenkomplex – den Druck in Bezug auf Leistung sowie Schul-, Berufs- und Zukunftsaussichten in einem neoliberalen System⁹ zur Sprache. Auch Alltagsthemen wie Mode, Schminken, Internet, Filme, Freundschaft, Liebe, Religion und Tierschutz sind Teil der produzierten Zines.

Über den Einstieg durch die Primärmaterialien der Zines und Comics ist es möglich, direkt vielfältige und machtkritische Themen anzusprechen und so einen Handlungsraum zu öffnen, der von den Workshop-Teilnehmer_innen mitbestimmt wird, indem sie ihre Meinungen und Lebenswirklichkeiten einbringen und diese – teilweise kritisch – in Bezug zu gesellschaftlichen Verhältnissen setzen. In diesem Raum können grundsätzliche Denk- und Reflexionsprozesse initiiert werden, um gesellschaftliche Machtverhältnisse und Ausschlüsse zu hinterfragen. Vor allem Jugendliche, die sich marginalisiert fühlen, sich im Prozess des Outings befinden oder Diskriminierungserfahrungen gemacht haben, empfinden es als positiv, dass diese Erfahrungen zur Sprache gebracht werden. Gleichzeitig wäre eine längerfristige Zusammenarbeit mit den Jugendlichen notwendig, um tiefergehende Reflexionsprozesse anzustoßen und heteronormative Ordnungen nachhaltiger infrage zu stellen.

4.2 Visuelle Blickregime transformieren: Bildkarten in der Vermittlungspraxis

In diesem Abschnitt zeigen wir die Entwicklung und den Einsatz der im Projekt erarbeiteten Bildkarten auf, die in den Workshops als Einstieg zum Kennenlernen oder im zweiten Schritt für die tiefergehende Diskussion im Hinblick auf ein Queering und Empowerment verwendet werden können.

Aus dem vorhandenen Material der Forschungsprojekte wurden zunächst 140 Auszüge und Titelbilder von queer-feministischen Comics und Zines bzw. Fotos von Craftivism-Projekten ausgewählt, die in einem mehrstufigen und gemeinschaftlichen Prozess mit den Kooperationspartner_innen diskutiert wurden. Dies führte letztendlich zu einer Auswahl von 25 Bildkarten für die Verwendung in den Workshops. Auf den Bildkarten werden einerseits die Positionen der queer-feministischen Kulturschaffenden deutlich, vor allem wird aber der Konstruktionscharakter von gesellschaftlichen Kategorien, insbesondere von Geschlecht, hervorgehoben. Die Bildkarten kamen sowohl in

9 Die Jugendlichen bezeichnen das System nicht mit dem Begriff „neoliberal“, aber sie beschreiben in ihren eigenen Worten, wie sie das gesellschaftliche Zusammenleben erfahren, und benennen dabei Charakteristika des Neoliberalismus.

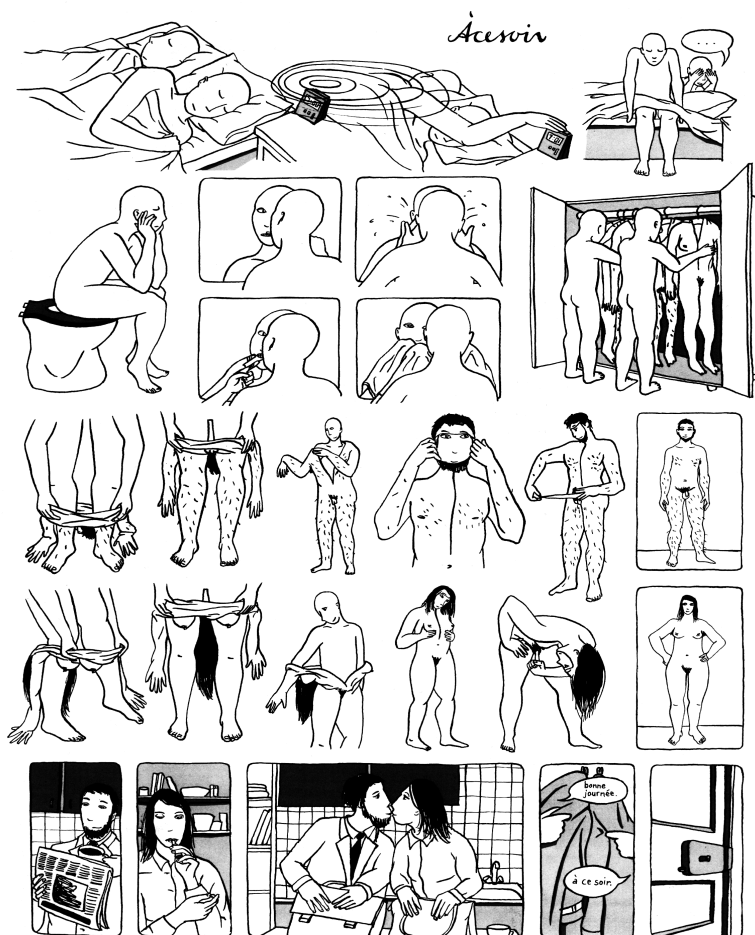
Workshops mit Schüler_innen und Studierenden als auch mit Lehrer_innen der Kunstpädagogik sowie Kommunikationswissenschaftler_innen zum Einsatz.

In den Workshops gehen wir so vor, dass sich alle Teilnehmenden (auch die Multiplikator_innen bzw. Lehrer_innen) eine Karte auswählen. In einer Runde werden die Bilder auf den Karten genau beschrieben und die Gründe der Auswahl genannt, um die jeweiligen Bildpolitiken und Zuschreibungen, die damit einhergehen (z. B. in Bezug auf Körpernormen, Geschlechterrollen), zu benennen und zu hinterfragen. Gemeinsam werden die Antworten in einer zweiten Runde besprochen. Verschiedene Fragen können dabei leitend sein: „Inwiefern wird das, was von der Gesellschaft als ‚normal‘ und ‚schön‘ angesehen wird, in den Bildern hinterfragt und umgedeutet?“, „Wie wird Kritik an scheinbarer Normalität geäußert?“, „Wie wird Kritik an Diskriminierungen, z. B. aufgrund von Geschlecht, Ethnizität, Religion, Klasse, geübt?“, „Welche anderen und neuen Bilder werden gängigen Normen entgegengesetzt?“, aber auch: „Wie wird Selbstermächtigung und Selbst-Aktiv-Werden zum Ausdruck von Kritik verwendet?“. Das Anliegen ist, eine Auseinandersetzung mit Macht- und Diskriminierungsformen sowie die Dekonstruktion stereotyper Bilder anzuregen. Die Jugendlichen nahmen die Bildkarten überwiegend mit Interesse und Neugier auf. Die Lehrenden empfanden die Bildkarten als produktives Vermittlungsmaterial für eine macht- und heteronormativitätskritische Arbeit. Die Bildkarten werden nun laufend in einem partizipativen Prozess mit verschiedenen Gruppen weiterentwickelt und erweitert.

Im Folgenden greifen wir vier Bildkarten heraus und diskutieren, wie diese im Sinne eines Queerings Machtverhältnisse dekonstruieren und Heteronormativitäten infrage stellen sowie als Form des Empowerments Handlungsräume eröffnen.

Das im *Plotki Femzine* publizierte Bild mit dem Titel „Àcsoir“ (Abb. 2) stammt von der Zeichnerin Chris Campe (queeristics.de). Es zeigt in mehreren Schritten den Tagesbeginn von zwei Personen. Deutlich wird, dass mit Geschlechtszuschreibungen visuell spielerisch umgegangen wird, da der Geschlechterkörper als etwas Äußeres und damit Wandelbares dargestellt wird. Auf einer Sequenz steht beispielsweise eine Person vor einem Kleiderschrank, in dem mehrere „Geschlechterhüllen“ zur Auswahl stehen. Indem sie sich einen Geschlechterkörper – über mehrere Sequenzen hinweg – performativ aneignet, verschieben sich heteronormative Zuschreibungen. Zwar lassen sich diese scheinbaren Wahlmöglichkeiten von Geschlecht, die diese Sequenzen ausdrücken, durchaus kritisch diskutieren, dennoch zeigt diese Zusammenstellung, dass Gender und Sex in der sozialen Praxis hervorgebracht werden und nicht notwendigerweise als etwas vorab natürlich Gegebenes betrachtet werden müssen. Sowohl Sex als auch Gender sind in dem Sinne performativ, als sie das Subjekt, das diese nur auszudrücken scheint, als seinen Effekt konstruieren (vgl. Butler 1995). Die Geschlechterkörper weisen darüber hinaus verschiedene Kombinationen männlicher und weiblicher Attribute auf. In einem Interview betont Chris Campe, dass es ihr wichtig ist, in Zeichnungen verschiedene Codes, die eher männliche oder eher weibliche Zuschreibungen auslösen, zu kombinieren und so die Wahrnehmung von Geschlechtern offen zu halten (vgl. Reitsamer 2010). Mit diesem Bild werden also eindeutige Erkennbarkeiten eines weiblichen oder männlichen Körpers infrage gestellt und es wird angeregt, darüber nachzudenken, welche Geschlechterkörper als „normal“ gelten und warum dies so ist. Der Fokus wird dabei auf die Prozesse des Handelns (des „doing gender“) gelegt, in denen Bedeutungszu-

Abbildung 2



Quelle: queeristics/Chris Campe, 2006. Publiziert im *Plotki Femzine* #1, Deutschland. www.queeristics.de.
Abdruck mit Genehmigung.

weisungen konstruiert und kulturelle Übereinkünfte erzielt werden. In den Workshops kann diskutiert werden, wie diese Bedeutungen in einem ständigen Prozess des Aushandelns und Bestätigens entstehen, der in Macht- und Hierarchieverhältnisse eingebunden ist. Mithilfe des Bildes – der Titel „À ce soir“ stellt ein Sprachspiel zwischen dem Wort „Accessoire“ (dt. „Beiwerk, Zubehör“) und „à ce soir“ (dt. „bis heute Abend“) bei der Verabschiedung der beiden Figuren dar – können diese Zuschreibungen hinterfragt und umgedeutet werden.

Abbildung 3



The new pronoun they invented
suited everyone just fine.

Quelle: girls will be boys will be girls will be ... COLORING BOOK von Jacinta Bunnell & Irit Reinheimer, USA 2004. © Jacinta Bunnell & Irit Reinheimer. <http://queerbookcommittee.com/>. Abdruck mit Genehmigung.

Abbildung 3 stammt aus dem *girls will be boys will be girls will be ... Coloring Book* (Queerbook Committee) von Jacinta Bunnell und Irit Reinheimer, das als selbst publiziertes Zine zunächst im Jahr 2001 erschien und im Jahr 2004 in leicht überarbeiteter Form in Buchform bei einem unabhängigen Verlag in den USA veröffentlicht wurde. Bunnell und Reinheimer verwenden Illustrationen aus Malbüchern für Kinder oder kreieren Zeichnungen selbst, oft auch mit Workshop-Teilnehmer_innen. Diese Bilder kommentieren sie kritisch mit Slogans und Sprüchen. Dabei dekonstruieren die Produzent_innen traditionelle und tief verankerte Geschlechterrollen und -bilder auf ironische, subversive und spielerische Weise. Auch diese Abbildung, auf der zwei Menschen zu sehen sind, die bestehende Geschlechterpronomen diskutieren und in diesem Prozess ein neues, geschlechtsneutrales Pronomen – „Ze“ – (er)finden, wird kommentiert mit dem Spruch „The new pronoun they invented suited just everyone fine“. Hier wird auf die Möglichkeit verwiesen, Bestehendes, als „normal“ Angesehenes und im Alltag performativ immer wieder Hergestelltes (in dem Fall Zweigeschlechtlichkeit) zu hinterfragen und in einem Diskussionsprozess mit verschiedenen – auch minorisierten – Menschen einen Raum für Neues zu öffnen. Dieser Raum ist ein Möglichkeitsraum auf visueller und sprachlicher Ebene und ermuntert – im Sinne des Empowerments – que(er) zu denken und Visionen der Selbstrepräsentation zu entwickeln. Die DIY-Produzent_innen dieser Coloring Books, die sie auch als „anti-bias books“ bezeichnen, zielen auf eine Kritik an Medien für Kinder ab und darauf, wie diese Geschlechterrollen und -bilder darstellen; eine Kritik, die damit arbeitet, dass Menschen über sich und ihre tief verankerten Erwartungen über Geschlecht und Sexualität lachen.

Abbildung 4



Quelle: Reclaim your body! Stoffaufnäher, Kollektiv Lookism.info, Deutschland 2007.
www.lookism.info.
 Abdruck mit Genehmigung.

Die Abbildung 4 „Reclaim your body“ ist ein Stoffaufnäher des Kollektivs Lookism.info. Das Kollektiv veröffentlicht auf seiner Webseite Texte zum Thema Lookism und setzt sich kritisch mit gängigen Schönheitsnormen auseinander. Die Abbildung mit dem Untertitel „Kick the norm“ zeigt eine Frau, die eine zersplitterte Waage in der Hand hält. Deutlich zu sehen ist, dass sie unrasierte Beine hat – eine Anspielung auf Werbebilder und gesellschaftliche Normen, die einen rasierten (Frauen-)Körper favorisieren. Durch dieses Bild werden andere Bilder von Frauen vermittelt, die sich selbstbewusst Normen widersetzen und für eine Rückeroberung der Deutungshoheit über den eigenen Körper plädieren. Damit werden gängige Kategorisierungen kritisiert und ein Denken jenseits von bestimmten Zuschreibungen angeregt. Mit Jugendlichen werden auf der Basis dieser Abbildung vorherrschende Bilder von Frauenkörpern diskutiert, auch Kritik an stereotypen Darstellungen von Weiblichkeit in der Werbung wird geäußert. Dadurch werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie Jugendliche sich gängige Bilder aneignen, sie umdeuten und diesen neue Bilder hinzufügen können.

Die Zeichnung in Abbildung 5 stammt aus der vierten Ausgabe des Zines *Same Heartbeats* (2010) der belgischen Zine-Macherin Nina Nijsten, die neben Zines vielfältige Projekte im Sinne eines aktivistisch orientierten „DIY Feminism“ (Chidzey 2009) initiiert hat, wie beispielsweise das transnationale „Feminist Poster Project“ (<https://feministposterproject.wordpress.com/>), das Selbstpublikationsprojekt ECHO (<https://drawingsbynina.wordpress.com/2011/02/05/echo/>), das Zine Fest Gent oder das Riot Grrrl Collectief. Die Abbildung mit dem auf die Straße gemalten Aufruf „Reclaim

the Streets“ ermuntert dazu, (Stadt-)Raum einzunehmen und für sich zu beanspruchen. Zwei der abgebildeten Personen besetzen die Straße aktiv, indem sie mitten auf dieser sitzen. Damit einher geht ein Aufruf zu einem Do-It-Yourself und zu einem gemeinsamen und aktivistischen Handeln im Sinne des Do-It-Together. Dieses Bild von Nijsten veranschaulicht die Freiheit des Kombinierens unterschiedlicher Ausdrucksmöglichkeiten (Zeichnung, Sprache, Fotografie, Collage) und öffnet die Frage „Wem gehört der öffentliche Raum?“. Es eignet sich besonders dazu, widerständige Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen und – auch durch die „niedrigschwellige“ Form der Zeichnung und Collage – zu eigener kultureller Produktion anzuregen.

Abbildung 5



Quelle: Zeichnung aus dem Zine *Same Heartbeats #4* von Nina Nijsten, Belgien 2010. drawingsbynina.wordpress.com, echopublishing.wordpress.com. Abdruck mit Genehmigung.

Bei den ausgewählten Bildern geht es nicht um eindeutige Antworten, sondern vielmehr um Brüche, um viele verschiedene Fragen und Antworten und damit um eine Vielstimmigkeit für Lern- und Bildprozesse. Deutlich werden die Möglichkeiten eines Queerings im Sinne eines Durchbrechens und einer Dekonstruktion bzw. eines Veruneindeutigens

von vorherrschenden Konstruktionen, insbesondere von Geschlecht, Sprache, Körper und Zugehörigkeit und damit einhergehenden Zuschreibungen und Stereotypisierungen. Damit verbunden ist ein Nachdenken darüber, welche Macht jene Bilder haben, die im Fernsehen, in Computerspielen, Musikvideos etc. hinsichtlich eines binären Geschlechterregimes reproduziert werden, und welche Bildpolitiken durch das Durchbrechen von klischeehaften Darstellungsweisen und Stereotypen in mediale Stereotypisierungen intervenieren können. Wichtig ist es, in der Diskussion der Bildkarten ebenfalls ein Augenmerk darauf zu legen, welche Möglichkeiten des Empowerments und der politischen Aktivierung es geben kann. Somit eröffnet das Arbeiten mit diesen Bildkarten ein gemeinsames spielerisches Dekonstruieren und Durchbrechen von Geschlechterrollen auf der Bild- und Sprachebene und eine Aufforderung zum Handeln im Sinne eines „Do-It-Yourself!“ und eines „Do-It-Together!“.

5 Ausblick: Queering im Kontext kritischer kultureller Produktion und Vermittlung

Was können die beschriebenen Materialien im Sinne eines Queerings leisten? Eine Qualität der Workshops besteht darin, dass wir einerseits durch die archivari-schen Materialien aus queer-feministischen Bewegungen (wie die Zines oder die Bildkarten) und andererseits durch das Einbringen der eigenen Themen der jugendlichen Teilnehmer_innen schnell in einen machtkritischen Diskurs einsteigen können und so hören, was die Jugendlichen bewegt, interessiert und woran sie Kritik üben. Dadurch eröffnet sich ein Handlungsraum, in den verschiedene Perspektiven und ihre Lebenswirklichkeiten einfließen und in dem wir über gesellschaftliche Machtverhältnisse, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten sprechen können. Dazu gehört auch, sich eine Sprache anzueignen, um Stellung beziehen zu können und eine eigene Position hinsichtlich gesellschaftlicher (Macht-)Verhältnisse zu formulieren – allesamt Prozesse, die nicht einfach sind. Wichtig ist auch der Aspekt des (Selbst-)Produzierens, den jeder Workshop enthält und der den Teilnehmer_innen großen Spaß macht.

Mit den Bildkarten und in den Workshops versuchen wir, die ständigen Aushandlungsprozesse von Geschlecht und ihre Einbettung in sowie Verschränkung mit Macht- und Hierarchieverhältnisse(n) zu thematisieren und zu dekonstruieren, um gesellschaftliche Dichotomien zu reflektieren und ein Infrage-Stellen – ein Veruneindeutigen, ein Queering – von Geschlechternormen anzuregen. So ermöglichen die queer-feministischen Repräsentationen auf den Bildkarten „produktive Irritationen“ (Engel 2007: 296f.) und damit eine Verschiebung dessen, was als „normal“ angesehen wird. Wenn wir Bildungsprozesse so gestalten, dass Machtverhältnisse bewusst „verlernt“ und die strukturelle Dimension von Ausschlussmechanismen erkannt werden (Sternfeld 2014: 16ff.), dann können offene Räume für alternative Wissensproduktionen, für Empowerment und für Dissens geschaffen werden, die eine Aneignung und dadurch eine Neuinterpretation und Transformation von Bedeutungen und Zuschreibungen ermöglichen. Die Erfahrungen aus den Workshops zeigen, dass sich Jugendliche mit den externen Workshopleiter_innen zumeist schnell und unvoreingenommen auf das Mate-

rial – seien es die Bildkarten oder die Zines – einlassen und eigene Anknüpfungspunkte finden. Wenn manche Bilder und Wörter fremd oder unbekannt erscheinen oder Abwehr bei den Jugendlichen hervorrufen, sprechen wir über die Herkunft und Bedeutung der Begriffe oder Bilder und benennen, was diesen Widerstand auslöst. Da es sich um komplexe und vielschichtige Begrifflichkeiten handelt, ist diese Auseinandersetzung nicht einfach und als Anstoß für einen längerfristigen Prozess der Auseinandersetzung und der Hinterfragung von Machtverhältnissen und Normativitäten zu sehen. Mit den Workshops können wir nur Impulse geben, wünschenswert ist eine kontinuierliche Reflexion im Umfeld und in der Alltagswelt der Jugendlichen.

Die Weiterentwicklung der Vielfalt der Bildrepräsentationen auf den Bildkarten (u. a. im Hinblick auf race, lookism, ableism) steht in direktem Bezug zur Notwendigkeit einer intersektionalen Mehrebenenperspektive in der Jugendarbeit (Groß 2014). Das erfordert nicht nur die laufende Rückbindung an die Praxis und die Zusammenarbeit mit Multiplikator_innen, Jugendarbeiter_innen, Lehrer_innen und Schüler_innen bzw. Jugendlichen, sondern auch die Kooperation und Kollaboration mit queer-feministischen Kultur- und Medienproduzent_innen, Vermittler_innen und Forscher_innen. Mit der Bildung neuer Allianzen geht auch der Versuch einher, die Institutionen – wie Universität oder Schule – von innen zu verändern und durch kritische Bildungsansätze zu erweitern (Mörsch 2012: 69). Teil davon ist, wie Melanie Groß argumentiert, die Reflexion der eigenen Vorurteile und Normativitätsvorstellungen sowie ein Wahrnehmen und Ernstnehmen der Ausgrenzungsprozesse der Jugendlichen untereinander, sodass auf Diskriminierungen kritisch und deutlich reagiert wird (Groß 2014: 22f.). Diese vielfältigen Herausforderungen und die Reflexion der eigenen (universitär verankerten) Rolle und Position an der Schnittstelle zur Schule und Jugend- bzw. Mädchenarbeit sowie der Kunst- und Kulturvermittlung stehen im Zentrum der Weiterentwicklung der Materialien, etwa durch zeitlich länger angelegte Workshops sowie Peer-to-Peer- und Train-the-Trainer-Workshops. In diesem Sinne streben wir ein „Making Art, Making Media, Making Change!“ an.

Literaturverzeichnis

- AG Postkoloniale Migration(en) und Anti-Rassismus (2014). *RCG – Magazin zu Intersektionalität*. Heinrich Böll Stiftung. Zugriff am 30. Oktober 2015 unter <https://heimatkunde.boell.de/2014/10/06/rcg-magazin-zu-intersektionalitaet>.
- Akka, Abousoufiane & Pohlkamp, Ines (2010). Pädagogik der Oberfläche. Gender und Ethnizitäten in der antirassistischen Mädchen- und Jungenarbeit. In Christine Riegel & Thomas Geisen (Hrsg.), *Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen* (S. 325–344). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bose, Käthe von; Klöppel, Ulrike; Köppert, Katrin; Michalski, Karin & Treusch, Pat (Hrsg.). (2015). *I is for Impasse: Affektive Queerverbindungen in Theorie_Aktivismus_Kunst*. Berlin: b_books Verlag.
- Butler, Judith (1995). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2004). Gender-Regulierungen. In Urte Helduser, Daniela Marx, Tanja Paulitz & Katharina Pühl (Hrsg.), *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis* (S. 44–57). Frankfurt/Main, New York: Campus.

- Chidgey, Red (2009). DIY Feminist Networks in Europe. Personal and Collective Acts of Resistance. *Transform! European Journal of Alternative Thinking and Political Dialogue*, 5, 159–165.
- Duncombe, Stephen (1997). *Notes from underground: Zines and the politics of alternative culture*. London: Verso.
- Eismann, Sonja; Gaugele, Elke; Kuni, Verena & Zobl, Elke (Hrsg.). (2001). *Craftista! Handarbeit als Aktivismus*. Mainz: Ventil.
- Engel, Antke (2007). Entschiedene Interventionen in der Unentschiedenheit. Von queerer Identitätskritik zur VerUneindeutigung als Methode. In Sabine Hark (Hrsg.), *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie* (2., aktualisierte und erweiterte Aufl., S. 285–304). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Engel, Antke; Schulz, Nina & Wedl, Juliette (2005). Kreuzweise queer. Eine Einleitung. *Feminia Politica*, 14(1), 9–22.
- Erharter, Christiane; Schwärzler, Dietmar; Sircar, Ruby & Scheirl, Hans (Hrsg.). (2015). *Pink Labor on Golden Streets. Queer Art Practices*. Berlin: Sternberg Press.
- Freire, Paulo (1978 [1970]). *Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit*. Reinbek/Hamburg: Rowohlt.
- Groß, Melanie (2014). Jugendarbeit verqueeren! Über Notwendigkeiten und Chancen einer heteronormativitätskritischen Jugendarbeit. In together/SVLS e. V. (Hrsg.), *In der Stadt und auf dem Land. Sexuelle Orientierung und Homophobie in der Jugendarbeit. Dokumentation der Fachtagung am 04.09.2013* (S. 20–23). Krefeld: together/SVLS e. V.
- hooks, bell (1990). *Yearning – Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht*. Berlin: Orlanda.
- Huber, Marty (2014). *Toolbox: Verletzende Sprache angehen. IG Kultur*. Zugriff am 30. Oktober 2015 unter <http://igkultur.at/projekte/check-the-facts-mind-the-gap/toolbox-verletzende-sprache-angehen>.
- Institute for Art Education (IAE) der Zürcher Hochschule der Künste (Hrsg.). (o. J.). *Zeit für Vermittlung. Eine online Publikation zur Kulturvermittlung*. Zugriff am 14. Juli 2015 unter www.kultur-vermittlung.ch.
- Jagose, Annamarie (2001). *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag.
- Lüth, Nanna & Mörsch, Carmen (2015). Queering (next) Art Education: Kunst/Pädagogik zur Verschiebung dominanter Zugehörigkeitsordnungen. In Torsten Meyer & Gila Kolb (Hrsg.), *What's next? Art Education. A Reader* (S. 188–190). München: kopaed.
- Mörsch, Carmen (2012). Sich selbst widersprechen. Kunstvermittlung als kritische Praxis innerhalb des educational turn in curating. In Beatrice Jaschke & Nora Sternfeld (Hrsg.), *Educational turn. Handlungsräume der Kunst- und Kulturvermittlung* (Ausstellungstheorie & Praxis Bd. 5, S. 55–77). Wien: Turia + Kant.
- Mörsch, Carmen & Settele, Bernadett (Hrsg.). (2012). *Kunstvermittlung in Transformation*. Zürich: Scheidegger & Spiess.
- Mouffe, Chantal (2008). Art and Democracy: Art as an Agnostic Intervention in Public Space. *Open*, (14), 6–13.
- Mouffe, Chantal (2014). *Agonistik: Die Welt politisch denken*. Berlin: Suhrkamp.
- Piepmeyer, Alison (2009). *Girl Zines: Making Media, Doing Feminism*. New York: NYU Press.
- Projekt Lern- und Erinnerungsort Afrikanisches Viertel (Leo) beim Amt für Weiterbildung und Kultur des Bezirksamtes Mitte von Berlin & Marmer, Elina (Hrsg.). (2015). *Rassismuskritischer Leitfaden*. Zugriff am 30. Oktober 2015 unter www.elina-marmer.com/wp-content/uploads/2015/03/IMAFREDU-Rassismuskritischer-Leitfaden_Web_barrierefrei-NEU.pdf.

- Reitsamer, Rosa (2010). *queeristics.de: Die Illustratorin Chris Campe im Gespräch mit Rosa Reitsamer über ihr Projekt queeristics.de – drawn from a queer perspective*. Zugriff am 30. Oktober 2015 unter www.grassrootsfeminism.net/cms/node/730.
- Reitsamer, Rosa & Zobl, Elke (2010). Youth Citizenship und politische Bildung am Beispiel der Ladyfeste. *Magazin Erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs*, (11). Zugriff am 18. April 2016 unter www.erwachsenenbildung.at/magazin/10-11/meb10-11.pdf.
- Rollig, Stella & Sturm, Eva (Hrsg.). (2002). *Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum*. Wien: Turia + Kant.
- Schnittpunkt (Jaschke, Beatrice & Sternfeld, Nora) (Hrsg.). (2013). *Educational turn: Handlungsräume der Kunst- und Kulturvermittlung*. Wien: Turia + Kant.
- Settele, Bernadett (2015). Queer Art Education. In Torsten Meyer & Gila Kolb (Hrsg.), *What's next. Art Education. Ein Reader* (S. 308–311). München: kopaed.
- Sternfeld, Nora (2014). *Verlernen vermitteln. Kunstpädagogische Positionen*. Zugriff am 30. Oktober 2015 unter http://mbr.uni-koeln.de/kpp/_kpp_daten/pdf/KPP30_Sternfeld.pdf.
- trafo.K (2011). FLIC FLAC* Feministische Materialien für den Kunstunterricht. *Art Education Research*, (3). Zugriff am 30. Oktober 2015 unter www.trafo-k.at/_media/download/trafo.K_Feministische-Materialien-f%C3%BCr-den-Kunstunterricht_2011.pdf.
- Walgenbach, Katharina (2014). *Heterogenität, Intersektionalität, Diversity in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: UTB/Budrich.
- Zobl, Elke (2009). Cultural Production, Transnational Networking, and Critical Reflection in Feminist Zines. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 35(1), 1–12. <http://dx.doi.org/10.1086/599256>
- Zobl, Elke (2011). „A kind of punk rock ,teaching machine““. Queer-feministische Zines im Kunstunterricht. *Art Education Research: Queer und DIY im Kunstunterricht*, 2(3). Zugriff am 30. Oktober 2015 unter http://iae-journal.zhdk.ch/files/2012/02/eJournal-AER-no-3_Zobl.pdf.
- Zobl, Elke & Drüeke, Ricarda (Hrsg.). (2012). *Feminist Media: Participatory Spaces, Networks and Cultural Citizenship*. Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839421574>
- Zobl, Elke & Reitsamer, Rosa (mit Stefanie Grünangerl) (2012). Feminist Media Production in Europe: A research report. In Elke Zobl & Ricarda Drüeke (Hrsg.), *Feminist Media: Participatory Spaces, Networks and Cultural Citizenship* (S. 21–54). Bielefeld: transcript. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839421574>

Zu den Personen

Elke Zobl, Ass. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ, Programmbereich Zeitgenössische Kunst und Kulturproduktion, Kooperationsschwerpunkt Wissenschaft & Kunst. Arbeitsschwerpunkte: Feministische Medien, kulturelle Produktion, Cultural Studies.

Kontakt: Universität Salzburg, Bergstraße 12, 5020 Salzburg, Österreich

E-Mail: elke.zobl@sbg.ac.at

Ricarda Drüeke, Dr.ⁱⁿ, Fachbereich Kommunikationswissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Gender Media Studies, Öffentlichkeitstheorien, Online-Kommunikation.

Kontakt: Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg, Österreich

E-Mail: ricarda.druecke@sbg.ac.at

Aufsätze: Offener Teil

Judith Coffey

Das hässliche Entlein wird zum Schwan: Liebe, Schönheit und Selbstnarration in *Twilight*, *Fifty Shades of Grey* und *Jane Eyre*

Zusammenfassung

Der Beitrag fokussiert auf die Protagonistinnen und zugleich Erzählerinnen von Stephenie Meyers *Twilight*-Saga und E. L. James' *Fifty-Shades*-Trilogie und vergleicht sie mit ihrem Prototyp, Jane Eyre aus dem gleichnamigen Roman von Charlotte Brontë. Im Zentrum steht eine Analyse der Selbstbeschreibung von Bella, Ana und Jane als gewöhnlich, unscheinbar und wenig attraktiv. Indem diese Selbstbeschreibung in den Kontext des Gesamttextes – und damit der Liebesgeschichte und ihrer seit dem 19. Jahrhundert etablierten Begehrensökonomie – gestellt wird, kann herausgearbeitet werden, wie die Sichtweise der Erzählerinnen im Text gewichtet und punktuell infrage gestellt wird und wie sich die Protagonistinnen im Laufe der Erzählung in feminine und begehrenswerte Frauen verwandeln. Dadurch kann in den Blick genommen werden, welche spezifische Form weißer bürgerlicher heterosexueller Weiblichkeit in heteronormativen Liebesgeschichten entworfen und bekräftigt wird.

Schlüsselwörter

Liebesgeschichte, Erzählerin, Selbstbeschreibung, Weiblichkeit, Begehren

Summary

From ugly duckling to (Bella) swan: love, beauty and self-narration in *Twilight*, *Fifty Shades of Grey* and *Jane Eyre*

This article focuses on the heroines and first-person narrators in Stephenie Meyer's *Twilight* saga and E. L. James's erotic retelling *Fifty Shades of Grey*. I undertake a comparison with what can be identified as the prototype for these heroines, namely Charlotte Brontë's Jane Eyre in the eponymous novel. I use the fact that Bella, Ana and Jane describe themselves as ordinary, unremarkable and plain as my point of departure. By locating their self-narration within the context of the love story, its long-established plot structure and its politics of desire, I aim to show how their view is weighted and questioned, and how the heroines' transformation into feminine and desirable women is effected in the text. This reading enables me to analyse and criticise the specific form of white heterosexual bourgeois femininity that is produced and reinforced by heteronormative love stories.

Keywords

love story, narrator, self-characterisation, femininity, desire

Auf den ersten Blick könnten Stephenie Meyers *Twilight*-Bücher (2005–2008) und die unter dem Pseudonym E. L. James veröffentlichte *Fifty Shades*-Trilogie (2011) unterschiedlicher nicht sein. Während die Vampir-Liebesgeschichte jungen Mädchen Enthaltsamkeit bis zur Ehe predigt und vor allem weibliche Sexualität als gefährlich und gefährdet darstellt, besteht *Fifty Shades* in erster Linie aus ausführlich und explizit geschildertem BDSM-Sex.¹ Allerdings wurde inzwischen vielfach darauf hingewie-

1 *Twilight* bzw. *Fifty Shades* meint jeweils die gesamte Romanserie, bestehend aus den Einzelromanen *Twilight* (Erstveröffentlichung 2005), *New Moon* (2006), *Eclipse* (2007) und *Breaking Dawn* (2008) bzw. *Fifty Shades of Grey*, *Fifty Shades Darker* und *Fifty Shades Freed* (alle 2011). Nicht

sen, nicht zuletzt von Eva Illouz (2013), dass die pornografische Erzählung von *Fifty Shades* in eine Liebesgeschichte eingebettet bleibt, die weitgehend dem im Laufe des 18. Jahrhunderts etablierten Modell folgt – wie auch *Twilight* es tut. Carolyn Dever fasst die Grundstruktur dieses Plots lapidar zusammen: „a young man and a young woman meet, explore their attractions to each other, and eventually make their way to the altar“ (Dever 2005: 161). Doch die beiden Buchserien weisen weitere Gemeinsamkeiten auf: Im Zentrum steht jeweils eine junge, (sexuell) unerfahrene Heldin, die sich in einen älteren und sozial höherstehenden Mann verliebt. Die Heldin erzählt ihre eigene Geschichte, die jedoch auf den Liebesplot beschränkt bleibt und mit dem Happy End der gelungenen Verheiratung für beendet erklärt wird.² Auffallend ist vor allem, dass sich die Heldin selbst als unattraktiv und unscheinbar beschreibt und erst im Verlauf der Erzählung zu der Erkenntnis geführt wird, dass sie begehrens- und liebenswert ist.

Auch in der Sekundärliteratur werden Isabella (Bella) Swan und Anastasia (Ana) Steele, die Protagonistinnen von *Twilight* und *Fifty Shades*, meist als farb- und charakterlos beschrieben, als „everywoman“ (Larsson/Steiner 2011: 15), „every girl“ (Hanser 2014: 125) oder als Verkörperung von „Frau Mustermann“ (Illouz 2013: 52). Dieser Charakterisierung der Figuren möchte ich in meinem Beitrag widersprechen, denn darin wird meines Erachtens der Blick der jeweiligen Protagonistin auf sich selbst unkritisch übernommen, ohne die Einbettung dieses Blicks in die Begehrensökonomie der Liebesgeschichte und – damit untrennbar verbunden – in die textuelle Dynamik der Romane genauer zu betrachten. Meine Analyse fragt in diesem Sinn: Welches Verhältnis zu sich selbst entwerfen Bella und Ana, und wie wird diese Selbstbeschreibung vom Text gewertet und infrage gestellt? Indem die Schönheit oder Unscheinbarkeit der Heldinnen nicht als textuell gegebene Tatsache, sondern als für die Liebesgeschichte bedeutsames Element der Selbstnarration aufgefasst wird, kann die spezifische Verwobenheit von weiblicher Subjektivierung mit dem in der (und durch die) Liebesgeschichte hervorgebrachten Begehren in den Blick genommen werden. Im Zentrum steht damit die Frage, welche spezifische Form *weißer*³ bürgerlicher heterosexueller Weiblichkeit in Erzählungen dieser Art produziert wird.

Zu diesem Zweck ziehe ich eine weitere „nicht-hübsche“ Heldin zum Vergleich heran: Jane Eyre aus dem gleichnamigen Roman von Charlotte Brontë (Erstveröffentlichung 1847). Auf die intertextuellen Bezüge zwischen *Jane Eyre* und *Twilight* wurde inzwischen in mehreren Analysen der *Twilight*-Romane hingewiesen (Morey 2012; Hanser 2014; Shachar 2011; Groper 2011). Kristina Deffenbacher und Mikayla Zagoria-Moffet fassen die Gemeinsamkeiten wie folgt zusammen:

berücksichtigt wurde der zuletzt erschienene Band *Grey* (2015), der *Fifty Shades* aus Sicht von Christian Grey erzählt, da meine Analyse auf weibliche Selbstnarration fokussiert.

- 2 Im Fall von *Twilight* folgt der Heirat noch die Verwandlung der Heldin in eine Vampirin. Strukturell verstärkt und bekräftigt die Transformation die Verheiratung und bringt die Liebesgeschichte erst wirklich zum Abschluss.
- 3 In der Kursivsetzung von „*weiß*“ folge ich Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt, die damit den Konstruktcharakter der Kategorie markieren, ohne ihr jedoch die widerständige Bedeutung einzuschreiben, die in der Großschreibung von „Schwarz“ mitschwingt (Eggers et al. 2005: 13).

„Bella Swan, who, like Jane Eyre, narrates (much of) her own tale, initially describes herself in Janian terms, as a plain young woman who is set apart from others [...]. In the final book of the Saga, Bella, like Jane at the conclusion of *Jane Eyre*, finds her place in the world through her relationship with a Byronic Edward (Cullen for Bella, Rochester for Jane), and in each narrative, some supernatural intervention sets heroine and hero on a more equal footing.“ (2011: 31f.)

Die aufgezählten Gemeinsamkeiten sind sowohl spezifisch wie unspezifisch. Sie treffen auf eine Vielzahl anderer Liebesgeschichten und deren Heldinnen zu, beschreiben aber gleichzeitig einen bestimmten Typus einer Heldin. Ausschlaggebend sind dafür ihre Außenseiterinnenposition und ihre Selbstbeschreibung „in Janian terms“ – Jane Eyre dient in solchem Maße als der Prototyp dieser Heldin, dass ihr Name als Adjektiv eingesetzt werden kann, um den Typus aufzurufen.

Der Vergleich zwischen *Jane Eyre*, *Twilight* und *Fifty Shades* ist daher nicht symmetrisch zu verstehen, denn die Romane stehen in unterschiedlichem Verhältnis zueinander. *Fifty Shades* wurde ursprünglich als *Twilight*-Fan-Fiction verfasst, daher ist es nicht verwunderlich, dass die beiden Romanserien viele sehr konkrete Parallelen aufweisen. Meine Analyse zielt in erster Linie auf die Gemeinsamkeiten zwischen den Romanen ab und weniger auf die viel besprochenen Unterschiede – allen voran zwischen der Moral der Abstinenz von *Twilight* und dem explizit sexuellen Gehalt von *Fifty Shades*⁴.

1 „I’m too pale, too skinny, too scruffy“: Selbstbeschreibung als hässliches Entlein

Wie beschreiben sich Ana, Bella und Jane nun selbst? Die eigentliche Beschreibung fällt in allen drei Fällen knapp und relativ unkonkret aus.

„I roll my eyes in exasperation and gaze at the pale, brown-haired girl with blue eyes too big for her face staring back at me.“ (FsoG: 3)

„I *should* be tan, sporty, blond – a volleyball player, or a cheerleader, perhaps [...]. Instead, I was ivory-skinned, without even the excuse of blue eyes or red hair, despite the constant sunshine. I had always been slender, but soft somehow, obviously not an athlete.“ (T: 9)

„I ever wished to look as well as I could, and to please as much as my want of beauty would permit. I sometimes regretted that I was not handsomer: I sometimes wished to have rosy cheeks, a straight nose, and small cherry mouth; I desired to be tall, stately, and finely developed in figure; I felt it a misfortune that I was so little, so pale, and had features so irregular and so marked.“ (JE: 98)⁵

4 Allerdings wurde ebenfalls vielfach darauf hingewiesen, dass *Twilight* nicht einfach Enthaltensamkeit predigt, sondern geradezu eine „erotics of abstinence“ (McGeough 2010: 91) etabliert. Auf der anderen Seite findet in *Fifty Shades* eine Neutralisierung jeder erotischen Transgression durch die Einbettung in eine ganz und gar konventionelle Liebesgeschichte statt, an deren Ende Heirat, Hausbau und zwei Kinder stehen.

5 Im Folgenden gehe ich vor allem auf den jeweiligen ersten Band der *Twilight*- bzw. *Fifty Shades*-Serie ein, da die Figurencharakterisierung vorwiegend zu Beginn der Romane vorgenommen und auch der Erzählmodus dort etabliert wird. Der Einzelroman *Twilight* wird dabei mit dem Kürzel T bezeichnet, *Fifty Shades of Grey* als FSoG sowie *Jane Eyre* als JE. Alle Hervorhebungen in Zitaten aus der Primärliteratur stammen aus dem Originaltext.

In allen drei Fällen beschreibt sich die Erzählerin in erster Linie durch ihre Abweichung von einem gesellschaftlichen Schönheitsideal, während ihr eigentliches Aussehen vage bleibt. Ana vergleicht sich mit ihrer Freundin Kate: „How does she do it? Even ill she looks gamine and gorgeous, strawberry blonde hair in place and green eyes bright“ (FSoG: 3f.). Auch die weiblichen Angestellten von Christian Grey, die auf den nächsten Seiten beschrieben werden, sind allesamt „very attractive, groomed, blonde [...], immaculate“ (FSoG: 5) und erwecken in Ana Gefühle der Unsicherheit (FSoG: 5).

Bella und Jane vergleichen sich mit einem abstrakten Schönheitsideal: „tan, sporty, blonde“ (T: 9) in Bellas Fall und ein klein wenig ausführlicher bei Jane: „rosy cheeks, a straight nose, and small cherry mouth; [...] tall, stately, and finely developed in figure“ (JE: 98). Während hier offensichtlich verschiedene Schönheitsideale aufgerufen werden – etwa wird Anfang des 21. Jahrhunderts der sportlichen und athletischen Figur gegenüber „weiblichen Rundungen“ der Vorzug gegeben –, ist es doch interessant, wie deutlich die Parallelen sind. Das Ideal wird mit floralen Attributen belegt und mit Farbe, allen voran der Farbe Rot, in Verbindung gebracht: „rosy cheeks“, „cherry mouth“, „strawberry blonde“. In den Selbstbeschreibungen von Jane, Ana und Bella dominiert hingegen die Blässe und Farblosigkeit. Bella fährt in ihrer Selbstbetrachtung fort: „Maybe it was the light, but I already looked sallow, unhealthy. My skin could be pretty – it was very clear, almost translucent-looking – but it all depended on color. I had no color here“ (T: 9). Ana sagt über sich selbst: „I’m too pale, too skinny, too scruffy“ (FSoG: 51). Das Echo auf Janes Selbstbeschreibung als „so little, so pale“ (JE: 98) ist deutlich zu hören.

Gerade im Hinblick auf Blässe verwundert es, dass sie Mitte des 19. Jahrhunderts in *Jane Eyre* ähnlich bewertet wird wie über 150 Jahre später in *Twilight* und *Fifty Shades*. Denn während Blässe im 19. Jahrhundert ein Zeichen von Reichtum war, weil sie die Abwesenheit von körperlicher Arbeit im Freien signalisierte, dient heute der gebräunte Körper als Signifikant von Gesundheit, Freizeit und Wohlstand (Dyer 2005: 49ff.). Richard Dyer weist darauf hin, dass sich durch die geänderten Konnotationen von Sonnenbräune jedoch nichts daran ändert, dass Weißsein als explizites Schönheitsideal fungiert (Dyer 2005: 49).

Das Gegenbild, das Jane, Ana und Bella jeweils als unerreichbares Ideal errichten, ruft Attribute auf, die die Verbindung von Weißsein und Schönheit stützen, allen voran blonde Haare (Dyer 2005: 71). Gleichzeitig wird die – aus Sicht der Protagonistin – *mangelnde* Schönheit, d. h. ihr Abweichen vom Ideal, mit Blässe verknüpft und damit ebenfalls mit Konnotationen von Weißsein aufgeladen. In *Twilight* tritt die Ambivalenz, die der Blässe der Heldinnen eingeschrieben ist, besonders deutlich hervor. Denn während Bella sich selbst als zu blass und farblos beschreibt, wird die *weiße* Schönheit der VampirInnen⁶ als absolute (und unerreichbare) Norm gesetzt. Als Bella die Cullens das erste Mal in der Cafeteria erblickt, ist sie gebannt:

„I stared because their faces, so different, so similar, were all devastatingly, inhumanly beautiful. They were faces you never expected to see except maybe on the airbrushed pages of a fashion magazine. Or painted by an old master as the face of an angel.“ (T: 16f.)

6 Bei allgemeinen Personenbezeichnungen verwende ich den Unterstrich („Leser_innen“). Das Binnen-I kommt zum Einsatz, wenn ausdrücklich als Frauen und Männer identifizierte Personen gemeint sind („VampirInnen“). Meist handelt es sich dabei um Figuren aus den Romanen, bei denen der Unterstrich die binäre Vergeschlechtlichung nur unsichtbar machen würde.

Hier ist ganz deutlich zu sehen, wie *weiße* Schönheit unter anderem aus der Variation entsteht – dem Recht, unterschiedlich und divers zu sein, wie Dyer es formuliert (vgl. Dyer 2005: 49). Die Mitglieder der Vampirfamilie sind sich unähnlich, denn ihre Schönheit ist jeweils individuell. Die VampirInnen sind sich aber auch ähnlich, denn ihr bestimmendes Merkmal ist ihre *weiße* Hautfarbe, die im Laufe des Buches semantisch immer mehr mit ihrer perfekten und etwas irrealen Schönheit verknüpft wird. In der Folge wird vor allem Edward als *weißes* Schönheitsideal etabliert, wie Natalie Wilson herausarbeitet: „Edward is constructed as a white, godlike vampire, and the color white is associated with purity, beauty, and heroism“ (2010: 56). Gleichzeitig werden Weißsein und die damit verbundenen Privilegien nie explizit zum Thema gemacht: „In *Twilight*, Bella never names Edward as racially white [...]. She does not, in effect, *see* race, including her own“ (Wilson 2010: 57, Hervorh. i. O.). Diese Blindheit ist die Voraussetzung sowohl für die Etablierung der VampirInnen als universelles Schönheitsideal als auch für Bellas Selbstpositionierung als normal oder gewöhnlich.

2 „I wasn't *interesting*“: Selbstkritik und Selbstvorwürfe

Um herauszuarbeiten, inwiefern die Selbstnarration der Heldinnen in die Bedeutungsproduktion des Gesamttextes eingebettet ist, muss genauer betrachtet werden, in welcher Weise die Heldinnen auf sich selbst blicken. Welches Selbst-Verhältnis wird in den Texten jeweils entworfen?

Fifty Shades of Grey beginnt mit Anas kritischem Blick auf sich selbst. Die ersten Sätze des Romans lauten:

„I scowl with frustration at myself in the mirror. Damn my hair – it just won't behave, and damn Katherine Kavanagh for being ill and subjecting me to this ordeal. I should be studying for my final exams, which are next week, yet here I am trying to brush my hair into submission. *I must not sleep with it wet. I must not sleep with it wet.* Reciting this mantra several times, I attempt, once more, to bring it under control with the brush. I roll my eyes in exasperation and gaze at the pale, brown-haired girl with blue eyes too big for her face staring back at me, and give up. My only hope is to restrain my wayward hair in a ponytail and hope that I look semi-presentable.“ (FSOG: 3)

Angedeutet wird hier bereits ein antagonistischer Umgang mit dem eigenen Körper. Das Haar benimmt sich nicht, es scheint seinen eigenen Willen zu haben, und muss daher mit großer Anstrengung unterworfen werden; eine Unterwerfung, die allerdings nur zur Hälfte klappt. Ana muss sich damit begnügen, die Eigenwilligkeit des Haars zu bändigen, ohne es jedoch wirklich unter Kontrolle zu bringen. Es behält seine Widerständigkeit – und steht damit in gewisser Hinsicht metonymisch für Ana selbst, die sich der vollständigen Unterwerfung unter Grey im Sinn des von ihm vorgelegten BDSM-Vertrags bis zuletzt entzieht. Die Beschreibung von Anas nicht zu bändigenden Haaren deutet hier also bereits an, dass die Heldin versteckte Tiefen und Leidenschaften in sich trägt. Ana jedoch beschreibt sich als grundsätzlich ungenügend. Aus ihrer Sicht kann sie höchstens darauf hoffen, „semi-presentable“ zu sein, und auch das erfordert konstante Selbstoptimierung. Diese ist im Text in Form von, oft kursiv gesetzten, Befehlen an sich

selbst präsent, wie hier in dem „Mantra“ „I must not sleep with it wet“, das gleichzeitig als Selbstvorwurf fungiert (denn das „Unheil“ ist bereits angerichtet und das Haar unzählbar).

Auch Bella sieht in den Spiegel, um Selbstkritik zu üben:

„Facing my pallid reflection in the mirror, I was forced to admit that I was lying to myself. It wasn't just physically that I'd never fit in. [...] I didn't relate well to people my age. Maybe the truth was that I didn't relate well to people, period. [...] Sometimes I wondered if I was seeing the same things through my eyes that the rest of the world was seeing through theirs. Maybe there was a glitch in my brain.“ (T: 9)

Bella beschreibt sich selbst als Außenseiterin, die nirgends hineinpasst. Ihre Unfähigkeit, gut mit Menschen auszukommen, erscheint ihr als Makel: Es handelt sich um eine unangenehme Wahrheit, die sie sich nur schwer eingestehen kann. Die Formulierung „a glitch in my brain“ erzeugt den Eindruck von etwas Zerbrochenem oder Kaputtem – wie eine Maschine, die nicht richtig funktioniert. Auch dieser „glitch“ wirkt wie ein Selbstvorwurf und drückt Bellas Grundgefühl aus: Irgendetwas stimmt mit mir nicht.

Bella und Ana zeichnen sich zudem durch ihre körperliche Ungeschicklichkeit aus. Ana fällt Christian Grey bei ihrer ersten Begegnung buchstäblich vor die Füße: „I push open the door and stumble through, tripping over my own feet and falling headfirst into the office. Double crap – me and my two left feet!“ (FSoG: 7). In der Folge beschreibt sie sich immer wieder als ungeschickt: „all fingers and thumbs“ (FSoG: 9), „gauche“ (FSoG: 27), „gawky and uncoordinated, barely able to get from A to B without falling flat on my face“ (FSoG: 42). Auch Bella spricht immer von ihrer „crippling clumsiness“ (T: 46) und nimmt sich als unsportlich wahr: „I lacked the necessary hand-eye coordination to play sports without humiliating myself – and harming both myself and anyone else who stood too close“ (T: 9). Bei Ana heißt es parallel dazu: „running and doing something else at the same time like bouncing or throwing a ball is not my thing. I am a serious liability in any sporting field“ (FSoG: 51). Ihre Unsportlichkeit fassen Bella und Ana also als weiteren Makel auf, der sie zur seltsamen Außenseiterin macht. Sie empfinden Scham, wenn sie stolpern oder etwas fallen lassen, und betrachten sich darüber hinaus als Gefahr für sich und ihre Umgebung.

In *Fifty Shades* werden Anas verschiedene innere Stimmen benannt und personifiziert, allen voran „my subconscious“ und „my inner goddess“. Das „subconscious“, personifiziert als weibliche Figur, die an eine strenge Mutter, Lehrerin oder vielleicht Psychoanalytikerin erinnert („My subconscious is figuratively tutting and glaring at me over her half-moon specs“ FSoG: 63), kommentiert, bewertet und gibt Anweisungen oder Ratschläge: „Try to be cool, Ana, my subconscious implores me“ (FSoG: 43). Diese Stimme schreit Ana aber auch an („Don't lie to yourself – my subconscious yells at me“, FSoG: 74) oder macht sich über sie lustig („my subconscious whines at me in a sneering mood again“, FSoG: 38). Die „inner goddess“ hingegen steht für Anas impulsive Wünsche genauso wie für ihr spontanes Begehren.

In *Jane Eyre* gibt es keine personifizierten inneren Stimmen, und Janes Erzählung kreist insgesamt weniger insistent um die eigenen Mängel und Unsicherheiten. Dennoch gibt es deutliche Parallelen. Als Jane sich ihrer Liebe zu Rochester bewusst wird, weil sie Eifersucht auf ihre vermeintliche Rivalin Blanche Ingram verspürt, geht sie – wortwörtlich – hart mit sich selbst ins Gericht:

„Arraigned at my own bar [...] I pronounced judgment to this effect: – That a greater fool than Jane Eyre had never breathed the breath of life: that a more fantastic idiot had never surfeited herself on sweet lies, and swallowed poison as if it were nectar. ‚You,‘ I said, ‚a favourite with Mr. Rochester? You gifted with the power of pleasing him? You of importance to him in any way? Go! your folly sickens me.‘” (JE: 160)

Für Jane ist klar, dass der begehrte Mann sich aufgrund ihres Mangels an Schönheit, ihrer Unscheinbarkeit und ihrer niedrigen sozialen Stellung nicht für sie interessieren kann. Wie Jane erklärt sich Bella die vermeintliche Zurückweisung durch Edward als logische Konsequenz aus ihrer eigenen Unzulänglichkeit: „Of course he wasn’t interested in me, I thought angrily, my eyes stinging [...]. I wasn’t *interesting*. And he was. Interesting ... and brilliant ... and mysterious ... and perfect ... and beautiful“ (T: 67f.). Anas Moment der vermeintlichen Erkenntnis ihres Ungenügens klingt ähnlich:

„And it’s suddenly blindingly obvious. He’s too gloriously good-looking. We are poles apart and from two very different worlds. I have a vision of myself as Icarus flying too close to the sun and crashing and burning as a result. His words make sense. He’s not the man for me.“ (FSOG: 53)

Bei allen drei Heldinnen ist das Gefühl des Ungenügens mit ihrer sozialen Positionierung verknüpft. Jane zeichnet in der soeben erwähnten Szene ein Bild, das ihr eigenes Ungenügen illustrieren und beweisen soll, und versieht es mit der Bildunterschrift „Portrait of a Governess, disconnected, poor, and plain“ (JE: 161). Ana ist der Meinung, Christian nicht zu „verdienen“, und zwar nicht nur, weil er aus ihrer Sicht viel besser aussieht, sondern auch, weil sie „aus verschiedenen Welten“ sind. Christian bewohnt eine Welt des Luxus – charakterisiert durch Konsumgüter wie teure Autos, ein großes Penthouse, einen eigenen Hubschrauber und ein eigenes Boot, teuren Wein und Essen in feinen Restaurants, sowie durch eine Reihe von Bediensteten. In *Twilight* ist die Klassendifferenz zwischen Edward und Bella genauso präsent, auch wenn Bella sie noch weniger explizit zum Thema macht als Ana. Auch Edward trägt teure Kleidung, fährt teure Autos und wohnt mit seiner Familie in einem Haus, dessen Beschreibung wie der Inbegriff bürgerlicher Ästhetik wirkt:

„The house was timeless, graceful, and probably a hundred years old. [...] The inside was [...] bright, very open, and very large. This must have originally been several rooms, but the walls had been removed from most of the first floor to create one wide space. The back, south-facing wall had been entirely replaced with glass [...]. The walls, the high-beamed ceiling, the wooden floors, and the thick carpets were all varying shades of white.“ (T: 281)

Bella hingegen wohnt mit ihrem Vater in einem kleinen Haus, das zu ihrem Unbehagen nur ein Badezimmer hat (T: 8). Da *en-suite*-Badezimmer in den USA üblicher sind als in Deutschland, zeigt gerade dieses Detail, dass Bella (wie auch Ana und Jane) in der *lower middle class* verortet wird.⁷ Als gesellschaftliche Struktur wird Klasse in den Romanen gleichzeitig aufgerufen und dethematisiert. Die kleinbürgerliche Herkunft der Protagonistinnen erscheint ihnen selbst als Teil ihrer Unzulänglichkeit. Mit Bourdieu (1994) gesprochen könnte Anas und Bellas Ungeschicklichkeit in diesem Sinn als gesellschaftliches Unbehagen gelesen werden, als das Gefühl mangelnder Souveränität

7 Für die etwas kompliziertere Klassenpositionierung von Jane Eyre vgl. Coffey 2013: 221ff.

in sozialen Situationen, deren Regeln sie nicht kennen und in denen sie nicht über das entsprechende soziale Kapital verfügen. Gleichzeitig aber werden jegliche Klassendifferenzen im Angesicht der Liebe für irrelevant erklärt. Und nicht nur das, die Protagonistinnen selbst scheinen sich im Verlauf der Romane immer mehr einem bürgerlichen Weiblichkeitsideal anzunähern.

3 Schönheit und Begehren im Kontext des Liebesplots

Um nun der Ambivalenz genauer auf den Grund zu gehen, die der Selbstcharakterisierung der Protagonistinnen eingeschrieben ist, muss die Einbettung ihrer Erzählung in den Gesamttext untersucht werden. Wie wir gesehen haben, nehmen Jane, Bella und Ana einen Blick auf sich selbst ein, der sie als defizitär begreift und ihnen wenig Wert innerhalb einer heterosexuellen Begehrensökonomie zuschreibt. Doch das ist nicht der Eindruck, den der Text insgesamt von ihnen vermittelt. Deutlich wird das bereits dadurch, dass jede der Protagonistinnen im Roman von mindestens zwei Männern begehrt wird. In den *Twilight*-Romanen ist dies mit der über alle Bände andauernden Rivalität zwischen Jacob und Edward, Werwolf und Vampir, besonders stark ausgeprägt. Jane muss zwischen St. John Rivers und Edward Rochester wählen, und Ana wird gleich zu Beginn von Christian vor den Avancen ihres Kommilitonen José „gerettet“ (FSOG: 59f.).

Dieses Begehrendreieck, genannt *two suitor convention*, findet sich in der überwältigenden Mehrzahl heterosexueller Liebesgeschichten und spielt eine zentrale Rolle für die Dynamik des *romance plots* – für sein Voranschreiten wie für seine Fähigkeit, die Leser_innen zu fesseln und zum Weiterlesen zu animieren (Boone 1987; Gutenberg 2000). In der englischen Literatur im Laufe des 18. Jahrhunderts im Wesentlichen in seiner bis heute verbreiteten Form etabliert, ist diese Form der Liebesgeschichte dadurch gekennzeichnet, dass sie einen Protagonisten und eine Protagonistin von anfänglicher Anziehung über eine Liebe, die an Hindernissen wächst, bis zum Happy End der glücklichen Verehelichung führt.⁸ Hindernisse für die Liebe können durch den Widerstand der Eltern entstehen, durch Klassen- oder andere gesellschaftliche Schranken, durch Missverständnisse zwischen den Liebenden, Fehlentscheidungen oder eben durch die Präsenz von Rival_innen.

Nicht zuletzt aufgrund dieser Entstehungsgeschichte handelt es sich bei diesem Plotmuster um eine zutiefst bürgerliche Form. Wie ich an anderer Stelle ausführlicher zusammengefasst habe (Coffey 2013), fungierte der Roman im 18. und vor allem 19. Jahrhundert als Forum der Selbstverständigung für das aufstrebende und sich in sei-

8 Neben dem hier skizzierten *courtship* oder (*love-to-marriage plot*) gibt es auch die tragisch – meist im Tod der Heldin – endende Variante des *seduction plot*. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts ist für die englischsprachige Literatur zunehmend eine Infragestellung dieser Plotmuster zu beobachten, während etwa in der französischen Literatur der Ehebruch-Roman eine längere Tradition aufweist (und auch nicht immer tragisch endet). Für eine ausführlichere (literatur)geschichtliche Einbettung des Liebesplots siehe Coffey 2013. Für den hier geschilderten Kontext ist es jedoch bemerkenswert, wie verbreitet das geschilderte Plotmuster bis heute ist und wie selbstverständlich es erscheint.

ner Identität konstituierende Bürgertum. Die Entstehung des Romans als Gattung fällt mit der Herausbildung des Bürgertums zusammen, der Roman wird daher gerne als das bürgerliche Genre *par excellence* gesehen. Es verwundert folglich nicht, dass die Neuordnung der Geschlechterverhältnisse von Beginn an zentrales Thema des Romans war. Im Mittelpunkt des Plots stand – und steht – eine Protagonistin, die sich in ihrer Individualität entfaltet, eine Entfaltung, die allerdings immer nur auf den Telos der Ehe ausgerichtet ist.

Das Happy End in der Ehe erfüllt damit eine gesellschaftsstabilisierende Funktion, indem es Frauen auf den Platz der Ehefrau und Mutter verweist. Der Plot der Liebesgeschichte in seiner Gesamtheit trägt dazu bei, die bürgerliche Vormachtstellung zu sichern, indem die Funktionen des Allianzdispositivs (vgl. Foucault 1976) auf das System der Liebesheirat übertragen werden. Es sind nicht mehr die arrangierten Ehen des Adels, die die Weitergabe von Namen, Privilegien und Reichtümern garantieren und damit gesellschaftliche Hierarchien reproduzieren, sondern die Wahl der „richtigen“ PartnerInnen wird nun – unter anderem – durch die Liebesgeschichte geschult (vgl. Coffey 2013).

Daraus folgt, dass die Frage, wer in der Liebesgeschichte auf welche Weise als begehrenswert dargestellt wird, von zentraler Bedeutung ist. (Selbst-)Beschreibungen sind hier jedoch nicht die einzige und möglicherweise nicht die wichtigste Ebene der Bedeutungsproduktion, denn Schönheit und Begehren sind im Roman immer einer zirkulären Logik unterworfen, wie Lori Hope Lefkowitz zeigt: „Beauty is created not only through the evocations of descriptions but also through the provocations of desire. That which is beautiful is loved and that which is loved appears beautiful“ (Lefkowitz 1987: 19).

4 „He looked fascinated by what I said“: die Erzählerin als Objekt des Begehrens

Auf dieser Grundlage wende ich mich wieder den Romanen zu, um auszuloten, wie die Texte es bewerkstelligen, die Protagonistinnen entgegen ihrer eigenen Selbstbeschreibung als begehrenswert darzustellen.

Bei aller Selbstkritik grenzt sich jede der Heldinnen von dem Ideal ab, an dem sie sich misst. So fühlt sich Ana zwar von den perfekten Schönheiten rund um Christian Grey eingeschüchtert, nimmt aber gleichzeitig eine gewisse ironische Distanz zu ihnen ein: „Another elegant, flawlessly dressed blonde comes out of a large door to the right. What is it with all the immaculate blondes? It’s like Stepford here“ (FSOG: 6). Die perfekten blonden Schönheiten wirken austauschbar, Ana hingegen hat einen individuellen Stil. Trotzdem fühlt sie sich im Vergleich zu Greys Angestellten underdressed:

„I’m beginning to wish I’d borrowed one of Kate’s formal blazers rather than worn my navy-blue jacket. I have made an effort and worn my one and only skirt, my sensible brown knee-length boots, and a blue sweater. For me, this is smart.“ (FSOG: 5)

Es ist jedoch gerade ihr unperfektes Auftreten, das Ana speziell macht und sie von den stromlinienförmigen blonden Frauen unterscheidet. Ihr Abweichen vom Schönheitsideal signalisiert, dass die Heldin nicht gewöhnlich ist – auch nicht „gewöhnlich perfekt“.

Denn ihre Eigenheiten und „Fehler“ machen die Protagonistinnen erst interessant, weil sie sich dadurch von der Masse der anderen Frauen unterscheiden.

Zu diesen besonderen Eigenheiten gehört, dass sich Ana, genauso wie Bella und Jane, durch ein gewisses Desinteresse an Kleidung und Äußerlichkeit auszeichnet. Ana besitzt nur einen einzigen Rock und bevorzugt einfache, bequeme Kleidung, wie die soeben zitierte Passage zeigt. Bella beschwert sich wiederholt darüber, von Alice wie eine Puppe herausgeputzt zu werden:

„I'm not coming over anymore if Alice is going to treat me like Guinea Pig Barbie when I do,' I griped. I'd spent the better part of the day in Alice's staggeringly vast bathroom, a helpless victim as she played hairdresser and cosmetician.“ (T: 420)

Besonders ausgeprägt ist das Desinteresse an Kleidung bei Jane. In Bezug auf ihre Kleidung wird *plainness* vom Mangel an Schönheit zu einer selbstbewussten Verweigerung von als oberflächlich und künstlich eingestufte Verzierung – und von den gesellschaftlichen Konventionen, die damit einhergehen. So kommentiert Jane den Hinweis von Mrs. Fairfax, sie solle sich vor dem Abendessen mit Rochester umziehen: „This additional ceremony seemed somewhat stately“ (JE: 119). Später, als sie bereits mit Rochester verlobt ist, wehrt sie sich vehement dagegen, von ihm mit Kleidung und Schmuck beschenkt zu werden. Hier erscheint *plainness* gar nicht mehr als Makel, sondern als positiv besetzte Identität. Jane sagt zu Rochester: „Don't dress me as if I were a beauty: I am your plain, Quakerish governess“ (JE: 259).

Als weiteres Zeichen des „Besonderen“ fungiert Bellas und Anas Interesse an Literatur. In Anas eigenen Augen handelt es sich dabei um eine weitere Seltsamkeit, die gestanden werden muss: „To be honest, I prefer my own company, reading a classic British novel“ (FSOG: 6). Der Text suggeriert hingegen eine andere Bewertung, indem er vorführt, wie diese „Besonderheit“ der Heldin das Interesse des Protagonisten auf sich zieht. Der Text zeigt seine Reaktionen auf die Heldin vor allem in Form von Dialogen. Bei ihrem zweiten Zusammentreffen in dem Eisenwarenladen, in dem Ana arbeitet, beginnt Christian, Ana nach ihren Vorlieben und Hobbys zu fragen:

„What is your thing, Anastasia?' he asks [...].

Books,' I whisper, but inside, my subconscious is screaming: *You! You are my thing!* [...]

What kind of books?' He cocks his head to one side. *Why is he so interested?*

Oh, you know. The usual. The classics. British literature, mainly.'

He rubs his chin with his long index finger and thumb as he contemplates my answer. Or perhaps he's just very bored and trying to hide it.“ (FSOG: 28)

Während Ana aufgrund ihrer Selbstzweifel vermutet, dass Christian von ihrer „Gewöhnlichkeit“ gelangweilt sein könnte, legt der Text mithilfe von Christians Antworten und Reaktionen eine andere Bewertung der Heldin nahe. Dieser Effekt ist vor allem kumulativ und ergibt sich aus der Summe der Dialoge zwischen den HauptprotagonistInnen der Liebesgeschichte. Die Heldin ist sich ihrer Anziehungskraft in keiner Weise bewusst, daher interpretiert sie die Reaktionen ihres Verehrers auch nicht „korrekt“, dennoch berichtet sie als Erzählerin akribisch genau, sodass wir als Leser_innen zu einem anderen Schluss kommen müssen als die Erzählerin selbst.

Zentral für diese textuelle Dynamik ist es, dass die Heldin als spontan und impulsiv dargestellt wird. In einer ihrer ersten Unterhaltungen mit Edward etwa offenbart Bella unabsichtlich ihre Aversion gegen Schnee. Der soeben gefallene Schnee ist geschmolzen, und Edward eröffnet den Smalltalk mit einer Bemerkung dazu:

„It's too bad about the snow, isn't it?' Edward asked. [...]
 ‚Not really,‘ I answered honestly, instead of pretending to be normal like everyone else. I was still trying to dislodge the stupid feeling of suspicion, and I couldn't concentrate.
 ‚You don't like the cold.‘ It wasn't a question.
 ‚Or the wet.‘
 ‚Forks must be a difficult place for you to live,‘ he mused.
 ‚You have no idea,‘ I muttered darkly.
 He looked fascinated by what I said, for some reason I couldn't imagine.“ (T: 40f.)

Bella fühlt sich wie so oft als Freak, in diesem Fall, weil sie, anders als alle anderen, keine Freude an Schneefall hat. Ihre gefühlte Abweichung von der Norm versucht sie im Allgemeinen zu verbergen, gerade in Gesprächen mit Edward sagt sie jedoch unabsichtlich oft das, was sie wirklich denkt. Indem der Text gerade in diesen Momenten Edwards Faszination beschreibt, werden solche Eigenheiten von Bella – die für sich genommen nicht besonders aufregend sind, wie hier ihre Abneigung gegen Schnee – zu einem Element ihres ganz speziellen und individuellen Charmes.

Die Funktion, die die impulsive Ehrlichkeit der Heldin im Text erfüllt, wird in *Jane Eyre* noch deutlicher. Rochester ertappt Jane bei ihrem zweiten oder dritten Zusammentreffen dabei, wie sie ihn mustert, und fragt:

„You examine me, Miss Eyre, [...] do you think me handsome?'
 I should, if I had deliberated, have replied to this question by something conventionally vague and polite, but the answer somehow slipped from my tongue before I was aware:– ‚No, sir.‘
 ‚Ah! By my word! there is something singular about you,‘ said he [...].“ (JE: 130f.)

Jane gibt unabsichtlich ehrliche Antworten, die den oberflächlichen Konventionen zuwiderlaufen. Die „vage und höfliche“ Antwort, die sie statt ihres spontanen Urteils anbietet, wirkt dagegen gänzlich hohl und wird auch von Rochester als uninteressant abgetan (JE: 131, Übers. JC).

Wichtig ist, dass sowohl Jane als auch Bella *unabsichtlich* die Wahrheit sagen und ihre Impulsivität eher als Problem sehen. Sie sind sich nicht bewusst, dass sie gerade dadurch das Interesse der männlichen Figuren wecken. Im Gegenteil, sie bestehen darauf, sich selbst als uninteressant wahrzunehmen. Ihre Verehrer hingegen sind in der Lage, hinter die „unscheinbare“ Fassade zu blicken und das „Besondere“ an der Heldin zu erkennen. Das bedeutet, dass wir als Leser_innen einen männlichen Blick auf die Heldinnen einnehmen, obwohl die Geschichte zur Gänze aus der Perspektive der Protagonistin erzählt wird.

5 Die Erzählerin als unzuverlässige Erzählerin: Bescheidenheit und (sexuelle) Unschuld

In dieser Weise stehen in den Romanen immer zwei verschiedene Perspektiven auf die Heldin nebeneinander. Auf der einen Seite lesen wir die Selbsteinschätzung und -beschreibung der Heldin, die geprägt ist von einem kritischen Blick auf sich selbst, aber auch von einer gewissen Distanz zu Schönheitsidealen bzw. zu der Gleichförmigkeit „perfekter“ Schönheit. Auf der anderen Seite erzählt die Heldin in akribischen Details die Reaktionen der anderen Figuren, allen voran ihrer Verehrer, deren Interesse an der Heldin für die Leser_innen sofort deutlich ist, auch wenn die Heldin selbst aufgrund ihrer selbstkritischen Haltung dieses Interesse lange übersieht bzw. falsch interpretiert.

Als Erzählerin ihrer selbst ist die Heldin eines Liebesplots folglich immer eine unzuverlässige Erzählerin. Das Konzept des „unreliable narrator“ führte Wayne Booth in den 1960er Jahren ein, wobei er selbst bereits darauf hinwies, dass es schwierig sei, dieses Phänomen genau zu definieren: „For lack of better terms, I have called a narrator *reliable* when he speaks for or acts in accordance with the norms of the work (which is to say, the implied author's norms), *unreliable* when he does not“ (Booth 1961: 158f., Hervorh. i. O.). Ansgar Nünning weist mit seiner programmatischen Frage: „Unreliable, compared to what?“ (2008: 33) darauf hin, dass meist unklar bleibt, ob die Unzuverlässigkeit der_des Erzähler_in auf moralischer oder epistemologischer Ebene anzusiedeln ist (Nünning 2008: 36). Für eine genauere Unterscheidung sind Ansätze hilfreich, die verschiedene Achsen der Zuverlässigkeit zu beschreiben suchen. Susan Lanser etwa bestimmt das Ausmaß der „mimetic authority“ eine_r Erzähler_in anhand der Achsen „dissimulation – honesty“, „unreliability – reliability“ und „narrative incompetence – narrative skill“ (Lanser 1981: 202).

Jane, Bella und Ana sind demnach nicht unzuverlässig in dem Sinn, dass sie absichtlich täuschen (*dissimulation*) oder die fiktionale Realität ungenau beschreiben (*narrative incompetence*), sondern ausschließlich in ihren Bewertungen und Interpretationen, vor allem im Hinblick auf sich selbst und, damit zusammenhängend, im Hinblick auf den Liebesplot. Auf diese Weise entsteht ein Machtgefälle zwischen der Heldin und Erzählerin der Liebesgeschichte und ihren Leser_innen, das für Ich-Erzählerinnen⁹ oft charakteristisch ist, wie Alison Case betont:

„Feminine narrators [...] share in common the fact that we are expected to take our narrative pleasure at their expense. Rather than being subjected to their narrative authority, we are invited to assume authority over them – to construct a plot and a meaning out of their words that they themselves cannot understand, or do not wish us to know.“ (Case 1999: 30)

Auf scheinbar paradoxe Weise ist die Erzählhaltung aller Heldinnen gekennzeichnet sowohl durch schonungslose Ehrlichkeit mit sich selbst als auch durch eine gewisse Selbstvergessenheit. Wie wir gesehen haben, zwingen sich Bella, Ana und Jane an ver-

9 Der Begriff „Ich-Erzählerin“ ist nicht unproblematisch, denn grammatikalisch gesehen wird jede Erzählung von einem „Ich“ erzählt, auch wenn diese Instanz nicht als Figur in Erscheinung tritt (Genette 1972: 251f.). Der besseren interdisziplinären Zugänglichkeit wegen gebe ich dem Begriff „Ich-Erzählerin“ dennoch den Vorzug gegenüber der narratologisch korrekten Bezeichnung „autodiegetische Erzählerin“.

schiedenen Stellen, unangenehmen Wahrheiten (bzw. vermeintlichen Wahrheiten) ins Auge zu sehen, etwa wenn Bella sich eingesteht, dass sie eine seltsame Außenseiterin ist („I was forced to admit that I was lying to myself“ T: 9), oder wenn Jane sich selbst vor Gericht stellt („I pronounced judgment to this effect“, JE: 160). Anas innere Stimmen erfüllen eine ähnliche Funktion. Dazu kommt, dass die Erzählerinnen auch ihre (vermeintlich) mangelnde Schönheit als objektive, wenn auch unangenehme Tatsache berichten, ohne sie zu beschönigen.

Auf der anderen Seite macht der Text deutlich, dass die Heldinnen ein „falsches“ Bild von sich selbst haben; genauer gesagt, dass sie sich ihrer eigenen Attraktivität nicht bewusst sind. Doch auch dieses Fehlurteil – diese punktuelle Unzuverlässigkeit der Erzählerinnen – steigert ihre Attraktivität, denn bürgerliche weibliche Schönheit muss immer selbstvergessen und bescheiden erscheinen, um nicht in Verdacht zu geraten, absichtlich zum Zweck der Verführung eingesetzt zu werden. In *Jane Eyre* verkörpert Blanche Ingram das negative Gegenbild zur Heldin: die Frau, die sich ihrer Attraktivität allzu bewusst ist und die aktiv um die Gunst eines Mannes buhlt. Dieser Typus der *scheming woman* ist in der viktorianischen Literatur sehr präsent, meist als direkte Rivalin der Heldin, die als berechnend und egoistisch dargestellt wird und sich oft über Normen sexueller Tugend hinwegsetzt. Dafür wird sie im Allgemeinen mit dem Tod, zumindest aber mit sozialer Ächtung bestraft (vgl. Coffey 2013: 154ff.). Begehrte Weiblichkeit hingegen muss inszenierungslos sein, d. h., sie darf sich ihrer selbst nicht bewusst sein. Bescheidenheit verschmilzt dabei mit sexueller Unschuld und einer Vorstellung von „Natürlichkeit“, die einer oberflächlichen „Künstlichkeit“ dichotom entgegengesetzt ist, zum viktorianisch-bürgerlichen Ideal der „artlessness“ (Lefkowitz 1987: 25ff.).

In *Twilight* und *Fifty Shades* ist die intrigante Gegenspielerin als Figur mehr oder weniger verschwunden, das Ideal der *artlessness* ist jedoch nach wie vor in den Heldinnen präsent, vor allem charakterisiert es ihre Erzählhaltung. Case weist auf die enge Verknüpfung hin, die im Fall von Erzählerinnen zwischen Selbstnarration und sexueller Tugend besteht: „From the very roots of the English novel, [...] the question of female virtue was closely allied to that of female self-representation in prose“ (Case 1999: 22). Die Erzählerin darf, so Case, nicht in den Verdacht des *plotting* geraten: Sie darf über ihre eigene Erzählung nicht allzu souverän verfügen, weil dies als Berechnung oder Intrige interpretiert werden könnte (Case 1999: 15) – was, wie wir gesehen haben, zum Ausschluss aus dem Feld begehrter Weiblichkeit führen würde.

Die Erzählerin wird also gerade durch ihre punktuelle Unzuverlässigkeit – ihre „falsche“ Bescheidenheit – glaubwürdig und zugleich begehrte. Ihre negative Selbstdarstellung als unattraktive, ungeschickte und wenig begehrte Außenseiterin fungiert geradezu als Voraussetzung für die Positionierung als von allen Männern umworbene Heldin des Liebesplots. Im Zusammenspiel von Selbstdarstellung der Erzählerin und männlichem Blick auf die Protagonistin als Objekt des Begehrens entsteht ein Bild begehrter Weiblichkeit, das eng an bürgerliche Ideale des 19. Jahrhunderts gebunden bleibt. Zentral dafür sind, wie wir gesehen haben, Bescheidenheit, Inszenierungslosigkeit und die (sexuelle) Unschuld, die diese Dynamik der „unabsichtlichen“ Verführung ermöglicht.

6 „simply stunning“: vom hässlichen Entlein zum schönen Schwan

Erst im Lauf der Erzählung lernt die Protagonistin, sich selbst als begehrenswert zu sehen. Ihr Blick nimmt dabei den Umweg über den männlichen Blick. So beschreibt Ana ihr Spiegelbild in *Fifty Shades Darker* in einer Mischung aus Bewunderung und Entfremdung: „The young woman staring back at me looks worthy of a red carpet. Her strapless, floorlength, silver satin gown is simply stunning“ (James 2012a [2011]: 129). Auch Bella spricht von sich selbst in der dritten Person, als sie sich in *Breaking Dawn* im Hochzeitskleid erblickt: „I just caught a glimpse of Edward’s face [...] with a dark-haired beauty at his side“ (Meyer 2008: 57).

Die Transformation in eine schöne und begehrenswerte Frau, die die Heldinnen durchlaufen, ist also vor allem eine Transformation ihres eigenen Blicks auf sich selbst. Sie geht einher mit dem Eintritt in eine andere soziale Sphäre. Dass dieser „Aufstieg“ nicht konfliktfrei verläuft, zeigt sich unter anderem in Bellas und Anas Ungeschicklichkeit und Unbeholfenheit, aber auch in dem Desinteresse an „schöner“ Kleidung, das alle Protagonistinnen eint. Mit der Transformation ihres Blicks auf sich selbst wird jedoch nicht nur die Tollpatschigkeit zunehmend überwunden, Bella und Ana geben auch ihren Widerstand gegen feminine, schicke und damit der gehobenen bürgerlichen Sphäre ihres Geliebten „angemessene“ Kleidung Stück für Stück auf.

Die Transformation vom hässlichen Entlein in den schönen Schwan wird in den Romanen also auf zweierlei Weise vollzogen. Es ist einerseits eine Verschiebung unserer Perspektive als Leser_innen vom Selbstbild der Erzählerin zum männlichen Blick auf sie als Objekt des Begehrens, durch die sich scheinbar negative Eigenschaften (Liebe zu Büchern, Desinteresse an Kleidern, impulsive Ehrlichkeit) als Zeichen des Außergewöhnlichen und Besonderen erweisen und zudem als Marker bürgerlicher Weiblichkeit fungieren. Andererseits durchläuft der Blick der Heldin auf sich selbst eine Transformation, im Zuge derer sie sich selbst als Objekt des Begehrens zu begreifen lernt. Die damit verbundene Übernahme des männlichen Blicks beinhaltet auch ein Element der Normalisierung: Die Protagonistin muss einen vergeschlechtlichten bürgerlichen Habitus einüben, dem sie sich zu Beginn verweigert hat.¹⁰ Bei Bella geht dieser Prozess zudem einher mit der buchstäblichen Transformation in eine Vampirin, die einen weiteren scheinbaren Makel, ihre Blässe, in ein Merkmal ihrer Einzigartigkeit verwandelt, sodass Weißsein auf diese Weise mit bürgerlicher Weiblichkeit verknüpft wird.

Obwohl Bella, Ana und Jane ihre eigene Geschichte erzählen, sind sie im Rahmen der heterosexuellen Liebesgeschichte in erster Linie Objekt des Begehrens, nicht Subjekt ihrer eigenen Geschichte. Auf paradoxe Weise dient gerade ihre Selbstbeschreibung als defizitär dazu, sie begehrenswert erscheinen zu lassen, indem die verschiedenen Perspektiven des Textes im Zusammenspiel ihre Bescheidenheit und Unschuld,

10 Hier zeigt sich ein markanter Unterschied zwischen *Twilight* und *Fifty Shades* auf der einen und *Jane Eyre* auf der anderen Seite, denn bei Jane bleibt der grundsätzliche Widerstand gegen „oberflächlichen“ Schmuck bestehen. Es ist ihre *plainness* mit den damit verbundenen Konnotationen der Einfachheit, Wahrheit und Ehrlichkeit, die gewissermaßen zum neuen bürgerlichen Schönheitsideal avanciert (vgl. Coffey 2013: 221ff.).

ihre Außergewöhnlichkeit und Besonderheit sowie ihre Konformität mit hegemonialer bürgerlicher Weiblichkeit demonstrieren.

Literaturverzeichnis

- Boone, Joseph Allen (1987). *Tradition Counter Tradition. Love and the Form of Fiction*. Chicago: University of Chicago Press.
- Booth, Wayne C. (1961). *The Rhetoric of Fiction*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bourdieu, Pierre (1994). *Raisons pratiques. Sur la théorie de l'action*. Paris: Seuil.
- Brontë, Charlotte (2008 [1847]). *Jane Eyre*. Hrsg. v. Margaret Smith & Sally Suttleworth. Oxford: Oxford University Press (= JE).
- Case, Alison A. (1999). *Plotting Women. Gender and Narration in the Eighteenth- and Nineteenth-Century British Novel*. Charlottesville: University Press of Virginia.
- Coffey, Judith (2013). „*The Power of Love*“. *Heteronormativität und Bürgerlichkeit in der modernen Liebesgeschichte*. Bielefeld: transcript.
- Deffenbacher, Kristina & Zagoria-Moffet, Mikayla (2011). Textual Vampirism in the *Twilight-Saga*. Drawing Feminist Life from *Jane Eyre* and Teen Fantasy Fiction. In Gizelle Liza Anatol (Hrsg.), *Bringing Light to „Twilight“: Perspectives on a Pop Culture Phenomenon* (S. 31–42). New York: Palgrave Macmillan.
- Dever, Carolyn (2005). Everywhere and Nowhere. Sexuality in the Victorian Novel. In Francis O’Gorman (Hrsg.), *A Concise Companion to the Victorian Novel* (S. 156–179). Malden: Blackwell. <http://dx.doi.org/10.1002/9780470757574.ch8>
- Dyer, Richard (2005 [1997]). *White*. London: Routledge.
- Eggers, Maureen Maisha; Kilomba, Grada; Piesche, Peggy & Arndt, Susan (2005). Konzeptionelle Überlegungen. In Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche & Susan Arndt (Hrsg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (S. 11–13). Münster: Unrast.
- Foucault, Michel (2003 [1976]). *Histoire de la sexualité I. La volonté de savoir*. Paris: Gallimard.
- Genette, Gérard (1972). *Figures III*. Paris: Seuil.
- Groper, Jessica (2011). Rewriting the Byronic Hero. How the *Twilight* Saga Turned „Mad, Bad, and Dangerous to Know“ into a Teen Fiction Phenomenon. In Maggie Parke & Natalie Wilson (Hrsg.), *Theorizing Twilight. Critical Essays on What’s at Stake in a Post-Vampire World* (S. 132–146). Jefferson: McFarland.
- Gutenberg, Andrea (2000). *Mögliche Welten. Plot und Sinnstiftung im englischen Frauenroman*. Heidelberg: Winter.
- Hanser, Gaiane (2014). Isabella Swan. A Twenty-First-Century Victorian Heroine? In Claudia Bucciferro (Hrsg.), *The Twilight Saga. Exploring the Global Phenomenon* (S. 123–138). Plymouth: Scarecrow Press.
- Illouz, Eva (2013). *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Berlin: Suhrkamp.
- James, E. L. (2012 [2011]). *Fifty Shades of Grey*. London: Arrow Books (= FSOG).
- James, E. L. (2012a [2011]). *Fifty Shades Darker*. London: Arrow Books.
- James, E. L. (2012b [2011]). *Fifty Shades Freed*. London: Arrow Books.
- James, E. L. (2015). *Grey. Fifty Shades of Grey as Told by Christian*. London: Arrow Books.

- Lanser, Susan S. (1981). *The Narrative Act. Point of View in Prose Fiction*. Princeton: Princeton University Press.
- Larsson, Mariah & Steiner, Ann (2011). Introduction. In Mariah Larsson & Ann Steiner (Hrsg.), *Interdisciplinary Approaches to Twilight. Fiction, Media, and a Contemporary Cultural Experience* (S. 9–28). Lund: Nordic Academic Press. <http://dx.doi.org/10.1163/ej.9789004206618.i-323.6>
- Lefkowitz, Lori Hope (1987). *The Character of Beauty in the Victorian Novel*. Ann Arbor: UMI Research Press.
- McGeough, Danielle Dick (2010). Twilight and Transformations of Flesh. Reading the Body in Contemporary Youth Culture. In Melissa A. Click, Jennifer Stevens Aubrey & Elizabeth Behm-Morawith (Hrsg.), *Bitten by Twilight. Youth Culture, Media, & the Vampire Franchise* (S. 87–102). New York: Lang.
- Meyer, Stephenie (2007 [2005]). *Twilight*. London: Atom (= T).
- Meyer, Stephenie (2007 [2006]). *New Moon*. London: Atom.
- Meyer, Stephenie (2008 [2007]). *Eclipse*. London: Atom.
- Meyer, Stephenie (2008). *Breaking Dawn*. London: Atom.
- Morey, Anne (2012). „Famine for Food, Expectation for Content“. *Jane Eyre* as Intertext for the „Twilight“ Saga. In Anne Morey (Hrsg.), *Genre, Reception, and Adaptation in the „Twilight“ Series* (S. 15–27). Farnham: Ashgate.
- Nünning, Ansgar (2008). Reconceptualizing the Theory, History and Generic Scope of Unreliable Narration. Towards a Synthesis of Cognitive and Rhetorical Approaches. In Elke D’hoker & Gunther Martens (Hrsg.), *Narrative Unreliability in the Twentieth-Century First-Person Novel* (S. 29–76). Berlin: De Gruyter. <http://dx.doi.org/10.1515/9783110209389.29>
- Shachar, Hila (2011). Post-Feminist Romance. Love, Gender and Intertextuality in Stephenie Meyer’s Saga. In Maggie Parke & Natalie Wilson (Hrsg.), *Theorizing Twilight. Critical Essays on What’s at Stake in a Post-Vampire World* (S. 147–162). Jefferson: McFarland.
- Snitow, Ann Barr (1983). Mass Market Romance. Pornography for Women is Different. In Christine Stansell Snitow & Sharon Thompson (Hrsg.), *Powers of Desire. The Politics of Sexuality* (S. 245–263). New York: Monthly Review Press.
- Wilson, Natalie (2010). Civilized Vampires Versus Savage Werewolves. Race and Ethnicity in the Twilight Series. In Melissa A. Click, Jennifer Stevens Aubrey & Elizabeth Behm-Morawith (Hrsg.), *Bitten by Twilight. Youth Culture, Media, & the Vampire Franchise* (S. 55–70). New York: Lang.

Zur Person

Judith Coffey, Dr., geboren 1979, Universität Potsdam. Arbeitsschwerpunkte: Populärkultur und -literatur, viktorianische Literatur, feministische und queere Theorie, Erzähl- und Literaturtheorie, Epistemologie und Psychoanalyse.

Kontakt: Universität Potsdam, Institut für Anglistik und Amerikanistik, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

E-Mail: judith.coffey@uni-potsdam.de

Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ‚sex vs. gender‘

Zusammenfassung

Ausgehend von der These, dass die bipolaren Gegenüberstellungen von weiblich/männlich, sex/gender und Natur/Kultur konstruiert und normativ aufgeladen sind und zur Aufrechterhaltung eines hierarchischen Zweigeschlechtersystems beitragen, werden Möglichkeiten nach Überschreitungen jener Dichotomien in der Geschlechterforschung begrüßt. Der Beitrag setzt daran an und beleuchtet diese Annahme anhand der Epigenetik, einem biomedizinischen Feld, in dem Grenzüberschreitungen zwischen Natur und Kultur debattiert und erforscht werden. Mit einer Analyse epigenetischer Forschung zu Genomic Imprinting wollen wir uns damit auseinandersetzen, inwiefern im Forschungsfeld der Epigenetik tatsächlich Grenzüberschreitungen stattfinden oder eben nicht, um schließlich einzuschätzen, wie sex und gender in der Epigenetik verhandelt werden und welche Einflüsse diese Konzeptionen auf gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse haben können.

Schlüsselwörter

Sex/Gender, Natur/Kultur, Dichotomien, Biomedizin, Epigenetik, Genomic Imprinting, Feminist Science Studies

Summary

Epigenetic's potentials for the concept of 'sex vs. gender'

According to the assumption that the dichotomies of female/male, sex/gender and nature/nurture are constructed and normative, and support a hierarchical model of a two-sex-system, the opportunities of crossing the line between these dichotomies is discussed in the field of Gender Studies and Feminist Science Studies. The following article takes this starting point and focuses on epigenetics, a biomedical research area in which the crossing between nature and nurture is discussed and investigated. With an analysis of the epigenetic field of genomic imprinting we want to tackle the question in how far the overcoming of the dichotomies really happens so that we can show how sex and gender are discussed in epigenetics and which influence these concepts have on social gender relations.

Keywords

sex/gender, nature/nurture, dichotomies, biomedicine, epigenetics, genomic imprinting, Feminist Science Studies

Ausgangspunkt: sex vs. gender und andere Dichotomien

Die Kategorie Geschlecht wird zumindest in großen Teilen der biomedizinischen Forschung nach wie vor unter zwei dichotomisierten Prämissen behandelt. Dies fußt auf der Konzeption von nur zwei in sich homogenen und distinkten Geschlechtergruppen. Weiterhin bleiben die Kategorien des biologischen (*sex*) und des sozialen (*gender*) Geschlechts in getrennt zu analysierenden Komplexen – wiewohl sich gegenseitig beeinflussend – strukturiert. Doch gibt es auch immer wieder Felder, in denen sich ein Auflösen dieser Dichotomisierungen erkennen lässt. Unter Bezug auf das derzeit intensiv beforschte Feld der Epigenetik fragen wir: Bieten epigenetische Diskurse das Potenzial,

die Dichotomie von Geschlechterkategorien und von ‚sex vs. gender‘ aufzubrechen, oder werden diese Trennungen in der biomedizinischen Forschung weiterhin aufrechterhalten?

Die Trennung von *sex* und *gender* wird in verschiedenen Strömungen der Geschlechterforschung – von *Feminist Science (and Technology) Studies* über sozialkonstruktivistische bis hin zu poststrukturalistischen Ansätzen, von Women's-Health-Forschung¹ über *Queer* und *Postcolonial Theory* bis zum *Feminist Materialism* – diskutiert und problematisiert (zur Übersicht vgl. Mangelsdorf/Palm/Schmitz 2013). Die Debatte stellt im Kern die These auf, dass die Trennung von Natur und Kultur nach wie vor dem normativen Gehalt scheinbar natürlicher Zweigeschlechtlichkeit zugrunde liegt, auf dem die Manifestation binärer und heteronormativer Geschlechterverhältnisse sowie die zweigeschlechtliche Hierarchie und die Vorrangstellung androzentrischer Perspektiven legitimiert werden. Daraus ergibt sich die Forderung, auf die Reduktion der Bedeutungskraft und die Auflösung dieser Dualismen hinzuwirken. Grenzüberschreitungen zwischen Natur und Kultur sind wichtig für eine Lösung von heteronormativen Geschlechtervorstellungen, die von naturalistischen Argumentationen getragen werden (vgl. Krall 2014).

Wie aber ist es konkret möglich, Dualismen systematisch zu dekonstruieren, um den natürlichen Anschein von Zweigeschlechtlichkeit aufzulösen? Noch wenig sind Ansätze ausgearbeitet, die solche genderkritischen Debatten weiter in die Lebenswissenschaften und in die Medizin hineinragen. Das Feld der Epigenetik, insbesondere der umweltbezogenen Epigenetik, bietet ein ausgesprochen interessantes Diskursfeld für eventuell grenzüberschreitende Debatten sowohl zwischen Natur und Kultur als auch zwischen Disziplinen, da hier die Wechselwirkungen von biologischer Entwicklung und sozialer Erfahrung im Zentrum der Forschung stehen.

Vertreter_innen der *Feminist Science Studies* beschäftigen sich seit Langem mit der Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit sowie mit der Trennung von Natur und Kultur in den Naturwissenschaften und suchen darüber hinausgehend nach Möglichkeiten zur Überschreitung dieser Grenzen im naturwissenschaftlichen Arbeiten selber (vgl. Birke 2003; Fausto-Sterling 2003, 2012). Sie weisen darauf hin, dass Naturwissenschaften großen Einfluss auf die Vorstellung von Geschlecht als natürlicher Kategorie haben. Anhand des Körpers werden geschlechtliche Unterschiede und Merkmale identifiziert. Dem *sex* zugeordnet, gelten solche Geschlechterdifferenzen als ‚natürlich‘ und vordiskursiv und werden als biologischer Beweis für Zweigeschlechtlichkeit aufgefasst.

Eine Konstruktion von *sex* durch *gender*, von Körper durch soziale Erfahrungen und kulturelle Normierungen, wie sie die poststrukturalistische Debatte spätestens seit Judith Butler (vgl. Butler 1997) formulierte, wird in den Naturwissenschaften bisher weitgehend ignoriert. Es ist daher für viele Forscher_innen der *Feminist Science Studies*

1 Auch in diesem Feld ist ein Zweigeschlechtermodell Ausgangspunkt, um den Blick vor allem auf Geschlechterdifferenzen zu lenken. Die Herausstellung spezifisch „weiblicher“ Geschlechterkomponenten war unbenommen eine wichtige Dekonstruktion des androzentrischen Konzepts eines Mensch-Mannes als Folie für die Entwicklung medizinischer Forschung, Diagnose und Therapie. Ellen Kuhlmann und Birgit Babitsch machen auch für die Gender-Medizin auf die Notwendigkeit der Überwindung solcher Dichotomisierungen aufmerksam und zeigen, inwiefern feministische Theorie und Forschung zu Frauengesundheit gemeinsame theoretische Ausgangspunkte für eine solche Grenzüberschreitung haben (vgl. Kuhlmann/Babitsch 2002).

von Interesse, die Wechselwirkungen von Körper, Sozialem und Geschlecht auch innerhalb der biomedizinischen Disziplin genauer zu thematisieren, um anstatt rein biologisch begründeter geschlechtlicher Zuschreibungen Wechselwirkungen zwischen Natur und Kultur in den Blick zu nehmen (vgl. Fausto-Sterling/Lamarre/Coll 2012a, 2012b). Dabei stellt sich die Frage, wie Körper genderkritisch behandelt werden können, ohne sie erneut als naturgegeben zu essentialisieren und den Dualismus *sex/gender* zu reproduzieren. Für die Gender-Medizin formulierte inzwischen insbesondere Nancy Krieger mit ihrem „ecosocial approach“ (vgl. Krieger 2012) Ansätze, um die Verwobenheit und die sich überkreuzenden Dimensionen von *sexism*, *racism*, *classism*, *ageism*, *dis/ablism* in Krankheitsentstehung, Diagnose und Therapie fruchtbar zu machen. Obwohl also gesellschaftliche Faktoren als Ursache für Geschlechterdifferenz angeführt und dabei von einer natürlichen Grundlage gelöst wurden, hält sich nach wie vor in der Gesellschaft, aber auch in vielen Teilen der Lebenswissenschaften und der Medizin die Vorstellung von zwei biologisch klar trennbaren Geschlechtergruppen mit je spezifischen Eigenschaften.

Einige Wissenschaftler_innen tragen diese Diskussionspunkte in die Naturwissenschaften selbst hinein. So fordert beispielsweise die Biologin Lynda Birke, nicht nur die theoretischen Konzepte, sondern auch die experimentelle Herangehensweise zu ändern: Da zwischen sozialer und kultureller Umwelt und Körpern eine ständige Interaktion stattfindet, sei es unbedingt notwendig, biologische Prozesse als Teil der sozialen Welt zu sehen (vgl. Birke 2003: 49). Bisher würden in der Biologie Körper bestenfalls als „acted upon body“ (Birke 2003: 43) angesehen und damit dem Biologischen ein prioritärer Status und dem Sozialen die abgeleitete Formung zugeschrieben. Anne Fausto-Sterling verdeutlicht am Beispiel des Knochenwachstums und der Osteoporose, dass soziale sowie kulturelle Aspekte und die Biologie auf vielen Ebenen verflochten sind. Osteoporose bei Frauen gilt innerhalb biologischer Wissenschaften als einer der zentralen Beweise für biologische Geschlechterunterschiede (vgl. Fausto-Sterling 2005: 1498). Doch nicht nur körperliche Prozesse beeinflussen das Knochenwachstum und seine Veränderungen, sondern auch Verhaltensweisen, Essgewohnheiten oder Arbeits- und Lebensbedingungen. Fausto-Sterling folgt in ihren Projekten, in denen sie sich mit der gleichzeitigen Betrachtung von Kulturellem und Biologischem beschäftigt und sich dabei von den klassischen Dualismen löst, der „Entwicklungs-Systemtheorie (development system theory)“ (Fausto-Sterling 2002: 48). Erst die Berücksichtigung solcher Analysen hat auch einen deutlichen Anteil von Osteoporose bei Männern aufgezeigt (vgl. Amin 2010), deren Diagnose und multifaktorielle Genealogie bisher nicht in den Blick geraten sind. Unter diesem Konzept wäre es möglich, biologische Fragestellungen jenseits der Trennung von Natur und Kultur zu beforschen und eine Vielzahl von Faktoren zur Antwortsuche mit einzubeziehen. Organismen sollten dann als Ganzes betrachtet und nicht nur ihre Einzelteile untersucht werden. Eine ausschließlich biologische Erklärungsweise wäre somit nicht ausreichend und könnte naturalistische Annahmen von Geschlechterunterschieden nicht mehr untermauern.

Die Aufdeckung der Bipolarität natürlicher und soziokultureller Sphären als konstruiert und normativ aufgeladen sowie die Analyse und Auslotung von Grenzüberschreitungen sind für die Dekonstruktion heteronormativer Geschlechtermodelle in der Biomedizin ebenso wichtig wie herausfordernd – theoretisch und methodisch. Wir neh-

men in diesem Beitrag die Konzeptionen und experimental-wissenschaftlichen Praxen der umweltabhängigen Epigenetik (engl.: „environmental epigenetics“) in den Fokus. In diesem heterogenen Feld, das Bereiche der Lebenswissenschaften, der Medizin und inzwischen auch zunehmend der Gesundheitswissenschaften betrifft, wird eine Verschränkung sozialer und natürlicher Faktoren diskutiert. Mit einer Analyse des Forschungsfeldes und einigen Reflexionen zu einer eigenen Veranstaltung zur Verschränkung von Epigenetik, Sozialität und Geschlecht² wollen wir diskutieren, inwiefern im Forschungsfeld der umweltbezogenen Epigenetik tatsächlich Grenzüberschreitungen stattfinden – oder eben nicht – und wie soziale Umweltfaktoren in die naturwissenschaftlichen Forschungssettings aufgenommen und analysiert werden (können), aber auch, welche Reduktionen das experimental-wissenschaftliche Paradigma, z. B. in der Kategorisierung des Sozialen, mit sich bringt. Wir geben einen Überblick, wie *sex* und *gender* heute in der Epigenetik verhandelt werden und welche Einflüsse diese Konzeptionen auf gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse haben (können).

Herausforderung und Potenzial? Das Feld der Epigenetik

Auch wenn es nicht ein einheitliches Konzept der Epigenetik gibt, so trifft dieses Forschungsfeld doch den biologischen Kern unserer Körper. Epigenetische Arbeiten setzen sich mit Prozessen auseinander, die in direkter Wechselwirkung zur DNA stehen und die das Aktivieren oder Stilllegen bestimmter DNA-Bereiche beeinflussen. Beispielsweise wird erforscht, wie über den Prozess der DNA-Methylierung die Aktivierung von Genen gehemmt, aber nicht die DNA-Sequenzen, also der eigentliche „genetische Code“, verändert werden. In der *umweltabhängigen* Epigenetik wird angenommen, dass die Methylierung der Gene nicht einzig autopoietischen biologischen Entwicklungsmustern folgt, sondern durch äußere Faktoren gewissermaßen in das individuelle Epigenom eingeschrieben wird (vgl. Fraga et al. 2005). Die daraus resultierenden Veränderungen der Genaktivierung würden z. B. unterschiedliche Krankheitsdispositionen (z. B. im Bereich der Krebsauslösung oder von Herz-Kreislauf-Erkrankungen) oder Stressanfälligkeiten in der individuellen Biografie erklären. Bis in die Gehirnbiografie reichen die Erklärungsmuster, wenn es beispielsweise um die epigenetische Prägung suizidaler Tendenzen durch frühe Traumata geht (vgl. McGowan et al. 2008; McGowan/Szyf 2010). Diese Forschungsrichtungen konstatieren eine hohe epigenetische Plastizität, wenn in ihren Diskursen biologische und soziale Umweltfaktoren in der genetischen Regulation als ineinander verschränkt angesehen werden und auch als reversibel. Gleichzeitig sind zwei wichtige Aspekte hervorzuheben: Erstens zeigt die wissenschaftliche und vielmehr

2 Das Symposium „Epigenetics, Society & Gender“ wurde von Sigrid Schmitz (Gender Studies) in Kooperation mit Ruth Müller (diplomierte Molekularbiologin, promovierte Wissenschaftsforscherin und Dozentin im MA Gender Studies) und Renée Schröder (Professorin der Molekularbiologie, Leiterin des Departments für Biochemie und Zellbiologie an der Universität Wien und Leiterin der Arbeitsgruppe „Biochemistry & Biophysics, Genetics, Epigenetics & Gene Regulation“ der Max F. Perutz Laboratories) und gemeinsam mit Studierenden des MA Gender Studies organisiert. Mit über 80 TeilnehmerInnen, je zu einem Drittel aus Biomedizin, Wissenschaftsforschung und Gender Studies, war eine Voraussetzung für einen Dialog hier tatsächlich gegeben (vgl. Schmitz 2014).

noch die populärwissenschaftliche Aufarbeitung und Verbreitung, dass der Epigenetik zunehmend mehr erklärender Wert für soziale Aspekte zugeschrieben wird (vgl. z. B. Bahnsen 2008; Kunz 2005; Jutzi 2008; Schlager 2013). Zweitens ist „[n]eu und beobachtungswürdig an diesen Forschungen [...], dass hier soziale und materielle ‚Umwelt‘ unter molekularen Gesichtspunkten beschrieben und analysiert wird“ (Niewöhner 2013: 13).

Neuerdings beschäftigt sich die *transgenerationale* umweltbezogene Epigenetik mit solchen erworbenen Aktivierungsdispositionen, die über die Keimbahn-Gene an nachfolgende Generationen vererbt werden könnten. Das Darwin'sche Paradigma wird damit auf „biologischer“ Ebene durch eine Lamarck'sche Vorstellung der transgenerationalen Weitergabe erworbener Eigenschaften ersetzt. Beispielsweise untersuchen entsprechende Studien, wie sich die diätische Ernährung einer Maus auf die genetischen Dispositionen ihrer Nachkommen für Übergewicht auswirkt (vgl. z. B. Burdge et al. 2007; Paul 2010) oder wie Missbrauch auf die ‚brain-behaviour constellations‘ (vgl. McGowan/Szyf 2010) in der nächsten Generation einwirkt. Mit dem epigenetischen Phänomen des *Genomic Imprinting*, auf das wir noch weiter eingehen werden, wird zudem erforscht, wie die genetischen Ausstattungen von Mutter und Vater konkurrieren und welche Auswirkungen dies auf das Immunsystem ihres Nachwuchses hat (vgl. z. B. Lewin 2008).

Erste Auseinandersetzungen mit dem Potenzial epigenetischer Forschung zur Auflösung der scheinbar getrennten biologischen und sozio-kulturellen Sphären in der Biomedizin werden aktuell diskutiert, ebenso die reziproken Implikationen einer Konzeption „epigenetischer Formung durch Sozialität“ und der Anrufung individueller Verantwortung für eben diese Formung nach bestimmten normativen Mustern (vgl. Hedlund 2011; Pickersgill et al. 2013). Angenommene äußere Faktoren wie die vorhandene Palette oder der Mangel an Nahrungsmitteln und Ernährungsweisen, Umweltbelastung, Stress oder Trauma beeinflussen demzufolge nicht nur unsere eigene Genexpression, sondern prägen transgenerational Markierungen auf der DNA, die wiederum beispielsweise zu erhöhtem Diabetesrisiko oder suizidalen Tendenzen bei Kindern und Enkeln führen können (vgl. Kaati et al. 2007; McGowan et al. 2008). Aufgrund des Verweises auf Umweltfaktoren wird hier eine Argumentationsweise ermöglicht, die auf die eigene Verantwortlichkeit hinweist. Diskurse von gesundem Leben, Rauch- und Alkoholabstinenz und von bewusster Ernährung werden hier anschlussfähig gemacht und sogar verstärkt, wenn es nicht nur um den eigenen Körper geht, sondern auch um den der eigenen Kinder und Enkelkinder.

Prominent sind die wenigen Studien, die nicht nur Tiere, sondern auch menschliche Proband_innen untersuchen und die Daten über Nahrungsmittelknappheiten und Hungerperioden nutzen konnten. Dazu zählen die Langzeitstudien der Ernte- und Bevölkerungsstatistik im nordschwedischen Överkalix, die Langzeitfolgen des niederländischen Hungerwinters 1944/45 sowie der chinesischen Hungersnot zwischen 1959 und 1961. Im Falle von Överkalix liegen Zahlen zur Nahrungsmittelknappheit zwischen 1890 und 1920 vor. Forscher_innen untersuchten die Folgen von Mangelernährung in der Enkelgeneration und fanden heraus: Waren die Großeltern als Kleinkinder bis vier Jahre von der Hungersnot betroffen, hatten ihre Enkel ein erhöhtes Sterberisiko und eine verkürzte Lebenszeit; anders war es bei denjenigen Großeltern, die bei der Nahrungsknappheit schon älter waren (vgl. Bygren et al. 2014; Kaati et al. 2007). Zudem untersuchten Ezra

Susser und Shang Lin (Susser/Lin 1992) den Zusammenhang der Unterernährung mit dem erhöhten Auftreten schizophrener Erkrankungen in der Enkelgeneration, wie es auch eine Forschungsgruppe um David St Clair (St Clair et al. 2005) später mit Daten zur Nahrungsmittelknappheit zwischen 1959 und 1961 in China aufzeigte. Mit Daten über die von der Hungersnot 1944/45 in den Niederlanden Betroffenen wurde der Einfluss der Mangelernährung von damals Schwangeren auf den Methylierungszustand des IGF-2-Gens untersucht, welches das Wachstum beeinflusst (Heijmans et al. 2008). Die Forscher_innen schlussfolgerten: Hatten die Schwangeren wenig zu essen, war das IGF-2-Gen weniger methyliert und auch das Geburtsgewicht ihrer Enkelkinder war geringer. Fraglich bleibt in all diesen Untersuchungen jedoch der kausale Zusammenhang und die genaue Spezifizierung der Kategorie Nahrungsmangel. Hinzu tritt die geschlechtsspezifische Verantwortungszuschreibung: Aus der Korrelation des angenommenen Mangels und der Methylierung des IGF-2-Gens wird die Mutter hier indirekt für geringeres Wachstum verantwortlich gemacht.

Diese Zuschreibung von Verantwortung an die Mutter wird durch eine Vermischung und Übertragung zwischen Tierversuchen und Humanstudien vielfach manifestiert. Auch in Tierstudien wird nicht selten die Rolle der Mutter fokussiert, wie z. B. der Einfluss des Pflegeverhaltens von Rattenmüttern auf die Stressbewältigungsfähigkeit in der nächsten Generation. Untersuchungen über die Effekte unterschiedlicher Leck- und Pflegeverhalten von Ratten kamen zu dem Ergebnis, dass es Einfluss auf das Epigenom des Nachwuchses hat und sich unterscheidet, je nachdem, ob der Nachwuchs viel oder wenig gepflegt wurde (vgl. Weaver et al. 2004). Der viel gepflegte Nachwuchs zeigte in Verhaltenstests weniger Angstreaktionen und eine höhere Stressbewältigungsfähigkeit. Wenn nun in einigen umweltepigenetischen Studien die Anrufung einer solchen Verantwortung für Krankheitsdispositionen respektive Gesundheit ihrer Kinder mit dem Verhalten und der Rolle der Mütter verbunden wird (vgl. Landecker 2011), dann sind Gendereffekte und Zuschreibungen hier eng verknüpft. Umso interessanter erscheint die Studie von Katharina Gapp et al., die als eine der wenigen die Rolle des Spermas bei der Übertragung äußerer Umweltfaktoren und epigenetischer Markierungen untersucht. Äußerer Einflussfaktor war jedoch auch hier die Separation der Tiere von der Mutter (vgl. Gapp et al. 2014).

Wenn für epigenetische Untersuchungen und Konzepte vonseiten der Biomedizin heute ein Dialog mit den Sozialwissenschaften gesucht wird, wie z. B. explizit von der American Association for Cancer Research Human Epigenome Task Force (2008), lassen sich für einen solchen interdisziplinären Dialog aus den angeführten Beispielen zwei zentrale Herausforderungen herauskristallisieren: Erstens gilt es, die Übertragungen zwischen Tier und Mensch kritisch zu hinterfragen. Was bedeutet es, wenn beispielsweise ein führender Epigenetiker wie Moshe Szyf in seinem Vortrag erklärt, „fehlende Mutterliebe“ verändere bei Ratten dauerhaft hunderte Gene und würde sie nachhaltig ängstlich und aggressiv machen, und wenn er dann eine direkte Erklärungslinie zum Menschen zieht?³ Hier werden nicht nur unreflektierte Generalisierungen zwischen Tier und Mensch gezogen, es werden zudem vergeschlechtlichte und moralische Implikationen in und durch die Forschung transportiert. Die Erforschung epigenetischer Mechanismen

3 <http://learn.genetics.utah.edu/content/epigenetics/rats/>. Dies untersuchte Szyf in mehreren Studien, z. B. auch in der oben erwähnten von Weaver et al. (2004).

beim Menschen ist sehr schwierig und es gibt nur selten die Möglichkeit, mehrere Generationen zu untersuchen. So werden auch im Feld der Epigenetik, wie in vielen anderen naturwissenschaftlichen Gebieten, überwiegend Tierstudien durchgeführt. Dabei wird kaum noch die Übertragbarkeit der Ergebnisse auf den Menschen diskutiert.

Zweitens ist zu fragen, wie weit der Begriff der „Umwelt“ in der epigenetischen Forschung gespannt wird. Welche zelluläre DNA-Umwelt und welche sozialen und kulturellen Umweltfaktoren sind gemeint, welche werden nicht in den Blick genommen? Sind die sozialen und kulturellen Faktoren in ihrer Komplexität tatsächlich erfassbar bzw. können sie im empirisch-naturwissenschaftlichen Paradigma überhaupt adäquat untersucht werden? Sigrid Schmitz hat in einer Analyse des Forschungsfeldes aufgedeckt, dass die Versuche, das „Soziale“ für epigenetische Experimente zu operationalisieren, einem starken Reduktionismus folgen, wie er z. B. durch die Kategorie des „Dutch Hunger Winter“ aufgestellt wurde (vgl. Schmitz 2014). In der Abschlussdiskussion des erwähnten Symposiums wurde die Vorstellung einer naturwissenschaftlich forschenden Person deutlich, die in der Berücksichtigung äußerer Umweltfaktoren in der Epigenetik einen großen Erkenntnisgewinn sah, jedoch nur dann, wenn die sozialen Kategorien experimentell operationalisierbar seien. Infolgedessen vereinfachen bisherige Arbeiten komplexe soziokulturelle Strukturierungen und individuelle Auseinandersetzungen auf möglichst eine Kategorie. Hiermit ist ein starres Verständnis von Objektivität und Wissenschaft sowie eines hypothesengeleiteten Erkenntnisprozesses verbunden, das sich nach wie vor in vielen Bereichen zeigt, so auch in der Epigenetik. Dieser Schritt scheint unter dem quantitativen Operationalisierungsparadigma der naturwissenschaftlichen Logik und der empirischen Methodik notwendig, er ignoriert aber Komplexität, Interaktionen, gesellschaftliche Strukturen, innerhalb derer sich Menschen verhalten, und nicht zuletzt kulturelle Bedeutungseinschreibungen.

Einen solchen Reduktionismus von sozialen Faktoren in der Epigenetik und die damit verbundenen Naturalisierungen spricht Niewöhner konkret als „Molekularisierung von Umwelt, Biographie und Milieu“ (Niewöhner 2013: 14) an und hebt hervor, dass die Komplexität des Sozialen hier vereinfacht und ignoriert wird. Auch Vanessa Lux und Jörg Thomas Richter sehen nicht nur Chancen in den Natur/Kultur-Verschränkungen der Epigenetik, sondern auch Schwierigkeiten: „Durch die molekularbiologische Bearbeitung entstehen – gewollte oder ungewollte – biologische Deutungsansprüche auf das Kulturelle. Die Gefahr besteht, dass die Differenzierung zwischen Kultur und Natur bei der Vermessung der biologischen Mikroebene nivelliert wird, wenn die in Kultur eingeschriebenen Bedeutungen mit molekularbiologischen Wirkmechanismen identifiziert werden“ (Lux/Richter 2014: xx).

Im Zentrum dieses Beitrages steht nun insbesondere die Frage: Wie werden Geschlechter und geschlechtsbezogene Diskurse im epigenetischen Modell verhandelt und welche Auswirkungen hat dies auf sozio-kulturelle Geschlechterkonzeptionen und -verhältnisse? So werden im Folgenden am Beispiel des *Genomic Imprinting* jene Fragen diskutiert und aufgezeigt, wie sich auch im Feld der Epigenetik vor allem die Reproduktion heterosexueller Geschlechterbilder zeigt.⁴

4 An diesem Beispiel wird eine Analyse vorgenommen, die sich auf Ergebnisse der Discussion Group „Genomic Imprinting: Reinforcing or Contesting Gender Binaries?“ mit Puja Khoschror, Lisa Krall, Bärbel Mauss und Sigrid Schmitz bezieht, die auf dem Symposium „Epigenetics, Gender &

Ein Beispiel: *Genomic Imprinting*

In der Epigenetik wird angenommen, dass die Methylierung der Gene durch soziale Faktoren formbar ist und die daraus resultierenden Veränderungen der Genaktivierung an nachfolgende Generationen vererbt werden können. Ein zentraler epigenetischer Vererbungsprozess wird als *Genomic Imprinting* bezeichnet, durch den die Wirkung eines Gens als abhängig von der elterlichen ‚Herkunft‘ (transgenerationale Vererbung) beschrieben wird. Der Fötus erhält zwei Kopien fast aller Gene, eine stammt von der Mutter, die andere vom Vater. Gewöhnlich sind alle Kopien exprimiert, doch bei geprägten Genen können durch Methylierung (das Anhängen von Methylgruppen an bestimmte Bereiche der DNA) einige dieser Kopien stumm geschaltet sein. Die ‚mütterliche‘ und die ‚väterliche‘ DNA gelten als mit unterschiedlichen Methylierungsmustern ausgestattet, die sie an ihre Nachkommen vererben. Aufgrund eines biochemischen Markers entlang der DNA werden manche Gene nicht abgelesen; die Verteilung dieser Marker gilt als unterschiedlich, je nachdem, ob das betroffene Gen von Vater oder Mutter vererbt wurde (vgl. Lewin 2008: 832ff.). Das bedeutet, dass die Aktivität einiger Gene von der elterlichen Herkunft abhängt; inaktive Gene werden dabei als geprägt bzw. *imprinted* bezeichnet.

Ein häufiges Beispiel ist der Wachstumsfaktor IGF-2. Das IGF-2-Gen produziert einen insulinähnlichen Wachstumsfaktor, der während der frühen Embryonalentwicklung wirksam ist. Im frühen Embryo ist das väterliche Allel für gewöhnlich nicht methyliert und expressionsaktiv, das mütterliche ist methyliert und stumm. Dies führt dazu, dass der mütterliche Organismus dem Embryo mehr Energie gibt. Fehlt beim IGF-2-Gen das Allel von einem Elternteil, wird eine normabweichende Entwicklung beim Fötus beschrieben; fehlt das väterliche Gen, gilt der Fötus als nicht genügend ernährt. Erklärt wird dieser Fall von *Genomic Imprinting* – wie auch viele andere – häufig auf der Grundlage der sogenannten evolutions- und soziobiologischen Konflikttheorie, die von konkurrierenden Interessen zwischen Mutter und Vater bei der Entwicklung ihres Nachwuchses ausgeht: „It is as if the otherwise identical maternal and paternal copies of the gene have adopted opposite and competing strategies that act to cancel each other in the developing embryo“ (Pagel 1999: 19). Während der Vater Interesse daran habe, einen großen, starken und gesunden Nachwuchs zu bekommen, würde die Mutter lieber eigene Ressourcen für möglichen weiteren Nachwuchs sparen und dem gegenwärtigen nicht all ihre Energie zur Verfügung stellen wollen (vgl. Pagel 1999: 19). Dies sei auch beim geprägten IGF-2-Gen der Fall und würde erklären, warum die Kopie der Mutter bei ‚normaler‘ oder ‚gesunder‘ Embryonalentwicklung stumm und die des Vaters aktiv sei. In seinem Artikel, der in der renommierten Fachzeitschrift *NATURE* erschienen ist, erklärt Mark Pagel daher: Es sei im Interesse der väterlichen Kopie („in the paternally derived copy’s interest“), mehr von der Energie des mütterlichen Organismus zu verlangen, im Gegensatz zu der mütterlichen Kopie. Denn, so die Logik, da die Mutter weiteren Nachwuchs von anderen Männern wolle, müsse sie ihre Ressourcen sparen (vgl. Pagel 1999: 19).

Society“ im Juni 2012 an der Universität Wien stattfand: <https://gender.univie.ac.at/veranstaltungen/einzelansicht/article/interdisciplinary-workshop-epigenetics-society-gender/>.

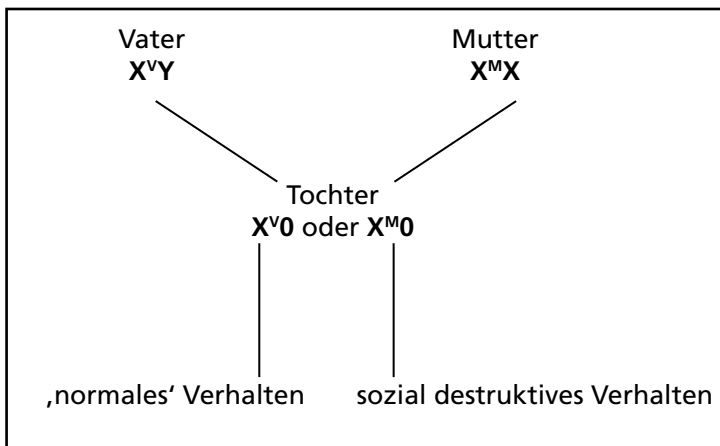
Die Begründungskraft dieses Erklärungsversuchs ist nicht nur schwach, sondern wird zudem moralisch gewertet: „Genomic conflict is one cost of infidelity“ (Pagel 1999: 19). Ein Partnerwechsel der Mutter wird hier mit Untreue gleichgesetzt, einem stark negativ konnotierten Verhalten, das den Konflikt zwischen Genen verursache. Schuld für *Genomic Imprinting* und dadurch bedingte Fehlentwicklungen sei demnach das Sexualverhalten der Mutter, durch das diese dem Embryo weniger Energie abgeben wolle. Der Autor nutzt ein heteronormatives und monogames Familienbild, um eine Erklärung für Geschlechterkonflikte auf der Ebene des Genoms zu finden, und wertet dabei den Partnerwechsel weiblicher Lebewesen (er spricht gleichermaßen von Tieren und Menschen) ab, ohne ein Wort über den der Väter zu verlieren. Er setzt ein heteronormatives Zweigeschlechtersystem voraus und überträgt es auf die Ebene der Gene, denen er dadurch ein Geschlecht und eigene Interessen zuschreibt.

Ein Artikel von 2008, der auch in *NATURE* erschienen ist, greift *Genomic Imprinting* und die Konflikttheorie auf, um mentale Störungen zu erklären. Christoph Badcock und Bernard Crespi nehmen an, dass durch einen „hidden battle of the sexes – where a mother’s egg and a father’s sperm engage in an evolutionary struggle to turn gene expression up or down“ (Badcock/Crespi 2008: 1054) – das embryonale Gehirn beeinflusst würde. Auch sie greifen das Beispiel des IGF-2-Gens auf und erklären, der genetische Konflikt würde entstehen, weil die Gene des Vaters einen entwicklungsfähigen Embryo wollen, der ihre Erbinformation weiterträgt, ohne dass dabei eigene Kosten für sie entstünden (vgl. Badcock/Crespi 2008: 1054). Die Autor_innen sprechen zur Veranschaulichung von einem genetischen Tauziehen zwischen den Geschlechtern und haben ihren Artikel mit einem entsprechenden Bild visualisiert, auf dem zwei Personen in rot und blau gekleidet ein Tauziehen mit einem Seil veranstalten, das die Form der Doppelhelix hat (vgl. Badcock/Crespi 2008: 1054).

Bärbel Mauss beschäftigt sich seit Langem mit Forschungen zu *Genomic Imprinting* aus der Perspektive der *Feminist Science Studies* und wies bereits auf Pagels undifferenzierte Ausführungen hin (vgl. Mauss 2007). Sie spricht davon, dass in epigenetischen Arbeiten zu *Genomic Imprinting* die zweigeschlechtliche heterosexuelle Fortpflanzung ökonomisiert, auf Konkurrenz und Investition reduziert und ein Geschlechterkonflikt im Fötus konstruiert wird (vgl. Mauss 2004: 154). So würden der Geschlechterkampf und der Geschlechterdualismus anhand biochemischer Marker naturalisiert. Darüber hinaus zeigt die Autorin, dass es in diesem Modell zu einer abweichenden Entwicklung kommt, wenn keine heterosexuelle Verbindung stattfindet (vgl. Mauss 2004: 158): Nur wenn beide Allele vorhanden sind, ist die Entwicklung des Fötus gewährleistet. Ist jedoch ausschließlich ein Allel vorhanden, kann es gar nicht zur elterlichen, heterosexuellen Verbindung der Allele kommen und der Fötus wird als nicht entwicklungsfähig beschrieben. Im Fall dieser normabweichenden Entwicklung könne der Kampf der Geschlechter am Genom nicht stattfinden. Wäre tatsächlich von dem oben beschriebenen Geschlechterkampf auszugehen, funktioniere ein ökonomisches und heteronormatives Erklärungsmodell des Interessenkonflikts also ausschließlich bei normgerechter Entwicklung, wenn beide elterlichen Allele vorhanden sind. Mauss schlussfolgert, dass nur bei heterosexueller Verbindung der Allele von einer normalen Entwicklung ausgegangen wird und sich somit Heteronormativität auf der Ebene des Genoms verfestigt.

Pagel (1999) greift mit dem Turner-Syndrom ein weiteres Beispiel für *Genomic Imprinting* auf und räumt hier ein, dass die Konflikttheorie in diesem Fall überraschenderweise nicht greife und über Geschlechterunterschiede im Sozialverhalten – denn auch diese würden durch die Exprimierung von Genen gesteuert – kein elterlicher Konflikt herrsche. Personen, die dieses Syndrom haben, werden als sogenannte X0-Typen und als weiblich bezeichnet, da sie nur über ein statt zwei Geschlechtschromosomen (XX oder XY) verfügen. Je nachdem, ob das X-Chromosom von Mutter oder Vater geerbt würde, löse es verschiedenes Verhalten aus, denn, so angenommen, geprägte Gene können „social skills“ (Pagel 1999: 19) beeinflussen. Käme das X-Chromosom von der Mutter, sei sozial destruktives Verhalten zu beobachten, welches als männlich charakterisiert wird; käme es vom Vater, sei das Verhalten eher ‚normal‘ und wie bei anderen Mädchen (s. Abbildung 1).

Abbildung 1: Pagels Konzept zu Genomic Imprinting bei X0-Typen



Quelle: eigene Darstellung.

Was zunächst einmal paradox erscheint, erklärt Pagel folgendermaßen: Die Gene für soziale Kompetenz sollten auf dem väterlichen X-Chromosom aktiviert und auf dem mütterlichen abgeschaltet sein. Die Väter gäben das aktivierende X-chromosomale Gen immer nur an die Töchter weiter, nicht an die Söhne (die bekommen das väterliche Y-Chromosom). Damit verfügten die Töchter ‚natürlicherweise‘ über ausgeprägtere soziale Fähigkeiten. Chromosomen und Gene würden demnach Ursache und Erklärung für unterschiedliche soziale Kompetenz und Geschlechterdifferenz sein und liefern sozialen Phänomenen eine biologische Fundierung. Geschlechtsspezifisches Sozialverhalten wird hier also auf unterschiedliche Exprimierung von Genen auf dem X-Chromosom zurückgeführt (vgl. Mauss 2007: 221) und *gender* durch *sex* erklärt.

Abgesehen von einigen wenigen Genen, die auf den Geschlechtschromosomen liegen, wurden Gene in der biomedizinischen Forschung zu Vererbung bisher als geschlechtsneutral begriffen (vgl. Mauss 2004: 150). Dies ändert sich mit dem Konzept des *Genomic Imprinting*, durch das der elterliche Ursprung der Gene nun relevant

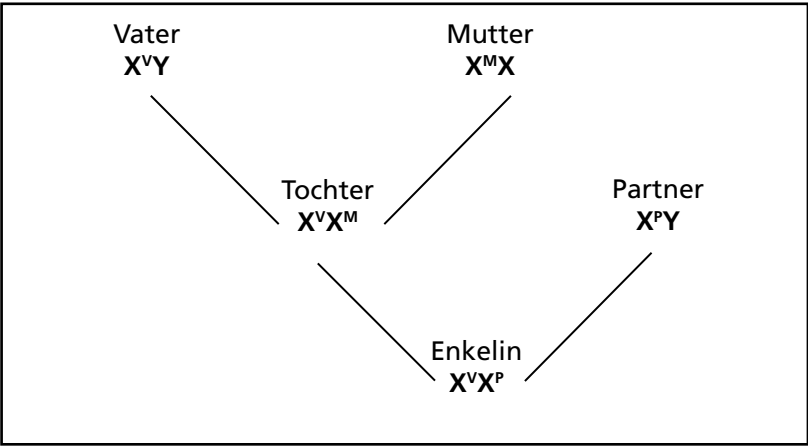
und Geschlecht auf der Ebene der DNA eingeführt wird. Anhand der Betrachtung der Forschung zu *Genomic Imprinting* findet man erste Antworten auf die Frage, wie Geschlechter in epigenetischer Forschung verhandelt werden: Hierbei wird oftmals ein heteronormatives Geschlechtermodell auf molekularbiologische Prozesse übertragen, die Trennung von *sex* und *gender* aufrechterhalten und somit deutlich, dass in diesen Beispielen epigenetischer Forschung nach wie vor von binären Geschlechterkonstruktionen ausgegangen wird. Heteronormativität und ökonomische Logik dienen als Erklärungsmodell für (epi)genetische Aktivität. In Bezug auf das Ablesen von Genen und embryonaler Entwicklung ist von Geschlechterkampf und Konkurrenz die Rede, Begrifflichkeiten, die wohl der sozialen Welt entliehen sind und hier auf die Ebene des Genoms angewandt werden. Auch die zuvor erwähnte Fokussierung auf die Rolle und Verantwortung der Mutter ist hier erneut auszumachen und verfestigt tradierte Geschlechterbilder.

Brüche in der epigenetischen Forschung als Potenziale?

Es stellt sich die Frage, warum wir nun dennoch die Potenziale epigenetischer Forschung für die Auflösung der Trennungslinie zwischen *sex* und *gender* für diskussionswürdig halten. Ein erneuter Blick auf das Phänomen des *Genomic Imprinting* lohnt, um auf mögliche Schwachstellen der heteronormativen Perspektive aufmerksam zu machen und erste mögliche Potenziale zu formulieren, die sich aus Natur/Kultur-Verschrankungen ergeben, aber auch Grenzen in den Blick zu nehmen. Dies ist auch übertragbar und interessant für eine breitere Auseinandersetzung mit anderen epigenetischen Untersuchungsbereichen.

Insgesamt weiß man noch nicht sehr viel über die genauen Abläufe beim *Genomic Imprinting*. Bisher sind etwa 70 Gene bekannt, deren Wirkung davon abhängt, von welchem Elternteil sie kommen. Einfluss haben sollen sie auf Größe und Entwicklung der Embryos, aber auch auf Verhalten und Persönlichkeit (vgl. Badcock/Crespi 2008: 1054). Vor diesem Hintergrund können hier Brüche aufgezeigt werden, die vor allem das Modell der Konflikttheorie und dessen heteronormative Argumentationslogik infrage stellen (s. Abbildung 2). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass die Methylierungsmuster während der Gametogenese elternabhängig und somit geschlechtsspezifisch vererbt werden und reversibel angelegt sind. Betrachtet man das väterliche X-Chromosom (X^V) in der Tochter, also in einer weiblichen Gametenzelle, und bezeichnet dieses als ‚männlich‘ geprägt und bekommt diese Person, hier also eine Frau, nun selbst ein Kind mit einem Mann, dann kann in deren Fötus kein genetischer ‚Geschlechterkampf‘ stattfinden, da zwei männliche X-Chromosome (X^V und X^P) konkurrieren. Um die Konflikttheorie trotzdem aufrecht zu erhalten, wird angenommen, dass nach der Embryonalentwicklung die Muster in den Gameten wieder gelöscht und mit jeweils weiblichem oder männlichem Stempel versehen werden. In der Fachdiskussion wird das als Reprogrammierung oder Rückstellung bezeichnet (vgl. Wossidlo 2012).

Abbildung 2: Widersprüche zur Konflikttheorie im Genomic Imprinting



Quelle: eigene Darstellung.

Diese Rückstellung der epigenetischen Markierung in Keimzellen steht jedoch im Widerspruch zu Konzepten der transgenerationalen Vererbung in der Epigenetik und der Weitergabe erworbener epigenetischer Profile über die Keimbahn in die nächste Generation: Wenn einerseits eine Rückstellung von epigenetischen Markierungen und Methylierungsmustern in der Keimzelle folgt, können andererseits epigenetische Profile nicht vererbt und an die nächste Generation weitergegeben werden. Werden also einzig Gene des *Genomic Imprinting* rückgestellt? Werden sie vielleicht nur für eine kurze Phase weitergegeben und dann reprogrammiert? Interessant ist, ob diese Annahme der Bereinigung oder des Stempels ein eigenständiges Modell ist und warum dann nur die Geschlechtschromosomen bereinigt würden und nicht alle. Dies führt schließlich zu der Frage, ob das aktuelle Modell des *Genomic Imprinting* und vor allem der Konkurrenzkampf der Geschlechter so haltbar sind. Wird der Geschlechterkampf widerlegt, wäre *Genomic Imprinting* in diesem Sinne nicht mehr plausibel und die Kategorie Geschlecht würde hier als Erklärungsgrundlage an Bedeutung verlieren.

Nachdem wir auf eine auf die Fachdebatte bezogene inhaltliche Schwachstelle des epigenetischen Konzepts des *Genomic Imprinting* hingewiesen haben, bei dem wir die Möglichkeit sehen, das Modell des Geschlechterkampfs zu dekonstruieren, wollen wir uns abschließend mit den Aspekten der Epigenetik beschäftigen, die wir aufgrund aktueller epigenetischer Forschung als Potenziale bezeichnen. Dabei fragen wir, ob epigenetische Diskurse die Möglichkeit bieten, die Dichotomie von Geschlechterkategorien und von *sex/gender* aufzubrechen, oder ob diese Trennungen in der biomedizinischen Forschung weiterhin aufrechterhalten werden.

Potenziale und Grenzen epigenetischer Diskurse

In ihrer Beschäftigung mit dem epigenetischen Phänomen *Genomic Imprinting* arbeitet Mauss nicht nur die Aspekte heraus, die ein heteronormatives Geschlechtermodell naturalisieren, sondern weist auch auf das Veränderungspotenzial hin. So beschreibt sie, dass durch die molekularbiologische Verschiebung die Konzeption von Geschlecht nicht mehr an den Geschlechtskörper gebunden ist und „Geschlecht in der traditionellen körperlichen Form obsolet wird“ (Mauss 2004: 161). Die binäre Geschlechterkonzeption und die Trennung natürlicher und sozialer Geschlechtlichkeit durch die Unterscheidung von *sex* und *gender* würde zwar nach wie vor durch heteronormative Erklärungsmodelle aufrechterhalten und auf der Ebene biologischer Prozesse manifestiert, doch hätte man sich hier vom viktorianischen Geschlechterbild und insbesondere von den Stereotypen des aktiven Männlichen und passiven Weiblichen gelöst (vgl. Mauss 2004: 159), denn mütterliche x-chromosomale Gene prägen *aktiv* die nächste Generation. Durch *Genomic Imprinting* würde somit ein Geschlechterbild fortgeschrieben, das nicht dem traditionellen Geschlechterbild klinischer Medizin entspräche (vgl. Mauss 2007: 227f.).

Mauss entdeckt in der Forschung zu *Genomic Imprinting* eine Bewegung weg von bestimmten Aspekten normierter Zweigeschlechtlichkeit und biologischer Geschlechterdifferenz, weist jedoch auf ebenso problematische Konzepte, Modelle oder Begrifflichkeiten hin, durch die epigenetische Mechanismen weiterhin erklärt werden. Die Unterscheidung von *sex* und *gender* scheint sich hier zunächst nicht zu verändern, doch lässt sich ein grundsätzlicher Perspektivwechsel vermuten. Denn in den erwähnten Studien – und dies ist das Charakteristische an umweltepigenetischer Forschung – wird über biologische Aspekte gesprochen, die durch äußere Faktoren beeinflusst werden, wenn es „um Regelkreise, Dynamiken und Wechselwirkungen auf der DNA-Ebene und darüber hinaus um das Zusammenspiel mit der zellulären, physiologischen und organismischen Umwelt“ (Lux/Richter 2014: xiv) geht. Zugegebenermaßen handelt es sich bei der Epigenetik nicht nur um ein sehr heterogenes, sondern auch um ein recht junges Forschungsfeld, das noch viele Unklarheiten und Unstimmigkeiten aufweist. Wie bereits zuvor erwähnt, werden jedoch umfassende Untersuchungen der Wechselwirkungen zwischen Gen und Umwelt betrieben und Einflüsse von Ernährung, Stress oder traumatischen Erfahrungen erforscht. Insgesamt verschwimmen die Grenzen zwischen Natur und Kultur und zwischen *sex* und *gender*, wenn nicht mehr klar markierbar ist, mit welchen Faktoren welche Konsequenzen erklärbar sind und dies auf ein Zusammenspiel hinweist. Es wird über Geschlechterdifferenzen auf biologischer Ebene gesprochen, doch werden als Erklärungen Geschlechterverhältnisse und somit soziale Faktoren herangezogen. Werden diese binären Konzepte somit in biomedizinischer Forschung angehtbar und eine stärkere Komplexität sichtbar?

Feminist Science Studies und genderorientierte Wissenschaftsforschung arbeiten an der Etablierung alternativer Erklärungsmodelle in den Naturwissenschaften. Erinert sei an Fausto-Sterlings „development system theory“ oder das Konzept des Embodiment (vgl. Fausto-Sterling 2003: 129; Schmitz/Degele 2010), die sich von binären Modellen ab- und komplexeren Wechselwirkungen zuwenden. Die Verbindung von epigenetischer Forschung und Embodiment-Ansätzen hat sicher Potenzial, um Natur/Kultur-Verschränkungen zu diskutieren und ebenso Genderkonstruktionen hinterfrag-

bar zu machen. Schmitz (2014) betont, dass es umso wichtiger für diese Diskussion ist, auch das naturwissenschaftliche Experiment als Wissenskonstruktion zu diskutieren, um geschlechtsspezifische soziale Ungleichheitsverhältnisse und deren Einfluss auf Epigenetik erforschen zu können. Bezugnehmend auf die North Texas Healthy Study, in der die Zusammenhänge von Krankheitsursachen, epigenetischen Veränderungen und sozialen Faktoren wie z. B. Diskriminierungserfahrungen aufgrund verschiedener Differenzkategorien untersucht wurden, diskutiert Kerstin Palm die Chance, dass durch eine solche kontextualisierte Epigenetikforschung gesellschaftliche Faktoren als biologische Muster anerkannt werden könnten, die Gesundheitszustand und Körper beeinflussen und differenziertere Aussagen über gruppenspezifische Krankheitsdispositionen zulassen (vgl. Palm 2012). Hier stellt sich eine enge Verbindung zu Nancy Kriegers „ecosocial approach“ her, mit der die Forderung nach einer stärkeren Betonung einer intersektionalen Perspektive in der Gender-Medizin einhergeht (vgl. Krieger 2012). Nicht nur könnten so Einflüsse von multiplen Ungleichheitsverhältnissen auf epigenetische Mechanismen hin untersucht werden, hierdurch würden auch die Vorstellung klar trennbarer sozialer und biologischer Geschlechterkomponenten und eine ‚natürliche‘ Zweigeschlechtlichkeit hinterfragbar.

Wenn wir allerdings konkrete Dialogversuche zwischen Epigenetik und anderen natur- und vor allem sozial- oder geisteswissenschaftlichen Forschungsfeldern reflektieren, dann wird eine solche Herausforderung bisher nur marginal aufgegriffen. Vielfach folgen die Argumentationen wesentlich mehr dem von Lynda Birke (2003) ausgearbeiteten Denkschema des „acted upon body“, in dem zwar gegenseitige Einflüsse von Natur und Kultur angenommen werden, die beiden Dimensionen aber getrennt bleiben. Denn nur so ist das Experimentalparadigma der lebenswissenschaftlichen Forschung anwendbar. Wissensmacht über die postulierte „Objektivität“ des Experiments – im Sinne: „a fact is a fact“ – wird nach wie vor hergestellt (vgl. Schmitz 2014: 242).

Gehen wir davon aus, dass Naturwissenschaften und Biomedizin großen Einfluss auch außerhalb ihrer Disziplinen haben, liegt die Frage nahe, ob sich Perspektivänderungen zum Verhältnis von Natur und Kultur, wie sie sich aus unserer Analyse unter allen Ambivalenzen und Einschränkungen zeigen, auch auf andere Bereiche und Wissenschaften übertragen und sogar auf gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlecht als natürlicherweise binär konstruiert übertragen lassen. Welche Einflüsse kann ein konsequent gedachtes Konzept epigenetischer Wechselwirkungen zwischen Sozialem und Biologischem auf die medizinische Forschung haben, welche Impacts ergeben sich auf gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse? Kann mit der Epigenetik veranschaulicht werden, dass diese nicht Ergebnis biologischer Geschlechterdifferenzen und determinierter Merkmale sind? In jedem Fall müssten Ansätze entwickelt werden, die soziale Erfahrungen, kulturelle Normierungen und intersektionale Verschränkungen wesentlich differenzierter bearbeiten, als dies bisher mit der Operationalisierung von Umweltfaktoren in reduzierte qualifizierbare Kategorien erfolgt, um sie den experimentell quantifizierbaren Forschungssettings anzupassen wie beispielsweise zum ‚Dutch Hunger Winter‘ (vgl. Heijman et al. 2008; Susser/Lin 1992). Jene und alle weiteren aufgeworfenen Fragen und Aspekte sowie die damit verbundene Konstruktionshaftigkeit und Bedeutungsgenerierung auch naturwissenschaftlicher Wissensproduktion bedürfen weiterer intensiver Auseinandersetzungen auf verschiedenen Ebenen und werden aktu-

ell in einem Forschungsprojekt zur Verschränkung von Natur/Kultur in der Epigenetik bearbeitet.

Literaturverzeichnis

- American Association for Cancer Research Human Epigenome Task Force and the European Union, Network of Excellence, Scientific Advisory Board (2008). Moving AHEAD with an International Human Epigenome Project. *Nature*, (454), 711–715.
- Amin, Shreyasee (2010). Epidemiology of Fractures. In Eric Orwoll, John Bilezikian & Dirk Vanderschueren (Hrsg.), *Osteoporosis in Men: The Effects of Gender on Skeletal Health* (S. 351–361). London: Elsevier. <http://dx.doi.org/10.1016/b978-0-12-374602-3.00028-6>
- Badcock, Christopher & Crespi, Bernard (2008). Battle of the sexes may set the brain. A tug-of-war between the mother's and father's genes in the developing brain could explain a spectrum of mental disorders from autism to schizophrenia. *Nature*, (454), 1054–1055. <http://dx.doi.org/10.1038/4541054a>
- Bahnsen, Ulrich (2008). Erbgut in Auflösung. *Zeit online*, 25(33). Zugriff am 13. August 2014 unter www.zeit.de/2008/25/M-Genetik.
- Birke, Lynda (2003). Shaping Biology. Feminism and the Ideas of 'the Biological'. In Gillian Bendelow, Lynda Birke & Simon J. Williams (Hrsg.), *Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society* (S. 39–52). London, New York: Routledge.
- Burdge, Graham C.; Hansona, Mark A.; Slater-Jefferies, Jo L. & Lillycrop, Karen A. (2007). Epigenetic Regulation of Transcription: A Mechanism for Inducing Variations in Phenotype (Fetal Programming) by Differences in Nutrition During Early Life? *British Journal of Nutrition*, 97(6), 1036–1046. <http://dx.doi.org/10.1017/S0007114507682920>.
- Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bygren, Lars O.; Tinghög, Petter; Carstensen, John; Edvinsson, Sören; Kaati, Gunnar; Pembrey, Marcus E. & Sjöström, Michael (2014). Change in paternal grandmothers' early food supply influenced cardiovascular mortality of the female grandchildren. *BMC Genetics*, 15(12). Zugriff am 25. September 2015 unter www.biomedcentral.com/content/pdf/1471-2156-15-12.pdf. <http://dx.doi.org/10.1186/1471-2156-15-12>
- Fausto-Sterling, Anne (2002). Sich mit Dualismen duellieren. In Ursula Pasero (Hrsg.), *Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik* (S. 17–64). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Fausto-Sterling, Anne (2003). The Problem with Sex/Gender and Nature/Nurture. In Gillian Bendelow, Lynda Birke & Simon J. Williams [u. a.] (Hrsg.), *Debating Biology. Sociological Reflections on Health, Medicine and Society* (S. 123–132). London, New York: Routledge.
- Fausto-Sterling, Anne (2005). The Bare Bones of Sex. Part I Sex & Gender. *Signs*, 30(2), 1491–1528. <http://dx.doi.org/10.1086/424932>
- Fausto-Sterling, Anne (2012). *Sex/Gender. Biology in a Social World*. New York u. a.: Routledge.
- Fausto-Sterling, Anne; Lamarre, Meghan & Coll, Cynthia G. (2012b). Sexing the baby: Part 1 – What do we really know about sex differentiation in the first three years of life? *Social Science & Medicine*, 74(11), 1684–1692. <http://dx.doi.org/10.1016/j.socscimed.2011.05.051>
- Fausto-Sterling, Anne; Lamarre, Meghan & Coll, Cynthia G. (2012a). Sexing the baby: Part 2 – Applying dynamic systems theory to the emergences of sex-related differences in infants

- and toddlers. *Social Science & Medicine*, 74(11), 1693–1702. <http://dx.doi.org/10.1016/j.socscimed.2011.06.027>
- Fraga, Mario F.; Ballestar, Esteban; Paz, Maria F.; Ropero, Santiago; Setien, Fernando; Ballestar, Maria L.; Heine-Suñer, Damia; Cigudosa, Juan C.; Urioste, Miguel; Benitez, Javier; Boix-Chornet, Manuel; Sanchez-Aguilera, Abel; Ling, Charlotte; Carlsson, Emma; Poulsen, Pernille; Vaag, Allan; Stephan, Zarko; Spector, Tim D.; Wu, Yue-Zhong; Plass, Christoph & Esteller, Manel (2005). Epigenetic Differences Arise During the Lifetime of Monozygotic Twins. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 102(30), 10604–10609. <http://dx.doi.org/10.1073/pnas.0500398102>
- Gapp, Katharina; Jawaid, Ali; Sarkies, Peter; Bohacek, Johannes; Pelczar, Pawel; Prados, Julien; Farinelli, Laurent; Miska, Eric & Mansuy, Isabelle M. (2014). Implication of sperm RNAs in transgenerational inheritance of the effects of early trauma in mice. *Nature Neuroscience*, 17(4), 667–669. <http://dx.doi.org/10.1038/nn.3695>
- Heijmans, Bastiaan T.; Tobi, Elmar W.; Stein, Aryeh D.; Putter, Hein; Blauw, Gerald J.; Susser, Ezra S.; Slagboom, P. Eline & Lumey, L. H. (2008). Persistent Epigenetic Differences Associated with Prenatal Exposure to Famine in Humans. *Proceedings of the National Academy of Science*, 105(44), 17046–17049.
- Hedlund, Maria (2011). Epigenetic Responsibility. *Medicine Studies*, 3(3), 171–183. <http://dx.doi.org/10.1007/s12376-011-0072-6>
- Jutzi, Sebastian (2008). Das Leben prägt das Genom. *Focus*, (29). Zugriff am 11. August 2014 unter www.focus.de/gesundheit/news/epigenetik-das-leben-praegt-das-genom_aid_317642.html.
- Kaati, Gunnar; Bygren, Lars Olov; Pembrey, Marcus & Sjöström, Michael (2007). Trans-generational response to nutrition, early life circumstances and longevity. *European Journal of Human Genetics*, 15(7), 784–790. <http://dx.doi.org/10.1038/sj.ejhg.5201832>
- Krall, Lisa (2014). Das Paradigma der Natur. Zum Umgang mit Naturalisierung und Dualismen in der Geschlechterforschung. *IFFOnZeit*, 4(3), 18–31. Zugriff am 28. August 2014 unter www.iffonzeit.de/aktuelleausgabe/pdf_texte/beitraege/krall.pdf.
- Krieger, Nancy (2012). Methods for the scientific study of discrimination and health: from societal injustice to embodied inequality – an ecosocial approach. *American Journal of Public Health*, 102(5), 936–945. <http://dx.doi.org/10.2105/AJPH.2011.300544>
- Kuhlmann, Ellen & Babitsch, Birgit (2002). Bodies, Health, Gender – Bridging Feminist Theories and Women's Health. *Women's Studies International Forum*, 25(4), 433–442.
- Kunz, Martin (2005). Rezepte à la GEN-DIÄT. *Focus*, (25). Zugriff am 11. August 2014 unter www.focus.de/gesundheit/news/ernaehrung-rezepte-a-la-gen-diaet_aid_210003.html.
- Landecker, Hannah (2011). Food as Exposure: Nutritional Epigenetics and the New Metabolism. *BioSocieties*, 6(2), 167–194. <http://dx.doi.org/10.1057/biosoc.2011.1>
- Lewin, Benjamin (2008.) *Genes IX* (9. überarb. Aufl.). Sudbury u. a.: Jones and Bartlett.
- Lux, Vanessa & Richter, Jörg Thomas (2014). Einleitung. In Vanessa Lux & Jörg Thomas Richter (Hrsg.), *Kulturelle Faktoren der Vererbung* (S. xiii–xxviii). Berlin: De Gruyter. <http://dx.doi.org/10.1515/9783110316032.xiii>
- Mangelsdorf, Marion; Palm, Kerstin & Schmitz, Sigrid (2013). Körper(-sprache) – Macht – Geschlecht. *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien*, 19(2), 1–13.
- Mauss, Bärbel (2004). „Genomic Imprinting“ im Kontext feministischer Kritik. In Sigrid Schmitz & Britta Schinzel (Hrsg.), *Grenzgänge. Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften* (S. 149–163). Königstein: Ulrike Helmer.

- Mauss, Bärbel (2007). Ursprung und Geschlecht: Paradoxien in der Konzeption von Geschlecht in Erzählungen der Molekularbiologie. In Petra Lucht & Tanja Paulitz (Hrsg.), *Recodierung des Wissens. Stand und Perspektiven der Geschlechterforschung in Naturwissenschaften und Technik* (S. 213–229). Frankfurt/Main: Campus.
- McGowan, Patrick O. & Szyf, Moshe (2010). The Epigenetics of Social Adversity in Early Life: Implications for Mental Health Outcomes. *Neurobiology of Disease*, 39(1), 66–72. <http://dx.doi.org/10.1016/j.nbd.2009.12.026>
- McGowan, Patrick O.; Sasaki, Aya; Huang, Tony C. T.; Unterberger, Alexander; Suderman, Matthew; Ernst, Carl; Meaney, Michael J.; Turecki, Gustavo & Szyf, Moshe (2008). Promoter-Wide Hypermethylation of the Ribosomal RNA Gene Promoter in the Suicide Brain. *PLOS ONE*, 3(5), 1–9. <http://dx.doi.org/10.1371/journal.pone.0002085>
- Niewöhner, Jörg (2013). Neue Sozialhygiene oder lokale Biologie? *Gen-ethischer Informationsdienst*, (220), 13–15. Zugriff am 27. April 2016 unter www.gen-ethisches-netzwerk.de/GID/220/niew%C3%B6hner/neue-sozialhygiene-oder-lokale-biologie.
- Pagel, Mark (1999). Mother and Father in Surprise Genetic Agreement. *Nature*, 397, 19–20. <http://dx.doi.org/10.1038/16142>
- Palm, Kerstin (2012). Kontextualisierte Epigenetik. *Gen-ethischer Informationsdienst*, 33–35(212). Zugriff am 24. August 2014 unter www.gen-ethisches-netzwerk.de/gid/212/palm/kontextualisierte-epigenetik.
- Paul, Annie M. (2010). *Origins: how the nine months before birth shape the rest of our lives*. New York: Free Press.
- Pickersgill, Martyn; Niewöhner, Jörg; Müller, Ruth; Martin, Paul & Cunningham-Burley, Sarah (2013). Mapping the new molecular landscape: social dimensions of epigenetics. *New Genetics and Society*, 32(4), 429–447. <http://dx.doi.org/10.1080/14636778.2013.861739>
- Schlager, Edda (2013). Epigenetik – Mehr als nur die Gene. Auf der Suche nach dem „Zweiten Code“ des Lebens. *Scinexx.de. Das Wissensmagazin*. 26.02.2013. Zugriff am 11. August 2014 unter www.g-o.de/dossier-437-1.html.
- Schmitz, Sigrid (2014). Gender in Science: Bis hierhin und wie weiter? Potenziale und Grenzen Genderbezogener Interventionen in/mit den MINT-Fächern. In Tanja Paulitz, Barbara Hey, Susanne Kink & Bianca Prietl (Hrsg.), *Akademische Wissenskulturen und soziale Praxis. Geschlechterforschung zu natur-, technik- und geisteswissenschaftlichen Fächern im Vergleich* (S. 228–250). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schmitz, Sigrid & Degele, Nina (2010). Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung. In Nina Degele, Sigrid Schmitz & Marion Mangelsdorf (Hrsg.), *Gendered Bodies in Motion* (S. 13–36). Leverkusen: Budrich Uni Press.
- St Clair, David; Xu, Mingqing; Wang, Peng; Yu, Yaqin; Fang, Yourong; Zhang, Feng; Zheng, Xiaoying; Gu, Niufan; Feng, Guoyin; Sham, Pak & He, Lin (2005). Rates of Adult Schizophrenia Following Prenatal Exposure to the Chinese Famine of 1959–1961. *JAMA*, (294), 557–562. <http://dx.doi.org/10.1001/jama.294.5.557>
- Susser, Ezra S. & Lin, Shang P. (1992). Schizophrenia After Prenatal Exposure to the Dutch Hunger Winter of 1944–1945. *Archives of General Psychiatry*, 49(12), 983–988. <http://dx.doi.org/10.1001/archpsyc.1992.01820120071010>
- Weaver, Ian C. G.; Cervoni, Nadia A.; Champagne, Frances; D'Alessio, Ana C.; Sharma, Shakti; Seckl, Jonathan R.; Dymov, Sergiy; Szyf, Moshe & Meaney, Michael J. (2004). Epigenetic

programming by maternal behavior. *Nature Neuroscience*, 7(8), 847–854. <http://dx.doi.org/10.1038/nn1276>

Wossidlo, Mark (2012). *Epigenetische Reprogrammierung der DNA Methylierung in der frühen Embryogenese der Maus*. Saarbrücken: Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek. Zugriff am 24. August 2014 unter http://scidok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2012/4541/pdf/Dissertation_Mark_Wossidlo.pdf.

Zu den Personen

Lisa Krall, M. A. Gender Studies, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Universität zu Köln.
Arbeitsschwerpunkte: feministische Naturwissenschaftsforschung und sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung.

Kontakt: Universität zu Köln, Humanwissenschaftliche Fakultät, Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften, Methoden der Bildungs- und Sozialforschung unter bes. Berücksichtigung der Genderforschung

E-Mail: lkrall@uni-koeln.de

Sigrid Schmitz, Prof. Dr., HU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Gender und Hirnforschung, Neurokulturen und Neurotechnologien, transdisziplinäre Körperdiskurse und Embodiment, feministische Epistemologien.

Kontakt: HU Berlin, Philosophische Fakultät I, Institut für Geschichtswissenschaften

E-Mail: info@sigrid-schmitz.de

Liebe zum Schicksal? Symbolische Gewalt im Übergang von der Paarbeziehung zur Elternschaft

Zusammenfassung

Die in den Strukturen der sozialen Ordnung angelegte Geschlechterungleichheit wird im Falle einer Familiengründung verstärkt wirksam, da der aufgeworfene Widerspruch zwischen familialer Lebensführung in der heutigen Erwerbsgesellschaft auf der einen Seite und der ökonomischen Existenzsicherung auf der anderen Seite von den Akteuren in ihrer alltäglichen Praxis aufgelöst werden muss. Liebe spielt dabei eine besondere Rolle, und zwar nicht nur als Liebe zwischen Menschen, sondern vor allem als Liebe zum Schicksal, als *amor fati*. Nach Bourdieu ist dies die „körperliche Neigung, eine Identität zu verwirklichen“ (Bourdieu 2005: 91). Bei dieser Inkorporierung des Sozialen handelt es sich gleichzeitig um Inkorporation von Herrschaft (im Sinne einer sozialen Ordnung, wie der Geschlechterordnung). Verkörperte Geschlechterkonstruktionen sind tief verankerte Überzeugungen der Akteurinnen und Akteure, die offen sind für die Wirkungen symbolischer Gewalt. Sie knüpfen an die noch immer durch Organisationsformen von Arbeit unterstützte und in den Strukturen gesellschaftlicher Institutionen enthaltene Geschlechterdichotomien an, auch wenn das Paar nach Gleichheit strebt.

Schlüsselwörter

Übergang zur Elternschaft, Arbeitszeitarrangement, Paare, Retraditionalisierung, symbolische Gewalt

Summary

Tryst with destiny? Symbolic violence in the transition to parenthood

Gender inequality as a crucial part of the social order is inevitably effective when couples start a family. This is because the partners have to dissolve the contradiction between family life and economic constraints in their everyday practices. Love has a key role to play as a driving force in this dilemma, not only as love between men and women, but also as *amor fati*. Bourdieu calls this the embodied penchant to realize a certain identity, which is also a gendered identity. Embodying an identity means incorporating a social order, i.e. a gender order, which is, concurrently, an act of symbolic violence. In this article I argue that parents, by holding up the ideal of equal opportunities in their relationship after their first child is born, cannot refrain from negating this structural power and, at the same time, making it more effective. Since the organization of work and work organizations as such reproduce gendered dichotomies, and since these dichotomies are still structurally powerful in identity work, this leads to a “tryst with (a gendered) destiny” rather than to more equality in couples.

Keywords

transition to parenthood, working arrangements, couples, re-traditionalization, symbolic violence

Für Paare, die Eltern werden, ändert sich das ganze Leben. Diese praktische Erfahrung können die meisten, die dies durchgemacht haben, sicher aus vollem Herzen bestätigen. Analytisch gesprochen ändern sich sowohl die Voraussetzungen für die Verschmelzung zweier Individuen in der romantischen Liebe als auch die Bedingungen partnerschaftlicher Selbstverwirklichung. Aus dem Paar, den bislang zumindest scheinbar gleichen, einzigartigen und autonomen Individuen, wird (sofern die Beziehung Bestand hat) eine

Familie und eine Wirtschaftsgemeinschaft. Daraus ergeben sich zumeist sehr konkrete Veränderungen in den Konstellationen der Lebensführung und der ökonomischen Verhältnisse. Obgleich sich der im klassisch-bürgerlichen Modell notwendige Zusammenhang zwischen Liebe und Ökonomie aufgelöst hat, ermöglicht gerade die Loslösung der romantischen Paarbeziehung von ökonomischen Zwängen (Bertram/Bertram 2009: 91), dass *nach* der Familiengründung tradierte Muster wieder aufleben, wenn es um die Sicherung des Lebensunterhalts und die Organisation des Alltags geht (Bühlmann/Elcheroth/Tettamanti 2010; Schulz/Blossfeld 2006). Gleichheit im Paar ist somit ein prekäres Ideal, das den strukturellen Zwängen in der Praxis nur schwer standhält.

Neuere Untersuchungen, die Macht und Ressourcenverteilung in heterosexuellen Paaren analysieren sowie familiäre Arbeitsteilung und Aushandlungsprozesse in den Blick nehmen, zeigen, dass die auf der Makroebene sichtbare Geschlechterungleichheit (als Einkommens-, Erwerbs- und Anerkennungsungleichheit) im Paar reproduziert wird, und zwar unabhängig von der Ressourcenverteilung und von egalitären Einstellungen unter den PartnerInnen (Kühhirt 2012; Lamprecht/Wagner/Lang 2008; Schober 2013). In der Familienforschung werden ökonomistische Ansätze und Bargaining-Theorien als Erklärung für diese Prozesse eher zurückgewiesen bzw. deren Grenzen aufgezeigt und Ungleichheiten werden auf ein traditionelles Rollenverständnis, Ideologien und soziale Normen in und außerhalb von Paarbeziehungen zurückgeführt (Grunow/Schulz/Blossfeld 2007; Lott 2009).

Aus der Sicht einer soziologischen Geschlechterforschung sind jedoch beide – ökonomistische wie familiensoziologische – Erklärungsvarianten unbefriedigend und verkürzend. Vor allem die symbolische und praktische Dimension der Herstellung von Geschlecht(erungleichheit) im Paar und in sozialen Prozessen bleibt unterbelichtet (vgl. dazu kritisch Cornelißen 2014; König 2006). Aktuelle qualitative Untersuchungen zu Paaren und Paararrangements widmen sich daher mit großer theoretischer Sorgfalt gerade den symbolischen und strukturellen Persistenzen der Geschlechterungleichheit und ihrem Wandel (insbes. König 2012; Wimbauer 2012). Sie betonen dabei vorwiegend den Wandel, der sich jedoch statistisch bislang nicht abzeichnet, sondern eine Ausnahme bleibt. Implizit stellen sie die Frage nach sozialer Herrschaft in heterosexuellen Liebesbeziehungen und wie sie insbesondere dann zum Tragen kommt, wenn aus einem Paar eine Familie wird.

An diese Überlegungen knüpft der vorliegende Beitrag an und geht folgenden Fragen nach: Was geschieht im Paar, wenn das gemeinsame Handlungsproblem ‚Familie‘ auftritt? Ist auf der Basis alltäglicher familiärer Praxis *Gleichheit* möglich? Wie antizipieren Paare die Umwälzungen vor der Familiengründung und wie interpretieren und legitimieren sie ihr schließlich getroffenes Arrangement? Exemplarisch wird dies anhand von dauerhaften Arbeitszeitreduktionen aufseiten der Partnerin oder des Partners vertiefend analysiert. Die Grundlage bilden qualitative Interviews mit Paaren, die getrennt in Einzelinterviews befragt wurden. Das präsentierte empirische Material stammt aus der Studie „Arbeitsorganisationen und väterliche Lebensführung“.¹ Um die

1 Das Projekt war von Juli 2011 bis Juni 2015 Teil des Sonderforschungsbereichs 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten“ an der Universität Bielefeld und wurde von Prof. Dr. Mechthild Oechsle geleitet. Die Untersuchung befasste sich mit sozialen Mechanismen in Arbeitsorganisationen und privater Lebensführung, die die Teilhabe von Vätern an Familie beeinflussen, und analy-

Seite der partnerschaftlichen Lebensführung als Einflussraum für väterliche Beteiligung an Sorgearbeit zu erschließen, wurden 16 Interviews mit ausgewählten Partnerinnen der im Rahmen der Studie befragten Väter geführt. Diese Einzelinterviews mit den Vätern und ihren Partnerinnen wurden als Fälle zusammengefügt (vgl. Tabelle 1 im Anhang).²

Die mittel- oder hochqualifizierten Paare variieren nur wenig in Milieuzugehörigkeit und Bildungshintergrund. Man kann also davon ausgehen, dass sich die Interviewten hinsichtlich ihres Habitus als „System verinnerlichter Strukturen, gemeinsamer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu 1987: 112) nur wenig unterscheiden, da sie durch ihre Positionen im sozialen Raum ähnlichen Erfahrungen ausgesetzt (gewesen) sind. Die Fälle stehen für unterschiedliche Ausgangslagen *innerhalb* des Paares, die theoretisch bedeutsam sein können für den zeitlichen Umfang der Erwerbsbeteiligung beim und nach dem Übergang zur Elternschaft. Dies betrifft vor allem die Qualifikation bzw. die Arbeitsmarktausgangslage der Partnerinnen im Vergleich zum Partner.³

Der Beitrag gliedert sich in vier Abschnitte. Zunächst wird der Übergang zur Elternschaft vor dem Hintergrund gesellschaftlichen Wandels beleuchtet und mit der Frage nach Geschlechter(un)gleichheit in der Partnerschaft verbunden (1). Daran anschließend wird die Frage nach der Verarbeitung gesellschaftlicher Machtverhältnisse in Partnerschaften, insbesondere im Übergang zur Familie, behandelt (2). Unter Punkt 3 wird das empirische Material analytisch ausgebreitet, um darauf aufbauend in einem letzten Schritt ein Fazit zur Frage der Möglichkeit von Gleichheit im Paar insbesondere nach dem Übergang zur Elternschaft zu ziehen (4).

1 Der Übergang zur Elternschaft als Ungleichheitsgenerator

Der Übergang vom Paar zur Elternschaft vollzieht sich heute vor dem Hintergrund eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandels. Innerhalb der letzten 60 Jahre hat er seine ehemals feste Selbstverständlichkeit verloren (Krüger 2013). Abgesehen von veränderten Leitbildern heterosexueller Partnerschaften (Herma 2013) haben sich auch Lebens- und Erwerbsverläufe erheblich diversifiziert (Kurz 2014), dies trifft sowohl für

sierte insbesondere die wechselseitige Einflussnahme von Arbeitsorganisationen und Beschäftigten bei der Verwirklichung privater und beruflicher Lebensziele. Im Rahmen des Projektes wurden problemzentrierte Interviews mit 110 Vätern aus ausgewählten Unternehmen durchgeführt. Kriterium für die Auswahl der Interviewpartner war, dass mindestens ein Kind im Alter bis zu sechs Jahren im eigenen Haushalt betreut wurde.

- 2 Wichtige Kriterien für die Auswahl der Partnerinnen waren 1. ein erkennbarer *Anspruch an egalitäre Arbeitsteilungsarrangements* (laut Vaterinterview z. B. Übernahme von Care-Verantwortung durch den Vater und/oder gleichwertiger Anspruch des Vaters an die Beziehung zum Kind); 2. eine hohe *Wahrscheinlichkeit egalitärer Arbeitsteilung* im Paar, indiziert durch entsprechend realisierte Arbeitszeitmodelle beider PartnerInnen (z. B. beide Vollzeit oder mindestens 30 Stunden; beide Teilzeit, Vater Teilzeit, Vater längere Elternzeit) oder möglichst eine *gleiche oder höhere Qualifikation der Partnerin* im Verhältnis zum Partner.
- 3 So spielen die Bildungsniveaus der Partner eine Rolle für Erwerbskonstellationen. „Die Wahl eines beruflich besser qualifizierten Partners führt eher zu einer traditionellen Arbeitsteilung, mit dem Mann als alleinigem Familienernährer“ (Tölke 2012: 213).

Frauen als auch für Männer zu. Parallel zu den Auflösungserscheinungen wohlfahrtsstaatlicher Sicherheiten erhöhten sich die Anforderungen an berufliche Verfügbarkeit. Gleichfalls obsolet ist jedoch auch der erwerbszentrierte Lebenslauf als solcher, das männliche Ernährer-Modell ist in die Krise geraten und das Familieneinkommen könnte zum neuen Leitbild avancieren (Gottschall/Schröder 2013). Klenner bemerkt: „Das Alte gilt nicht mehr unangefochten, das Neue ist noch verschwommen“ (Klenner 2013: 210). Als wäre dies noch nicht genug, sind auch die Ansprüche an Kindererziehung gestiegen und Elternschaft wird in der Mittelschicht als neue Form von distinktiver Lebensführung bedeutsam (Toppe 2014; Koppetsch 2013). Diese veränderten Bedingungen von Elternschaft und der zunehmende Druck, unter dem gerade die heutige Generation von Erwachsenen steht, die alles vereinen soll – zwei Berufskarrieren, Kinder und womöglich auch die Pflege der älteren Angehörigen –, lassen wenig Spielraum für Beziehungen (Bertram/Deuflhard 2015). Die neueren Entwicklungen tragen zudem offenbar nicht zu einer Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern bei. Auch wenn die Hausfrauenehe passé ist, driften Erwerbsverhalten und Arbeitszeitwünsche bei Männern und Frauen nach der Familiengründung weiterhin auseinander (IAB 2014). Der Übergang in prekäre Beschäftigungsverhältnisse und Teilzeit erfolgt bei Frauen insbesondere nach der Geburt des ersten Kindes. Mit jedem weiteren Kind verschlechtern sich die Chancen auf eine Rückkehr in ein Vollzeitarbeitsverhältnis, nach wie vor besteht ein Gender Pay Gap (Ohlert/Lengfeld 2013).

Diese Umbrüche setzen sich auf praktischer und symbolischer Ebene im Paar fort. Bathmann, Müller und Cornelißen (2011) fanden in ihrer Untersuchung zu Karriere und Paarbeziehungen, dass bei egalitärer Verteilung der Hausarbeiten und gleichem Status quo der Karriere beider PartnerInnen Frauen bevorzugt dann in traditionelle Rollenmuster zurückfallen, wenn das erste Kind geboren wird. Frauen priorisieren dann die Karriere des Partners und arbeiten häufiger in Teilzeit (Bathmann/Müller/Cornelißen 2011). So kann auch bei Doppelkarrierepaaren nach der Familiengründung eine Schiefelage der Laufbahnen zuungunsten der Frauen entstehen. Die Autorinnen konstatieren, dass die „biografische Verkettung von mehreren ungünstigen Ereignissen und Strategien“ (Bathmann/Müller/Cornelißen 2011: 148) vom Doppel- zum Einkarriere-Modell führen könne; eine wesentliche Rolle spielten hierbei Geschlechter-, Eltern- und Beziehungskonzepte der PartnerInnen. Cornelißen und Bathmann (2013) stellen auch fest, dass sich die Kriterien, die Paare für eine gleichberechtigte Paarbeziehung heranziehen, nicht in der egalitär aufgeteilten Hausarbeit erschöpfen (Cornelißen/Bathmann 2013: 320). Vielmehr scheinen sich gerade Doppelkarrierepaare der zumeist ungleichen Aufteilung sehr wohl bewusst zu sein. Doch die Autorinnen weisen auf die „symbolische Funktion“ dieser Ungleichverteilung hin: Um sich als Mann oder Frau „darstellen“ zu können, bedarf es der richtigen Mischung von Berufs- und Sorgearbeit, die jeweils bei den Geschlechtern unterschiedlich aussieht (Cornelißen/Bathmann 2013: 321). Ist die Frau im üblichen Sinne ‚erfolgreicher‘ als der Mann, setzt sich gerade dann auch eine eher traditionelle Arbeitsteilung durch – um das Gleichgewicht wieder herzustellen (oder wie Cornelißen/Bathmann es nennen: „um die ‚Richtigkeit‘ der Geschlechterordnung in der Paarbeziehung wieder herzustellen“ (Cornelißen/Bathmann 2013: 314)). Dies wirft die Frage nach der Einbindung des Paares in gesellschaftliche Machtverhältnisse auf.

2 Paarbeziehung und symbolische Ordnung

Das Paar, die Beziehung der Individuen zueinander, kann nicht als Dyade oder als abgeschlossene Einheit betrachtet werden. Es steht immer in einem Gesamtzusammenhang gesellschaftlicher, struktureller und hegemonialer Verhältnisse, die das Handeln, die Wahrnehmung sowie die Dynamiken partnerschaftlicher Prozesse durchziehen. Ein Paar „besteht“ somit nicht aus zwei Menschen, sondern ist das Ergebnis sowie die Weiterführung sozialer Relationen, die wiederum das Verhältnis der Akteure zueinander immer neu hervorbringen und verändern. Die existierenden Untersuchungen, die sich aus soziologischer Perspektive mit Paaren beschäftigen, nehmen Bezug darauf und arbeiten vielfach mit gesellschaftstheoretischen Instrumenten, die die Positionierung der Akteure im Raum, deren Herkunft und deren unterschiedliche soziale Verfasstheit berücksichtigen (vgl. Bethmann 2013: 39ff.). Eine der wichtigsten sozialen Voraussetzungen von heterosexuellen Paarbeziehungen ist die Priorisierung des ‚Männlichen‘, das mit Priorisierung von Arbeit als marktförmig organisierter Erwerbsarbeit (Meier-Gräwe 2008) und der Höherbewertung allgemein als männlich konnotierter und konstruierter Kompetenzen einhergeht. ‚Liebe‘ wird eher als Gegenhorizont zum Markt und als weibliches Lebensprojekt aufgefasst (Keddi 2003), das auch Familie mit einschließt. Vielleicht auch deshalb ist Familie als Zukunftshorizont im Lebenslauf vorwiegend bei jungen Frauen präsent (Zerle-Elsässer 2014).

Jäger, König und Maihofer (2012) konstatieren dagegen neue Formen der Arbeitsteilung, die binäre Konzepte (männlich/weiblich; öffentlich/privat usw.) nicht mehr ganz so eindeutig reproduzieren (Jäger/König/Maihofer 2012: 28f.). Sie argumentieren mit Pierre Bourdieu, dass auch Männer Disziplinierungen ausgesetzt seien, die zwar inhaltlich anders ausgefüllt sind als die der Frauen, aber trotzdem dafür sorgen, dass auch sie „Unterworfenen“ und auf versteckte Weise Opfer herrschender Vorstellungen sind (Jäger/König/Maihofer 2012: 32). Die Autorinnen erkennen bei Bourdieu, dass er der Kategorie Geschlecht eine konstitutive Bedeutung für die Entstehung und Reproduktion sozialer Ordnung zuweist.

Gerade die Familie stellt für Bourdieu die wichtigste Reproduktionsinstanz sozialer Ordnungen dar. Neben der Sicherung und Weitergabe von Kapital, der sozialen und biologischen Reproduktion, funktioniert Familie als eine der „Hauptinstanzen“, über die die Reproduktion der männlichen Ordnung sichergestellt wird (Bourdieu 2005: 148). Zudem repräsentiert sie eine Norm, deren Verkörperung bereits ein Privileg darstellt: „(T)he family in its legitimate definition is a privilege instituted into a universal norm: a de facto privilege that implies a symbolic privilege – the principle of being *comme il faut*, conforming to the norm, and therefore enjoying a symbolic profit of normality“ (Bourdieu 1996: 23). Insofern lässt sich begreifen, weshalb Paare, die zur Familie werden, noch ganz anderen gesellschaftlichen Wirkungen unterliegen als kinderlose Paare. Wenn die Familie der wichtigste Ort der Reproduktion sozialer Ordnung ist und (historisch) zu einer universellen Norm, einem institutionalisierten, symbolischen Privileg geworden ist, wird ihre normierende Wirkung auch dort wirksam, wo binäre Geschlechterkonzepte vordergründig obsolet geworden sind (oder an ihre Überwindung geglaubt wird).

Bourdieu (2005) betrachtet das Geschlechterverhältnis als symbolisches Gewaltverhältnis, das in der strukturellen und symbolischen sozialen Ordnung praktisch re-

produziert wird. Auch für Bourdieu zeigt sich das Primat des ‚Männlichen‘ in der gesellschaftlichen Ordnung. Dabei gilt „Permanenz im und durch den Wandel“ (Bourdieu 2005: 159), das heißt, das Geschlechterverhältnis bleibt relational (in den relationalen Strukturen) weiterhin asymmetrisch, obwohl sich Einstellungen und Praxen ändern: Das Herrschaftsverhältnis bleibt bestehen. Gerade (Paar-)Liebe ist deshalb aus der Sicht Bourdieus „entgegen der romantischen Vorstellung, nicht frei von einer Form von Rationalität, die freilich nichts dem rationalen Kalkül schuldet“ und „häufig zu einem Teil *amor fati*, Liebe zum sozialen Schicksal“ (Bourdieu 2005: 69). Bourdieu nutzt diesen Begriff, um die inkorporierte Dimension des Sozialen „als körperliche Neigung, eine Identität zu verwirklichen“ (Bourdieu 2005: 91), zu fassen. Bei dieser Inkorporierung des Sozialen handelt es sich gleichzeitig um Inkorporation von Herrschaft im Sinne einer sozialen Ordnung, z. B. auch der Geschlechterordnung.

Für die Ebene der Beziehung hat dies Konsequenzen: „Als klassische Macht-Beziehung kann keine Paarbeziehung lange funktionieren“ (Burkart 2008: 202), doch müssen gerade Eltern damit umgehen, dass klassische gesellschaftliche Machtverteilungen und soziale Ordnungen in ihrer Beziehung zueinander eine Rolle spielen. Maiwald (2013) macht darauf aufmerksam, dass die Paarbeziehung als ein „Typus von Sozialbeziehungen“ gelten kann, der eine „höchst anspruchsvolle Form der Solidarität“ voraussetzt: Die Handlungsprobleme des einen seien immer gleichzeitig auch die Handlungsprobleme des anderen (vgl. Maiwald 2013: 324). Spätestens im Setting ‚Familie‘ sind nicht alle frei und autonom im Sinne einer ‚pure relationship‘⁴, im Gegenteil: Die in den Strukturen der sozialen Ordnung angelegte Ungleichheit wird im Falle einer Familiengründung verstärkt wirksam, da der in der heutigen Erwerbsgesellschaft aufgeworfene Widerspruch zwischen familialer Lebensführung und der ökonomischen Existenzsicherung von den Akteuren in ihrer alltäglichen Praxis aufgelöst werden muss. Wie dies empirisch aussieht, wird im Folgenden behandelt.

3 Arbeitszeitarrangements nach der Familiengründung: Interpretationen im Paar

Mit der Ankunft des ersten Kindes ergibt sich in nahezu ausnahmslos allen untersuchten Paaren eine Änderung in der Erwerbsbeteiligung und den Arbeitszeiten. Diese Änderung vollzieht sich zumeist ein weiteres Mal beim zweiten und bei folgenden Kindern. Erzählungen des Zustandekommens sowie Begründungen und Interpretationen von Arbeitszeitarrangements werden im Folgenden anhand von zwei kontrastiven Fällen⁵ analysiert. Zunächst wird die häufiger vorkommende Arbeitszeitreduktion der Partnerin⁶ am Beispiel eines gleich qualifizierten Paares in den Blick genommen (3.1). Im An-

4 Der Ausdruck ‚pure relationship‘ geht auf Giddens zurück, der das aktuelle partnerschaftliche Ideal als Freisetzung der PartnerInnen versteht, die sich als gleiche und autonome Individuen begegnen, was sich insbesondere darin äußert, dass beide „von ihrem Recht, jederzeit zu gehen, Gebrauch machen können und müssen“ (Bethmann 2013: 28).

5 Vgl. Tabelle 1: Sampleübersicht, Familie 4 (Arndt) und Familie 7 (Berns).

6 Aus den Projekt-Interviews mit über 100 Vätern lässt sich schließen, dass die Veränderungen im Arbeitszeitarrangement nach Familiengründung bei den Vätern minimal bleiben. Es gibt nur ex-

schluss daran wird die dauerhafte Arbeitszeitreduktion eines Vaters im Fall eines Paares behandelt, bei dem die Partnerin höher qualifiziert ist und als Hauptverdienerin auftritt (3.2). Dabei wird jeweils die Perspektive des Partners und die der Partnerin dargestellt. Schließlich werden die in beiden Fällen auftretenden Perspektiven erweitert und auf dem Hintergrund der anderen Paarinterviews reflektiert (3.3).

3.1 Arbeitszeitreduktion der Mutter

Familie Berns⁷: gleich qualifiziert in der Finanzdienstleistung

Das Ehepaar Berns hat nicht nur den gleichen Bildungsabschluss, sondern auch die gleiche Ausbildung zur Bankkauffrau/zum Bankkaufmann absolviert. Durchgehend arbeitete Herr Berns Vollzeit und leitet eine Filiale, während Frau Berns ab dem zweiten Kind einen sukzessiven Rückzug aus ihrem ursprünglichen Beruf antrat. Seit der Geburt des dritten Kindes arbeitet sie 16 Stunden in einem fachfremden Betrieb und hat sich perspektivisch darauf eingestellt, diese Arbeit zu behalten und langsam stundenweise auszubauen.

Die Perspektive der Partnerin

Wenn sie erzählt, wie es zu diesem Arrangement kam, findet Frau Berns klare Worte, die sowohl ihre eigenen als auch die Ambitionen ihres Mannes eindeutig festlegen:

„Ja, wir haben eigentlich von Anfang an eine klassische Teilung, so dass ich halt zu Hause geblieben bin gleich nach dem ersten Kind für ein Jahr, und dann auch nur Teilzeit wieder eingestiegen bin bei der Arbeit. Und das war aber im Vorfeld auch klar. Mein Mann brennt für die Arbeit. Das ist so auch sein Leben. Und der hat da einfach immer schon viel mehr Ehrgeiz gehabt als ich. So dass wir da uns auch immer einig waren irgendwie. Er wollte gerne arbeiten und ich habe auch gesagt, nee, ich stecke dann zurück.“ (RG-P05-TK-20130904: 1)

Zu Beginn des Arrangements gab es somit offenbar keinen Zweifel daran, wer welche Rolle übernehmen würde. Die Aufteilung wird von Frau Berns zunächst auf die stark identifizierende Berufsorientierung ihres Mannes zurückgeführt, während sie sich selbst geringeren „Ehrgeiz“ zuschreibt. Daraus entstand ein Einverständnis der beiden PartnerInnen, wobei im letzten Satz der Wille des Mannes und das Einlenken der Frau im Vordergrund stehen. Wäre auch eine andere Version vorstellbar gewesen? Auf diese Frage gibt Frau Berns ebenfalls eine klare Antwort:

„Ja! Also ich glaube, wenn ich einen Job gehabt hätte, wo ich wirklich wieder hin gewollt hätte, dann ja. Dann hätte ich mir das auch vorstellen können. [...] Ja, also ich glaube, wenn ich selbstständig gewesen wäre jetzt oder wirklich so meinen Traumberuf wirklich gehabt hätte, dann hätten wir darüber reden können, aber so war es eben umgekehrt. Er hatte den Traumberuf und den Traumjob, und ich halt nicht so. Von daher waren wir uns da auch wirklich einig. Also es war überhaupt nicht, dass ich

trem wenige Fälle, in denen die Lösung einer Teilzeitarbeit *dauerhaft* vom Vater umgesetzt wird. In den präsentierten Fällen ergibt sich folglich zumeist eine geringere Erwerbsbeteiligung bei den Müttern. Auch drei der vier Frauen, die im Vergleich zu ihrem Partner höher qualifiziert sind, haben ihre Arbeitszeit reduziert.

- 7 Fall 7 (vgl. Tabelle im Anhang). Die in diesem und den folgenden Abschnitten wiedergegebenen Interviewpassagen sind mit den projektinternen Dateikürzeln und der Seitenzahl im Transkript-Manuskript gekennzeichnet.

klein bei ge/ gegeben hätte oder so, einfach so von wegen, du verdienst vielleicht weniger als ich, deshalb bleibst du zu Hause, sondern so, ja // [...] ja, für einen super Job wäre ich glaube ich wieder hingegangen.“ (RG-P05-TK-20130904: 31-32)

Hier bekräftigt Frau Berns noch einmal die Einigkeit des Paares und unterstreicht, dass es keinen Kampf mit dem Partner darum gegeben habe, wer seine Arbeitszeit reduziert. Das Arrangement sei nicht das Ergebnis paarinterner Auseinandersetzungen und Hierarchisierungen gewesen („du verdienst (...) weniger als ich“), man war sich vielmehr „einig“ und habe „reden können“. Allerdings hatte sie sich keineswegs von Beginn an auf eine jahrelange Familienphase eingestellt, in der sie sich vollkommen aus dem Arbeitsleben zurückzieht. Vielmehr plante sie nach dem ersten Kind den Wiedereinstieg nach einem Jahr, was sie selbst als eine eher kurze Zeit des Rückzugs wertet. Ihr ehemaliger Arbeitgeber sah dies anders. Hier unterstellte man ihr von vornherein eine ausschließliche Familienorientierung und ordnete ihr automatisch eine Stellung zu, die weder ihrer Erfahrung noch ihren bereits erreichten Privilegien entsprach. Sie fühlte sich bestraft und ungerechtfertigt degradiert. Ihren beruflichen Verlauf nach dem ersten Kind wertet sie als „Abstieg“, sie erinnert sich an Situationen, die sie als „demütigend“ empfand. Dass sie mit jeder Geburt eines weiteren Kindes weniger daran dachte zurückzukehren, führt sie auch auf diese negativen Erfahrungen zurück.

Die Perspektive des Partners

Wenn Herr Berns von der Ausgangssituation des partnerschaftlichen Arrangements erzählt, geht er an einen wesentlich früheren Zeitpunkt in der Paargeschichte zurück. Er beginnt mit der Phase des Kennenlernens und schildert die unterschiedlichen Haltungen, die beide zur Familiengründung mitbrachten.

„Es war, als meine Frau und ich zusammengekommen sind, noch gar nicht soweit klar, dass wir überhaupt Kinder bekommen würden, weil sie war erst gar nicht so wirklich dafür. Für mich war das immer klar, ich wollte ganz gerne eine Familie mit Kindern haben, weil ich es einfach gewohnt bin, in einer großen Familie aufgewachsen zu sein [...]. Und von daher war es dann auch wichtig, auch selber halt eine Familie zu gründen.“ (RG-V05-TK-20130221: 5)

Zu Beginn war Herr Berns demnach allein mit seinem Kinderwunsch. Letzterer wird aber nicht als solcher ausgewiesen. Der dreifache Vater geht vielmehr von einer selbstverständlichen Erwartung aus, die er auf seine Gewohnheit zurückführt. Die Formulierung „war es dann auch wichtig [...] eine Familie zu gründen“ deutet auf eine starke Konvention hin. Es war Herrn Berns somit „immer klar“ im Sinne von selbstverständlich, dass er einmal eine Familie gründen würde. Allerdings gab es auf der Seite seiner Frau einen Widerstand gegen diesen Lauf der Dinge. Mit der Zeit änderte sie ihre Haltung, es wird nicht deutlich, worauf dieser Sinneswandel beruhte. Für Herrn Berns war dies ein spannender Prozess, denn seine eigene Erwartung war offenbar nicht ausschlaggebend. Jedenfalls wird nicht von Überzeugungsarbeit seinerseits gesprochen. Sehr eindeutig formuliert Herr Berns stattdessen, die „Initiative“ für die Familiengründung sei von seiner Partnerin ausgegangen, als diese zu dem Schluss gekommen war, „jetzt doch gerne ein Kind“ bekommen zu wollen. Direkt im Anschluss kommt der Vater dann auf das getroffene Arrangement zu sprechen:

„Und die Frage der Organisation hat sich erst gar nicht gestellt. Weil letztendlich die // ja, für meine Frau war es klar, dann erst mal zu Hause zu bleiben. Das war ihr freier Wunsch auch in dem Moment. Also nicht, dass m/ dass es da irgendwie um etwas ging.“ (RG-V05-TK-20130221: 5)

Damit steckt Herr Berns das Feld ab, es ist kein Kampffeld gewesen, vielmehr lässt er die Partnerin als Akteurin und Entscheiderin auftreten. Es entsteht der Eindruck, als sei der Entschluss von Frau Berns, nun doch eine Familie gründen zu wollen, mit ihrem Entschluss, sich selbst für die häusliche Versorgung einzusetzen, einhergegangen. Was war die Position des Vaters im Gesamtarrangement während dieser Zeit? Tatsächlich versteht er sich ab dem Zeitpunkt der Familiengründung als finanzieller Motor. Deshalb intensivierte er nach der Familiengründung seine Bemühungen im Job. Er glaubt rückblickend, dass er sich „noch mehr verpflichtet sah, auch bei der Arbeit eben eine gute Arbeit zu leisten und dafür Sorge zu tragen, dass mein Einkommen auch regelmäßig so bleibt, wie es ist, oder vielleicht auch besser wird. Einfach auch im Sinne der Familie.“

3.2 Dauerhafte Arbeitszeitreduktion des Vaters

Familie Arndt⁸: höher qualifizierte Partnerin mit anspruchsvollem Beruf

Im Ehepaar Arndt ist die Partnerin die Hauptverdienerin. Frau Arndt arbeitet Vollzeit als pädagogische Leiterin einer Jugendbildungsstätte und reduzierte ihre Stundenzahl geringfügig während der Elternzeiten für ihre Kinder. Herr Arndt arbeitet seit der Geburt des ersten Kindes in Teilzeit. Seine aktuelle Teilzeitvereinbarung, die 80 % der Arbeitszeit umfasst, entspricht nicht seinen Wünschen. Er möchte auf 60 % reduzieren, sobald seine Stelle als Call-Center-Agent entfristet wird.

Die Perspektive der Partnerin

Frau Arndt führt das Arbeitsteilungsarrangement zwischen sich und ihrem Mann nicht auf dezidierte Absprachen zurück, sondern auf eine egalitäre Grundeinstellung: „Ich fand das // oder wir fanden das beide so selbstverständlich, dass wir das teilen, und dass es da keine // also dass es nicht irgendwie nur ein Mutter-Job ist sozusagen, sich dann um das – um das Kind zu kümmern“ (OC-P04-TK-20130912: 14). Sie kann sich deshalb zunächst auch nicht mehr genau erinnern, wie die Aufteilung der Sorgearbeit zustande kam. Auf Nachfragen hin rekurriert sie sofort auf ihre Arbeit und ihre zeitliche Einbindung, die ihr Mann auch gekannt habe:

„Naja, wir haben halt // also erst mal haben wir uns natürlich vorher überlegt, oder wir haben versucht uns das vorzustellen, wie das mit Kindern ist. Und wir haben natürlich schon // oder Tobias wusste natürlich von Anfang an, dass meine ganzen Abendveranstaltungen und Wochenendsachen [...] dazu führen würden, dass er auch über längere Zeiträume mit den Kindern hier alleine ist. Oder mit dem Kind. Da – da war es ja nur eins. Und ja, das fand er aber okay, und das war für ihn sogar ge/ gewollt und gewünscht und halt // war halt so. Und da haben wir uns drauf eingestellt.“ (OC-P04-TK-20130912: 14)

Frau Arndt hat offensichtlich ihrem Partner gegenüber nie einen Zweifel daran verlauten lassen, dass ihre Arbeit für sie eine wesentliche Rolle spielt. Sie setzte es als selbstver-

8 Fall 4 (vgl. Tabelle im Anhang)

ständig voraus, dass sich an ihrer beruflichen Einbindung nach der Geburt des ersten Kindes nichts ändern würde. Ebenso selbstverständlich nahm sie an, dass in den Zeiten, in denen sie sich aus beruflichen Gründen nicht um das Kind kümmern kann, ihr Mann dies tun würde. Dies hat ihrer Erinnerung nach keinen Widerstand bei ihm hervorgerufen, sondern war, im Gegenteil, von ihm „gewollt und gewünscht“. Nach ihrer Darstellung war es für ihren Partner klar, dass ihre Berufsarbeit zu seiner Sorgearbeit führt. Ihre Arbeit ist für Frau Arndt „ein wichtiger Teil mit einem sehr hohen Stundenanteil in meinem Leben. Und wofür auch mein Herz schlägt“ (OC-P04-TK-20130912: 29). Sie stellt hierin auch einen Gegensatz in der Bewertung ihres Berufes und dem Job ihres Mannes her: „Also er hat keine Arbeit, die nur er machen kann. Und ich habe nur // fast nur Arbeit, die nur ich machen kann. Und das ist einfach ein großer Unterschied auch in der (.) in der Bewertung der eigenen Arbeit“ (OC-P04-TK-20130912: 24). Von einer weiteren Arbeitszeitreduktion auf seiner Seite, die sich Herr Arndt aktuell zu seiner eigenen Entlastung wünscht, hält sie allerdings nicht viel. Vielmehr denkt sie, dass ihrem Mann dann noch stärker auffallen würde, wie viel *sie* eigentlich arbeitet, was ihm ihrer Meinung nach „auf den Keks“ (OC-P04-TK-20130912: 24) gehe, obgleich er akzeptiere und begrüße, dass sie die Hauptverdienerin ist. Ernsthafte Aufstiegs- oder Karriereambitionen hat Frau Arndt nicht, was sie gerade mit ihrer Ernährerinnenfunktion begründet. Um sich beruflich weiterzuentwickeln, müsste sie eine Weiterqualifikation anstreben. Dazu aber, so Frau Arndt, fehlen Zeit und Geld:

„Der Tag hat nur 24 Stunden und ich habe drei Kinder ((klopft auf den Tisch)) und einen Mann in nicht zu bewertender Reihenfolge. ((lacht)) Und das ist einfach nicht möglich, das alles zu verwirklichen, was man gerne mal verwirklichen würde. [...] Da ich ja keinen Mann habe, der sozusagen mir solche Spielereien ermöglicht. Also bei uns ist es ja andersrum. Also eher könnte der Tobias das sagen, [...]. Aber da bin ich ja eher diejenige, die dann bei ihrem Zeugs bleibt und das Geld nach Hause bringt.“ (OC-P04-TK-20130912: 25)

Die Perspektive des Partners

Die Erklärung für die praktizierte Arbeitsteilung klingt aus der Sicht von Herrn Arndt nicht so selbstverständlich. Er erinnert sich im Gegensatz zu seiner Frau genau daran, dass über das Arrangement im Falle einer Familiengründung gesprochen wurde, und zwar bereits vor der Geburt der Kinder (und sogar „bevor wir überhaupt an Kinder gedacht haben“). Seine eigene Teilzeitarbeit seit Geburt des ersten Kindes wird von ihm mit wirtschaftlichen Gründen legitimiert, die gleichzeitig aber dazu beitragen, dass diese Variante für ihn zunächst nicht sofort attraktiv erschien:

„Bei mir war beruflich schon klar, im Vergleich zu der Tätigkeit meiner Frau, ich würde weniger Geld verdienen als sie. Und von daher haben wir das dann so besprochen, dass wir halt gesagt haben, okay, wenn wir Kinder haben, dann musst du zurückstecken. Dann kannst du nicht mehr Vollzeit arbeiten. Und dann haben wir uns halt so darüber unterhalten, ja, was macht das mit mir? [...] Und ich habe mir dann schon gedacht: Fällt mir schwer, ehrlich gesagt. Denn also a/ aber vor allem aus folgendem Grund: Eher so die Geschichte, wie ist das im Alter? Was kriege ich dann für eine Rente, wenn ich weniger arbeite? Als wesentlicher Grund. Weniger, was macht das mit mir? Was bin ich jetzt für ein Mann, wenn ich weniger arbeite oder so. Und nicht das Haupteinkommen zur Familie beisteuere. Also das hatte ich nicht. [...] Und so hat sich das dann ergeben, dass ich in die Teilzeittätigkeit gegangen bin. Und das dann auch das klare Modell für uns ist. Denn die Alternative wäre, wenn sie jetzt Teilzeit arbeiten würde, (.) es scheint schwer vorstellbar zum einen, was die organisatorischen Anforderungen

ihres Arbeitsplatzes angeht. Und zum anderen würden wir das dann sehr in der Kasse spüren. ((lacht)) Und das passt uns dann eigentlich nicht so. Deswegen machen wir es so.“ (OC-V04-TK-20130410: 6–7)

Wie er hier darstellt, war es keineswegs Herrn Arndts Wunsch, für die Kinderbetreuung beruflich „zurückzustecken“. Vielmehr wurde ihm von seiner Partnerin verdeutlicht, dass er ganz klar derjenige sein würde, der mit Kindern nicht mehr Vollzeit arbeiten kann. An diesen Gedanken musste er sich offenbar erst einmal gewöhnen. Eine Diskussion scheint es dennoch nicht gegeben zu haben, denn von beiden Seiten wird akzeptiert und als gegeben vorausgesetzt, dass Frau Arndt das höhere Einkommen erzielt und damit als Haupternährerin fungieren soll. Der Vater thematisiert auch „Männlichkeit“ im Zusammenhang mit dem Hauptverdiener, grenzt sich aber von der Idee ab, dass dies für ihn der problematische Punkt gewesen sei. Nicht seine Männlichkeit stand auf dem Spiel, sondern seine Existenzsicherung im Alter. Das Arbeitsteilungsarrangement ist nach dieser Darstellung aus rationalen Erwägungen heraus entstanden. Herr Arndt macht im Umkehrschluss auch auf seine wirtschaftlichen Nachteile aufmerksam, die sich daraus für ihn ergeben. Es ist nicht die Rede von einem väterlichen Wunsch, sich um die Kinder kümmern zu wollen. Sollte es diesen Wunsch gegeben haben, so wird er jedenfalls von Herrn Arndt in diesem Zusammenhang nicht erwähnt. Vielmehr rekurriert er an anderer Stelle auf gemeinsame „Vorstellungen, die wir [...] einfach in der Familie haben“ (OC-V04-TK-20130410: 3), die dazu beitragen, dass die Teilzeittätigkeit einer Partnerin/eines Partners unumgänglich ist.

3.3 Erweiterung der Perspektiven

Zusammenfassend lassen sich einige dominante Eindrücke aus den Fallgeschichten ableiten, die in der Frage nach der Gleichheit im Paar beim Übergang zur Elternschaft relevant erscheinen. In beiden Fallgeschichten werden weder Kämpfe noch Verhandlungen im Vorfeld der getroffenen Arrangements sichtbar. Hierarchisierungen werden vermieden und dementiert. Insbesondere die PartnerInnen, die nach der Familiengründung *keine* Arbeitszeitreduktion vornehmen, weisen auf die freie Entscheidung des/r reduzierenden Partner/in hin. Die Väter vermitteln den Eindruck, sich auf die Wünsche und Bedürfnisse ihrer Partnerinnen eingestellt zu haben. Sie nehmen keine aktive Haltung zu der Frage ein, wie das Arrangement aussehen sollte. Keines der Paare führt außerdem das entstandene Arrangement auf naturalisierte Geschlechterzuständigkeiten zurück, eher grenzen sie sich explizit von solchen Interpretationen ab, obgleich sie sehr unterschiedliche Modelle leben.

Diese Eindrücke wiederholen sich bei Durchsicht der anderen Fallgeschichten. Die Reduktion von Arbeitszeit aufseiten der Väter wird hauptsächlich über den ‚Dienst‘ an der Partnerin legitimiert. Nur wenige Väter formulieren den ausdrücklichen Wunsch, mehr Zeit mit den eigenen Kindern verbringen zu wollen. Wenn der (männliche) Partner seine Arbeitszeit reduziert, liegen zumeist handfeste Kriterien vor, die ihn vor Einbußen auf der Erwerbsseite schützen (z. B. Arbeitsplatzsicherheit als Beamter, spezifische Qualifikationen, die volle Unterstützung des Vorgesetzten). Wer dennoch Nachteile für sich sieht, wertet diese angesichts der bereits erreichten Karrierestufe und/oder fortgeschrittenen Alters als nicht zu schwerwiegend.

Das Motiv des ‚freiwilligen Zurücksteckens‘ ohne Folgenabwägung dominiert dagegen bei den PartnerInnen. Ganz ähnlich wie im Beispiel von Familie Berns wird dies von beiden PartnerInnen entdramatisiert und von geschlechtlichen Konnotationen befreit, oder es wird eine egalitäre Grundhaltung angeführt, wie im Falle von Familie Arndt.

Eigene Karriereambitionen oder berufliche Entwicklungswünsche werden von den PartnerInnen nicht selten als denen des Mannes nachgeordnet dargestellt. Ähnlich wie bei Frau Berns scheint für sie nicht so viel an ihrem Beruf zu hängen, auch dann nicht, wenn es der Traumberuf ist. So legitimiert eine Mutter (Tabelle 1: Sampleübersicht, Fall 5) ihre Rückkehr in Teilzeit auf die eigene hochqualifizierte Tätigkeit mit der Führungsposition ihres Mannes, denn Führung in Teilzeit sei „immer noch ein bisschen schwierig“ (CH-P02-TK-20140530: 4). Eine Psychologin (Fall 1), die nach ihrer Promotion zunächst auf einen Arbeitsmarkt stieß, der für ihre fachliche Qualifikation temporär schwierige Bedingungen aufwies und die sich deshalb selbstständig machte, um dennoch in ihrem Beruf arbeiten zu können, priorisiert trotzdem die Entwicklungswünsche ihres Mannes, der eine feste Stelle hat. Selbst wenn der eigene Partner gar nicht so sehr „brennt für die Arbeit“, wie es in Frau Berns Begründung für ihren Rücktritt prominent gesetzt wird, können einige PartnerInnen durchaus Vorteile darin erkennen, ihrem Mann die Karriere zu überlassen. So bestärkt eine Zahnärztin (Fall 12) ihren nach seinen Aussagen eher karriereunwilligen Mann darin, seine Aufstiegschancen im Unternehmen zu nutzen. Ihren eigenen Wiedereinstieg mit einer vollzeithen Stundenzahl wertet sie hingegen als „Bruchlandung“ und versteht ihre berufliche Entwicklung nach der Familiengründung als „Absturz“ (AM-P01-TK-20130108: 27). Zurzeit ist sie „Zahnärztin auf Sparflamme“ (AM-P01-TK-20130108: 27) und begründet diese Situation damit, dass sie selbst sie willentlich herbeigeführt hat – entgegen ihrer eigenen professionellen Überzeugung, aber im Sinne der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Obgleich es sich um ernsthafte Überlegungen zu persönlichen Zukunftsperspektiven und Chancen handelt, berichtet kaum eines der Paare von Auseinandersetzungen, in denen die PartnerInnen als InteressengegnerInnen auftreten würden. Nur in einem einzigen Fall kommt es vor dem Hintergrund der höheren Qualifikation und Verdienstmöglichkeiten der Partnerin zu Schlagabtauschen (Fall 3). Allerdings geht es dabei darum, wer legitimiert ist, von der Karriere *zurückzutreten*. Der Vater – von der Partnerin dazu aufgefordert, sich beruflich stärker zu engagieren, um ihr mehr familiären Freiraum zu ermöglichen – verteidigt sich, „dass sie ja mit ihrer Ausbildung und Promotion und Fortbildung und Weiterbildung und Zusatzqualifikation ja genauso Karriere machen könnte“ (AN-V01-TK-20130204: 10).

Seine Partnerin aber hat ganz ähnliche Erfahrungen nach ihrer Rückkehr aus der Elternzeit gemacht wie Frau Berns. Sie fühlte sich als „Halbtagskraft“ behandelt, die trotz ihrer hohen Qualifikation „sehr stark degradiert“ und „total unten einsortiert“ wurde, was sie „sehr frustriert“ habe (AN-P01-TK-20130920: 3). Von ähnlichen Erfahrungen berichten auch andere Frauen. Auch solche, die ursprünglich durchaus „Bock, Karriere zu machen“, hatten, wie sich eine Befragte (Fall 2) ausdrückt, wurden nach dem ersten Kind vom Arbeitgeber abgeschmettert: „Mir wurde ganz klar gesagt, dass es ihnen sehr leid tate, aber meine Karriere sei ja hiermit jetzt wirklich zu Ende, dass ich Mutter geworden wäre, und daraufhin habe ich gesagt, okay, dann können wir auch ein zweites

Kind direkt hinterherbekommen“ (AM-P04-AU-20130902: 1). Gerade Frauen mit diesen Erfahrungen raten ihren Partnern davon ab, selbst beruflich zu reduzieren.

4 Fazit und Diskussion der empirischen Ergebnisse

Gleichheit stellt sich, so lässt sich zusammenfassend konstatieren, in den wenigsten Fällen auf der Ebene der tatsächlichen Arrangements her, wird jedoch rhetorisch behauptet. Es lässt sich vermuten, dass die Paare von einem „Symmetrieideal“ ausgehen (vgl. dazu Wimbauer 2012: 113), das beiden PartnerInnen das gleiche Maß an Autonomie zugesteht. Insbesondere die Eigenständigkeit der Person (zumeist der Partnerin), die Arbeitszeit reduziert hat, wäre offenbar infrage gestellt, wenn es nicht aus ihrem freien Willen heraus geschehen ist. Gerade das Gleichheitsideal einer ‚pure relationship‘ wirkt somit in allen Paaren legitimierend für faktisch ab der Geburt von Kindern herbeigeführte Ungleichheit im Paar.

Die PartnerInnen legitimieren das entstehende Ungleichgewicht über die Konstruktion einer ‚freien Entscheidung‘, die bei den Frauen eigentlich nur als Lust an der Unterwerfung gedeutet werden könnte. Diese aber besteht vermutlich nicht in dem Ausmaß, wie sie das Handeln der Frauen nahelegt. Vielmehr scheint den Beteiligten implizit klar zu sein, dass die Väter tatsächlich die Funktion des Hauptverdieners übernehmen sollten, weil alles darauf hindeutet, dass ihre Chancen hierfür wesentlich besser sind als die der Frauen. Nur Männer, die aus dem Rahmen fallen (etwa durch dauerhafte Arbeitszeitreduktion), müssen Nachteile fürchten, während Frauen ohnehin Nachteile erfahren und deshalb keine sichere Basis für eine Familiernährerin stellen können.⁹ Auch die Gratifikationen, die die Frauen aus dem Beruf ziehen, werden zumeist geringer eingeschätzt und erlebt, was oft mit stereotypen Geschlechterkulturen in Arbeitsorganisationen zusammenhängt. Im Falle der Familie Arndt hingegen arbeitet der männliche Part in einem weiblich besetzten Bereich (Call Center) und sieht seine Erwerbsarbeit nicht als Selbstverwirklichungsmöglichkeit und sich selbst nicht als Familiernährer an.

Das bedeutet zusammengefasst, dass die Geschlechterungleichheit, die strukturell weiterhin besteht, *im Paar* legitimiert und reproduziert wird. Gleichzeitig entsteht die Ungleichheit nicht (allein) aus dem Paar heraus, sondern ergibt sich (auch) aus dem, was Paaren zugemutet wird, die Eltern werden. Frauen und zunehmend Männer mit Kindern im Kleinkindalter möchten gerade in dieser Phase beruflich zurückstehen, weil sie Familie leben und ihre eigenen Ressourcen schonen wollen – beruflicher Aufstieg oder auch nur beruflich verstärktes Engagement und die Sorge für kleine Kinder lassen sich nicht vereinbaren, ohne sich selbst vollkommen zu verausgaben. Das Problem, mit dem die Paare konfrontiert werden, liegt zu einem großen Teil in den rigiden Arbeitszeit- und Karrierekonzepten, die in den meisten Arbeitsorganisationen vorherrschen. Verkörperte Geschlechterkonstruktionen und tief verankerte Überzeugungen der Akteurinnen und Akteure aber sind es, die an die durch Organisationsformen von Arbeit unterstützten und in den Strukturen gesellschaftlicher Institutionen enthaltenen Geschlechterbilder

9 Im Gegenteil zeigen Klenner/Menke/Pfahl (2012), dass sich Familiernährerinnen häufig in prekären Lebenslagen und -konstellationen bewegen.

anknüpfen. Daraus erklärt sich auch, weshalb nicht wenige Väter in den Interviews aktive Vaterschaft *thematizieren*, anknüpfend an einen gesellschaftlichen Diskurs, der die väterliche Beschäftigung mit dem Nachwuchs legitimiert, aber nur selten von alltäglichen Praktiken berichten, die über Spiel, Sport oder Spielplatzgehen an Samstagen hinausgehen. Die eigentliche Verantwortung für die Gestaltung des familiären Alltags liegt in den meisten Fällen bei den Müttern, die sich diese Verantwortung auch selbst zuschreiben. Dafür benötigen sie Zeit, die entsprechend in der Erwerbstätigkeit eingespart wird. Es ist durchaus bezeichnend, dass der einzige Kommentar zu Renteneinbußen aus dem Interview mit einem Vater, Herrn Arndt, stammt, der in der gleichen Situation ist wie die meisten Mütter, die darüber kein Wort verlieren.

An diese Überlegungen anschließend lässt sich annehmen, dass statistisch beobachtbare Prozesse von „Re-Traditionalisierung“ nach der Familiengründung auf strukturelle Gewalt zurückzuführen sind, die auf einer symbolischen Ebene auch im Paar selbst legitimiert wird und legitimiert werden *muss*, um als Paar weiterhin existieren zu können. Dies geschieht auf der Basis von Fremd- und Selbstzuschreibungen und letztlich aufgrund verkörperter Dispositionen, denen sich zu entziehen nur jenen gelingt, für die aufgrund der Paarzusammensetzung andere Interpretationen notwendig werden. Symbolische Gewalt liegt somit weniger im Verhältnis der PartnerInnen zueinander als vielmehr in den legitimierenden Logiken. Sie liegt aber nachgeordnet auch im Verhältnis der PartnerInnen zueinander, weil die Beteiligten nicht umhin können, diese Logik anzuerkennen und sich entsprechend zu verhalten.

Literaturverzeichnis

- Bathmann, Nina; Müller, Dagmar & Cornelißen, Waltraud (2011). Karriere, Kinder, Krisen: Warum Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen scheitern oder gelingen. In Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi & Ruth Becker (Hrsg.), *Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt* (S. 105–149). Wiesbaden: VS Verlag. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92629-2_4
- Bertram, Hans & Bertram, Birgit (2009). *Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bertram, Hans & Deuffhard, Carolin (2015). *Die überforderte Generation. Arbeit und Familie in der Wissensgesellschaft*. Opladen: Barbara Budrich.
- Bethmann, Stephanie (2013). *Liebe. Eine soziologische Kritik der Zweisamkeit*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Bourdieu, Pierre (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1996). The family as a realized category. *Theory, Culture & Society*, 13(3), 19–26.
- Bourdieu, Pierre (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Bühlmann, Felix; Elcherth, Guy & Tettamanti, Manuel (2010). The Division of Labour Among European Couples: The Effects of Life Course and welfare Policy on Value-Practice Configurations. *European Sociological Review*, 26(1), 49–66. <http://dx.doi.org/10.1093/esr/jcp004>

- Burkart, Günter (2008). *Familiensoziologie*. Konstanz: UVK.
- Cornelißen, Waltraud (2014). Theoretische Perspektiven auf Geschlecht in familialen Lebensformen. In Detlev Lück & Waltraud Cornelißen (Hrsg.), *Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa* (S. 55–87). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Cornelißen, Waltraud & Bathmann, Nina (2013). Doppelkarrierepaare – gleichgestellt oder doch in der „Illusion der Emanzipation“? In Dorothea Krüger, Holger Herma & Anja Schierbaum (Hrsg.), *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen* (S. 304–323). Weinheim: Juventa.
- Gottschall, Karin & Schröder, Tim (2013). „Familienlohn“ – Zur Entwicklung einer wirkmächtigen Normierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. *WSI-Mitteilungen*, (3), 161–170.
- Grunow, Daniela; Schulz, Florian & Blossfeld, Hans-Peter (2007). Was erklärt die Tradionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? *Zeitschrift für Soziologie*, 36(3), 162–181.
- Herma, Holger (2013). Modernisierte Biografien und traditionale Beziehungsvorgaben. Das ‚Skeptisch-Bleiben‘ gegenüber dem Paar. In Dorothea Krüger, Holger Herma & Anja Schierbaum (Hrsg.), *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen* (S. 276–303). Weinheim: Juventa.
- Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) (2014). Arbeitszeitwünsche von Frauen und Männern 2012. Zugriff am 22.03.2016 unter <http://doku.iab.de/arbeitsmarktdaten/arbeitszeitwuensche.pdf>.
- Jäger, Ulle; König, Tomke & Maihofer, Andrea (2012). Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie. In Heike Kahlert & Christine Weinbach (Hrsg.), *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog* (S. 15–36). Wiesbaden: VS Verlag. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-94254-4_2
- Keddi, Barbara (2003). *Projekt Liebe: Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen*. DJI-Reihe, 15: Gender. Opladen: Leske + Budrich.
- Klenner, Christina (2013). Wer ernährt wen? Auf der Suche nach einem neuen Leitbild. *WSI-Mitteilungen*, (3), 210–212.
- Klenner, Christina; Menke, Katrin & Pfahl, Svenja (2012). *Flexible Familienernährerinnen. Moderne Geschlechterarrangements oder prekäre Konstellationen?* Opladen: Barbara Budrich.
- König, Tomke (2006). Familiäre Geschlechterarrangements oder wie Paare Arbeit teilen und dabei Geschlecht herstellen. *Freiburger FrauenStudien*, 18, 15–35.
- König, Tomke (2012). *Familie heißt Arbeit teilen. Transformationen der symbolischen Geschlechterordnung*. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia (2013). Wiederkehr des bürgerlichen Familienmodells? Die Zukunft der Geschlechter in der Klassengesellschaft von morgen. In Dorothea Krüger, Holger Herma & Anja Schierbaum (Hrsg.), *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen* (S. 360–377). Weinheim: Juventa.
- Krüger, Helga (2013). Gleichstellung in der Differenz oder Differenz in der Gleichstellung? Zum Verhältnis der Geschlechter von der Nachkriegszeit bis heute. In Dorothea Krüger, Holger Herma & Anja Schierbaum (Hrsg.), *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen* (S. 71–101). Weinheim: Juventa.
- Kühhirt, Michael (2012). Childbirth and the Long-Term Division of Labour within Couples: How do Substitution, Bargaining Power, and Norms affect Parents' Time Allocation in West

- Germany? *European Sociological Review*, 28(5), 565–582. <http://dx.doi.org/10.1093/esr/jcr026>
- Kurz, Karin (2014). Die Destandardisierung des Erwerbs- und Familienverlaufs. In Karin Jurczyk, Andreas Lange & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Doing family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 190–207). Weinheim: Beltz Juventa.
- Lamprecht, Juliane; Wagner, Jenny & Lang, Frieder R. (2008). Kinder? Küche? Karriere? – Dringlichkeit des Kinderwunsches, Geschlechtsrollenorientierung und Aufgabenverteilung in kinderlosen Partnerschaften. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie*, 40(3), 112–123. <http://dx.doi.org/10.1026/0049-8637.40.3.112>
- Lenz, Karl (2006). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lenz, Karl; Dressler, Sabine & Scholz, Sylka (2013). In Liebe verbunden. Paar- und Elter(n)-Kind-Liebe in der soziologischen Diskussion. In Sylka Scholz, Karl Lenz & Sabine Dressler (Hrsg.), *In Liebe verbunden: Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute* (S. 11–48). Bielefeld: transcript.
- Lott, Yvonne (2009). Verwaltung und Entscheidung – Bestimmt das individuelle Einkommen die Machtverteilung in Paarbeziehungen? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 61, 327–353. <http://dx.doi.org/10.1007/s11577-009-0071-8>
- Maiwald, Kai-Olaf (2013). Solidarität in Paarbeziehungen. Eine Fallrekonstruktion. In Dorothea Krüger, Holger Herma & Anja Schierbaum (Hrsg.), *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen* (S. 324–342). Weinheim: Juventa.
- Meier-Gräwe, Uta (2008). Familie, Ökonomie und Gesellschaft: Über die Wirkungsmächtigkeit des vermeintlich Privaten. In Karin Jurczyk & Mechtilde Oechsle (Hrsg.), *Das Private neu denken: Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen* (S. 113–132). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Ohlert, Clemens & Lengfeld, Holger (2013). Geschlechterungleichheit in Deutschland: Nur 2 % Gehaltsunterschied? *WSI-Mitteilungen*, (3), 214–215.
- Schober, Pia (2013). The Parenthood Effect on Gender Inequality: Explaining the Change in Paid and Domestic Work When British Couples Become Parents. *European Sociological Review*, 29(1), 74–85. <http://dx.doi.org/10.1093/esr/jcr041>
- Schulz, Florian & Blossfeld, Hans-Peter (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58(1), 23–49. <http://dx.doi.org/10.1007/s11575-006-0002-0>
- Tölke, Angelika (2012). Erwerbsarrangements. Wie Paare und Familien ihre Erwerbstätigkeit arrangieren. In Thomas Rauschenbach & Walter Bien (Hrsg.), *Aufwachsen in Deutschland* (S. 201–214). AID:A – Der neue DJI-Survey. Weinheim, Basel: Beltz-Juventa.
- Toppe, Sabine (2014). Bedeutung von Elternschaft und deren Ausgestaltung durch Frauen und Männer. In Detlev Lück & Waltraud Cornelißen (Hrsg.), *Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa* (S. 259–287). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Wimbauer, Christine (2012). *Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Zerle-Elsässer, Claudia (2014). Junge Männer heute. Bereit für engagierte Vaterschaft? In Karin Jurczyk, Andreas Lange & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Doing family: Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist* (S. 294–308). Weinheim: Juventa.

Anhang

Tabelle 1: Sampleübersicht

Fall	Partner	Partnerin	Kind/er	Herkunft
Gruppe A: höher qualifizierte Partnerinnen				
1	Jg. 1976 Senior Expert, Teilzeit 75 %, Hochschulabschluss ¹⁰	Jg. 1975 Selbstständig, Teilzeit 75 %, promoviert	2	Ost/Ost
2	Jg. 1974 Qualitätsplaner, Vollzeit, Fachschulabschluss	Jg. 1976 Werbefachfrau, Teilzeit 55 %, Hochschulabschluss/BA	2	West/West
3	Jg. 1972 Sachbearbeiter, Vollzeit, Hochschulabschluss/BA	Jg. 1971 Abteilungsleiterin, Teilzeit 60 %, promoviert	2	West/West
4	Jg. 1968 Servicemitarbeiter, Teilzeit 80 %, Abitur	Jg. 1974 Päd. Leiterin, Vollzeit, Hochschulabschluss/BA	3	West/West
Gruppe B: gleich qualifizierte Partnerinnen				
5	Jg. 1962 Fachvertriebsleiter, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1975 Marketing-Managerin, Teilzeit 80 %, Hochschulabschluss	1	West/West
6	Jg. 1964 Hauptsachbearbeiter, Teilzeit 75 %, Hochschulabschluss/BA	Jg. 1979 Hauptsachbearbeiterin, Vollzeit, Hochschulabschluss/BA	2	West/Ost
7	Jg. 1979 Bankkaufmann/Filialleiter, Vollzeit, Abitur	Jg. 1978 Bankkauffrau, Teilzeit 40 %, Abitur	3	West/West
8	Jg. 1977 Produktentwickler, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1976 Lehrerin, Elternzeit, Hochschulabschluss	4	West/West
9	Jg. 1971 Sachverständiger, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1973 Pilotenausbilderin, Teilzeit 60 %, Hochschulabschluss	2	West/Ost
10	Jg. 1975 Application Manager, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1976 Inhouse Consultant, Vollzeit, Hochschulabschluss	1	Ost/Ost
11	Jg. 1978 Sozialversicherungsfachangestellter, Vollzeit, Fachschulabschluss	Jg. 1979 Sozialversicherungsfachangestellte, Teilzeit 50 %, Fachschulabschluss	2	West/West
12	Jg. 1980 Senior Consultant, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1980 Angest. Zahnärztin, Teilzeit 60 %, Hochschulabschluss	1	West/West
13	Jg. 1984 Sachbearbeiter, Vollzeit, Fachschulabschluss	Jg. 1983 Sachbearbeiterin, Zeitarbeit 80 %, Fachschulabschluss	1	Ost/Ost
Gruppe C: geringer qualifizierte Partnerinnen				
14	Jg. 1978 Personalreferent, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1983 Selbstständig, Vollzeit, Hochschulabschluss/BA	1	West/Ost
15	Jg. 1961 Projektmanager, Teilzeit 75 %, promoviert	Jg. 1964 Industriekauffrau, Teilzeit 55 %, Abitur	2	West/West
16	Jg. 1969 Abteilungsleiter, Vollzeit, Hochschulabschluss	Jg. 1970 Bürokauffrau, Teilzeit 40 %, Fachabitur	2	West/West

10 Die Bezeichnung „Hochschulabschluss“ steht für Diplom oder MA, während „Hochschulabschluss/BA“ sowohl den Abschluss BA als auch einen Fachhochschulabschluss bezeichnen kann.

Zur Person

Sandra Beaufays, Dr. phil., GESIS – Leibniz-Institut für sozialwissenschaftliche Forschung, Center of Excellence Women and Science. Arbeitsschwerpunkte: Wissenschafts- und Geschlechterforschung, qualitative Methoden.

Kontakt: GESIS, Leibniz-Institut für sozialwissenschaftliche Forschung, Center of Excellence Women and Science, Unter Sachsenhausen 6–8, 50667 Köln
E-Mail: sandra.beaufays@gesis.org

Stephan Höyng

Männlichkeitenforschung: Bilanz und Perspektiven

10. Tagung des Arbeitskreises AIM Gender vom 10. bis 12. Dezember 2015 in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Zusammenfassung

Die Jubiläumstagung des Arbeitskreises für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIM Gender) greift mit den Sektionen Sozialisation, Gewalt, Körper, Sexualität, Gesundheit, Künste, Erwerbs- und Fürsorgearbeit und Vaterschaft die wesentlichen Themen der Männlichkeitenforschung auf und bringt diese mit einer großen Vielfalt und Fülle an Zugängen in einen interdisziplinären Dialog. In der Podiumsdiskussion „Theorizing Masculinities“ dominieren die soziologischen Theorien Connells und Bourdieus, doch es bleibt offen, welche theoretischen Perspektiven sich für die Zukunft zeigen. Zentrale Perspektiven der gegenwärtigen Genderforschung wie die Hinterfragung von Geschlechterkategorien und kategorienübergreifende Reflexion tauchen hier selten auf. Und so wird am Rande der AIM-Gender-Tagung die Frage immer lauter, wie die Beschränkung auf die Kategorie Männlichkeit Bestand haben kann.

Schlüsselwörter

Männlichkeit, Männlichkeiten, Männerforschung, Geschlechterforschung, Geschlechtertheorien, interdisziplinärer Diskurs, Forschungsperspektiven

Summary

Men's Studies: Review and Perspectives. 10th Meeting of the Working Group AIM Gender, 10 to 12 December 2015, Academy of the Diocese of Rottenburg-Stuttgart

The anniversary meeting of the Working Group for Interdisciplinary Men's and Gender Studies (AIM Gender) addressed the main issues of masculinity research in various sections: Socialization, Violence, Body, Sexuality, Health, Arts, Work, Care and, finally, Paternity. It got them to enter into an interdisciplinary dialogue with a wide variety of theoretical approaches. In the panel discussion on "Theorizing Masculinities" the sociological theories of Connell and Bourdieu dominated, but theoretical perspectives for the future research of masculinities remained open. Central perspectives of gender research, such as the questioning of gender categories and reflection across categories rarely appear. In discussions on the fringes of the AIM Gender meeting the question was thus raised of how we can continue to limit ourselves to the category of "masculinities".

Keywords

masculinity, masculinities, men's studies, gender studies, gender theories, interdisciplinary discourse, research perspectives

Im Dezember 2015 führte der Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung (AIM Gender) seine zehnte Tagung in Stuttgart durch, die ihrem Titel „Männlichkeitenforschung: Bilanz und Perspektiven“ in vielerlei Hinsicht gerecht wurde. Mit diesem Bericht versuche ich nicht, chronologisch jeden Vortrag darzustel-

len; eine solche Schilderung liegt bereits vor¹. Vielmehr fasse ich meine Eindrücke von der Tagung anhand einzelner Aspekte zusammen. Ganz in der Tradition feministischer Theorie versuche ich mich hier also nicht in einer abstrakten Objektivität, sondern will meine Haltung aufzeigen, diese zur Erkenntnis nutzen und den Tagungsdiskurs sozial- und gleichstellungspolitisch einschätzen. Ich lehre Jungen- und Männerarbeit in der Sozialen Arbeit und begleite Projekte staatlicher Gleichstellungspolitik wie „Männer in Kitas“, ich orientiere mich am Prinzip sozialer Gerechtigkeit.

Die BegründerInnen des Arbeitskreises lehren überwiegend in den Fachgebieten Geschichte, Literatur und Soziologie und verleihen damit dem innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften vorher kaum wahrgenommenen Feld der Männlichkeitenforschung seit nun bereits 15 Jahren einen Rahmen für theoretische Debatten. Die Jubiläumstagung wird von *Martin Dinges* (Stuttgart), *Michael Meuser* (Dortmund), *Sylka Scholz* (Jena) und *Toni Tholen* (Hildesheim) geleitet. Viele der ca. 50 TeilnehmerInnen sind in der Männlichkeitenforschung tätig. Die Besetzung der Tagung verspricht einen interdisziplinären Dialog: Es referieren mehr als 20 WissenschaftlerInnen der verschiedensten Fakultäten – einige, die hier einst als DoktorandInnen ihre Thesen präsentiert haben, tragen nun als Hochschullehrende vor. Die Struktur der Tagung sieht eine strenge Begrenzung der Vorträge auf 20 Minuten vor, sodass die verschiedensten empirischen Untersuchungen vorgestellt werden können. In den jeweils folgenden 20 Minuten Diskussion wird aber auch dem Ringen um ein gemeinsames theoretisches Verständnis Raum gegeben. Zusätzlich philosophieren die Teilnehmenden der Tagung beim Spaziergang im wunderschönen Park direkt neben dem Tagungshaus – erfahrungsgemäß ist das ja sehr erkenntnisfördernd. Die Vorträge werden in Sektionen zusammengefasst, die aus Lebenslagen, Problemen und Themen von Männern erwachsen sind und meist von verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen bearbeitet werden.

In der Sektion Sozialisation präsentieren *Jürgen Budde* (Flensburg) und *Cornelia Helfferich* (Freiburg) erziehungswissenschaftliche Perspektiven auf männliche Sozialisation. *Hans-Joachim Lenz* (Freiburg) und *Anke Neuber* (Kassel) thematisieren in ihren Vorträgen in der Sektion Gewalt Männer als Gewaltopfer und -täter. Der Männerkörper als Inszenierung wird von *Michael Meuser* (Dortmund) untersucht, Körperbeschwerden werden vom Mediziner *Elmar Brähler* (Leipzig) in der Sektion Körper dargestellt. In der Sektion Sexualität eröffnet *Rolf Pohl* (Hannover) psychoanalytische Zugänge zu Männlichkeit, *Benno Gammerl* (Berlin) stellt Hierarchien und Heteronormativität in den Mittelpunkt. Einen Blick zurück werfen in der Sektion Gesundheit sowohl *Martin Dinges* (Stuttgart) in seiner historischen Betrachtung der Medikalisierung von Männern sowie *Beate Schappach* (Bern), die die Herstellung von Männlichkeit im Kontext der Entdeckung von Aids in den Fokus nimmt. In der Sektion Künste bilanziert *Walter Erhardt* (Bielefeld) männlichkeitskritische Analysen in der Literaturwissenschaft, *Gregor Schuhen* (Siegen) untersucht Figuren von gescheiterten Männern in Literatur und Film. In der Sektion Erwerbs- und Fürsorgearbeit stehen Transformationsprozesse von Arbeit und Familie (*Sylka Scholz*, Jena) und Selbstverständnisse von Vätern in Autobiografien (*Toni Tholen*, Hildesheim) im Mittelpunkt der Vorträge. Die Themenfelder von Vaterschaft aus soziologischer Sicht werden von *Diana Lengersdorf* (Köln),

1 Der Tagungsbericht von Pierre Pfüttsch ist zu finden unter [www.akademie-rs.de/doku_downloads_einzel.html?no_cache=1&tx_crieventmodule_pi1\[showUid\]=19813](http://www.akademie-rs.de/doku_downloads_einzel.html?no_cache=1&tx_crieventmodule_pi1[showUid]=19813).

fehlende Väter aus psychosomatischer Perspektive von *Matthias Franz* (Düsseldorf) analysiert. Die Podiumsdiskussion „Theorizing Masculinities“ wird unten vorgestellt. Die Veranstaltung orientiert sich damit vor allem an den Themen der bislang durchgeführten AIM-Tagungen und greift gleichzeitig die wesentlichen Themen der Männlichkeitenforschung auf. Der Schwerpunkt liegt dabei weiterhin auf den Perspektiven von Soziologie, Literaturwissenschaft und Geschichte; anwendungsorientierte Wissenschaften wie Politik und auch Soziale Arbeit sind wenig vertreten.

Der Mitbegründer des Arbeitskreises Dinges verdeutlicht in seiner Eröffnungsrede sein Wissenschaftsverständnis mit einer Abgrenzung – er distanziert sich ironisch vom öffentlichen Diskurs über fürsorgliche Väter und um Männer in Kitas: Er zeige keine Solidarität mit einer Männerbewegung, wolle kein Männerverbesserer sein und noch weniger ein Männerrechtler. Er macht damit ein Wissenschaftsverständnis stark, das anstrebt, objektiv über den Dingen zu stehen. Wie so viele andere versucht er, einem wissenschaftlichen Anspruch gerecht zu werden, indem er eine distanzierte, alltagsferne Perspektive einnimmt, sich als unpolitisch und über dem Tagesgeschehen stehend einordnet. Er betreibe keine Männerpolitik, strebe keine gesellschaftlichen Entwicklungen an und positioniere sich nicht in gesellschaftlichen Debatten. Warum dieser Appell, dieses Streben nach Werturteilsfreiheit? Kann Männerforschung, kann die zur Geschlechterforschung gewandelte Frauenforschung einen neutralen Blick von außen ermöglichen, aus der Position „der Wissenschaft“? Nun ist Dinges Historiker, weshalb seine Perspektive eine deutlich weniger gegenwartsbezogene, eine weniger aufgeregte sein mag. Für mich macht Geschlechterforschung ohne Positionierung, und zwar im Sinne der Forderung der Gleichstellung von Geschlechtern, keinen Sinn. Niemand kann sich aus der eigenen Verwobenheit in Geschlechterverhältnisse herauskatapultieren, und die Suche nach Erkenntnis ist schon Veränderung. Es ist m. E. nicht ersichtlich, warum wissenschaftlicher Anspruch und wissenschaftliche Qualität auch im Jahre 2015 noch mit Positionslosigkeit erkaufte werden soll statt mit der Verdeutlichung der eigenen Stellung in der Forschung bei gleichzeitiger Offenheit für Ergebnisse, die der eigenen Haltung widersprechen. Im Verlauf der Tagung sprechen die ReferentInnen und Teilnehmenden dann allerdings eine andere Sprache: Hinter die Erkenntnis der eigenen Verwicklung in eine geschlechterhierarchische Kultur und hinter die Orientierung an Gleichstellung geht in der Folge kaum ein Beitrag zurück, auch männerrechtliche Reduktionen tauchen nicht auf.

Die Besetzung der Podiumsdiskussionsrunde mit *Stefan Horlacher* (Dresden, Literaturwissenschaften), *Andrea Maihofer* (Basel, Geschlechterforschung), *Lothar Böhnisch* (Brixen, Bildungswissenschaften) und *Jürgen Martschukat* (Erfurt, Geschichte) repräsentiert die Vielfalt der Zugänge und die große Expertise, die diese Tagung versammelt. Die unter dem Titel „Theorizing Masculinities. Theoretische Zugänge und Perspektiven der Männlichkeitsforschung“ geführte Diskussion ließ eine Frage größtenteils offen: Wie kann eine Theorie der Männlichkeit nach Pierre Bourdieu und Raewyn Connell aussehen, die sich auf empirische Erkenntnisse der sechziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts beziehen? Deren soziologische Perspektiven sind wahrscheinlich die einflussreichsten und Referenzpunkt nicht nur dieser Diskussion. Vor allem beziehen sich sehr viele Vortragende ebenso wie Diskussionsbeiträge und Nachfragen auf Connells Theorie der hegemonialen Männlichkeit und auf Bourdieus Theo-

rie des männlichen Habitus. Connells Verdienst ist allgegenwärtig: Sie rahmt die Forschung zu Männlichkeit, indem sie verdeutlicht, wie sich Männer zu Frauen, aber eben auch zu Männern hierarchisch positionieren. Bourdieu erläutert die Verfestigung von Männlichkeit im persönlichen Habitus und in Gesellschaft und Kultur. Doch können sie die aktuellen Transformationen der Geschlechterverhältnisse, die Gleichzeitigkeit so verschiedener Lebensformen, die Parallelität verschiedener Identitäten zusammenhängend erklären?

Positionen jenseits von Connell und Bourdieu, wie etwa Bezüge auf James W. Messerschmidts Theorie der Herstellung von Männlichkeit durch Gewalt und Kriminalität oder auf Lothar Böhnischs Theorie von Männlichkeit als Bewältigungsparadigma, erscheinen weniger scharf konturiert und werden insbesondere von Maihofer und Meuser immer wieder an Ersteren gemessen. Horlacher untersucht autobiografische Schreibweisen, speziell Texte von Männern, als Dokumente des Umgangs mit den Herausforderungen von Männlichkeit. Seine Frage, ob sich Gemeinsamkeiten in der Männlichkeit der Autoren finden ließen, wird von Dinges als essentialistische Suche nach universalen Gemeinsamkeiten von Männern kritisiert. Vielleicht will Horlacher sich aber einfach nur eines zentralen Gegenstandes der Männlichkeitenforschung versichern? Maihofer fordert nachdrücklich, die hegemoniale Männlichkeit zu identifizieren und den Machtaspekt nicht zu vergessen. Sie fürchtet, scheint es, eine Beliebigkeit der vielen bunten Männlichkeiten und hebt die Bedeutung von gesellschaftlichen Strukturen hervor, die Männern Vorteile gewähren. Aufgrund ihrer Entstehung im männlichen Umfeld trügen diese Strukturen immer noch Männlichkeitswerte in und auf sich. Aber was bedeute uns heute noch Connells ‚patriarchale Dividende‘? Befasse sich die Männlichkeitenforschung wirklich ausreichend mit diesen Strukturen? Einzig Böhnisch deutet in dieser Runde ein Verständnis von Männlichkeit jenseits von Habitus und hegemonialer Männlichkeit an, das die aktuelle Pluralisierung von Lebensweisen aufgreift. Die gebündelten Männlichkeitsanforderungen, die Bourdieu als einen männlichen Habitus, Connell eher in großen Zusammenhängen als hegemoniale, Komplizenhafte, untergeordnete oder marginalisierte Männlichkeit schilderte, ermöglichten ihm keine angemessene Beschreibung seiner Untersuchung von Männern in Südtirol. Männlichkeiten oder Männertypen fassten das vorgefundene alltäglich sehr verschiedene, sehr differenzierte Verhalten nicht. Böhnisch spricht von eher lose zusammengefügtten Männlichkeitsmodulen, unabhängigen Verhaltensweisen von Männern etwa im Internet, im Berufsleben, in speziellen Gruppen und zu Hause, die nicht auf einen Typus zurückzuführen sind.

Immer wieder müssen die TeilnehmerInnen der Tagung sich auf eine andere Bestimmung des Gegenstandes „Männlichkeiten“ einlassen. Da thematisiert der Psychoanalytiker Pohl Männlichkeit und zieht dazu Trieb und Körper sowie bestimmte Lebensphasen nach Freud und Lacan heran. Brähler setzt aus medizinischer Perspektive empirisch festgestellte Differenzen im Hilfesuchverhalten von Männern und Frauen in Beziehung zu Differenzen zwischen SchweizerInnen, West- und Ostdeutschen. Schuhen wiederum analysiert die Männlichkeitskonstruktionen ausgegrenzter junger Männer auf der Straße in Filmen aus der Pariser Banlieue – mit dem theoretischen Instrument der Subjekte, Objekte und Abjekte (nach Julia Kristeva). Es stellt sich die Frage: Wie weit reichen hier überhaupt die Gemeinsamkeiten im Sprechen über Männlichkeit? Sehr angeregt wird in der Sektion Sozialisation diskutiert. Budde betitelt seinen Vortrag „Nichts Neues in

der Männlichkeitenforschung?“ und schildert Felder männlicher Sozialisation, schon lange relevante Widersprüche und eine große Spannung zwischen Theorie und Praxis. Er schließt mit offenen Fragen ab: Können die vielen Fragen an die Differenzentstehung etwas erklären? Wie können Differenzen und Andersheiten thematisiert werden, ohne sie erneut zu produzieren und ohne andere Differenzlinien zu vernachlässigen? Die Fragen allein schaffen noch keine Perspektive, keinen Entwurf. Helfferich stellt in ihrem Vortrag, der aus gesundheitlichen Gründen stellvertretend von Scholz vorgelesen wurde, den problemzentrierten Entwurf einer Männlichkeitsentwicklung vor und identifiziert Schwellen und Hindernisse im Lebensverlauf. Die Spannung zu Budde, der viele Widersprüche, aber keinen Plan, kein Programm verkünden mag, lässt eine lebhaft Diskussion entstehen. Aber braucht es nicht auch Theorie, die Entwicklungen von Jungen und Männern erklären kann? Helfferichs Skizzierung des idealtypischen Verlaufs eines Jungenlebens kann die anwesenden Geschlechterforschenden nicht zufriedenstellen. Zum einen werden so vielfältige Lebenslagen, differenzierte Entwicklungsverläufe gesehen, dass die Darstellung kaum machbar ist. Es wird zum anderen gefragt, welche verallgemeinerbaren Folgerungen nach der Ausdifferenzierung noch gezogen werden könnten. Könnten mit Connells Männlichkeiten und Bourdieus Habitus die fließenden Übergänge, diese Vielfalt, die zersplitterten Lebenswelten noch erklärt werden? Und könnte dann bald von hundert Männlichkeiten gesprochen werden, wenn Forschungen immer neue identifizierten?

„Männer als Pädagog_innen“ – eine verirrte Formulierung auf einer Folie Buddes bringt diese wichtige Spannung auf den Punkt: Mehrfach wird sowohl von Gammerl als auch aus dem Publikum heraus zur Diskussion gestellt, wie die Vortragenden noch von Jungen und Männern reden können, wenn queere Perspektiven diese Kategorisierungen doch mittlerweile infrage stellten. Das Fehlen eines Theorienteilwurfes bei Budde ermöglicht gerade eine solche anti-kategoriale Betrachtungsweise. Grenzziehungs-, Kategorisierungs- und Normierungsprozesse werden selbst zum Thema gemacht. Mit dieser Hinterfragung des Analysewerkzeugs berührt die Diskussion die im Theoriediskurs z. B. von Nina Degele (2008)² aufgeworfene Frage, ob schon die Verwendung der Begriffe Männlichkeit, Jungen und Männer die Analyse behindere. Daran schließen Gespräche am Rande der Tagung an: Gehen wir mit diesen festen Begriffen schon zuschreibend in Forschungsprozesse hinein? Würden wir anders fragen, andere Ergebnisse bekommen, wenn unser zentraler Gegenstand etwa „als männlich identifizierte Personen“ wären? Wird alles, was von Jungen und Männern kommt, allein deshalb schon mit Männlichkeiten verbunden? Können Forschungen sich auf eine Genusgruppe beschränken? Was wäre, wenn wir die Heteronormativität selbst zum zentralen Forschungsgegenstand machen?

Männlichkeiten – ein schillernder Begriff – wird in jeder Disziplin, in jeder Herangehensweise anders gefasst. Die AIM-Tagung spiegelt das, und die Vielfalt der Zugänge wirkt gerade zu Beginn des dichten Tagungsprogramms anregend, in der Fülle jedoch eher erdrückend. Das Nebeneinander verschiedener Blickwinkel wird zwar von den soziologischen Theorien Connells und Bourdieus dominiert, bleibt aber weit entfernt von einer Verknüpfung oder einer gemeinsamen Basis. Das Feld der Männlichkeitenforschung scheint inzwischen kaum mehr überschaubar. Mehrmals wird Vortragenden

2 Degele, Nina (2008). *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*. München: Fink (UTB).

oder DiskutantInnen, die postulierten, zu einem Thema gebe es Forschungslücken und dementsprechend Forschungsbedarf, aus ganz anderen Blickwinkeln oder Disziplinen der Hinweis auf bereits existierende Studien gegeben, etwa zu Männern als Opfern von Gewalt – nicht in der Soziologie, aber in der sozialmedizinischen Traumaforschung. Dieser Austausch, das Kennenlernen von Erkenntnissen verschiedener Disziplinen zum Wandel von Männlichkeiten – das ist die besondere Qualität dieses Arbeitskreises und seiner Tagungen.

AIM Gender als Kristallisationspunkt trägt sicher dazu bei, dass in verschiedenen Disziplinen die Kategorie Männlichkeiten als analytische Kategorie Anerkennung erhält. Das stellt einer Frauenforschung, die sich schon lange als Geschlechterforschung bezeichnet, dies m. E. aber kaum einlöst, die notwendige Ergänzung um Männer und Männlichkeiten zumindest in Ansätzen an die Seite. Vereinzelt werden auch – ganz im Sinne der Genderforschung – Geschlechterkategorien hinterfragt und kategorienübergreifende Reflexionen angestellt, wenn auch (noch) selten auf dem Podium. Doch bei der zehnten AIM-Gender-Tagung wird die Frage immer lauter, wie die Beschränkung auf die Kategorie Mann vor dem Hintergrund der Erkenntnisse über die vielfältigen geschlechtlichen Konstruktionsprozesse überhaupt Bestand haben kann. In den vielen Gesprächen am Rande der Tagung entstehen Perspektiven für eine zukünftige Männerforschung, doch auf der Suche nach einer Theorie, die disziplinübergreifend deuten kann, was Männlichkeit im 21. Jahrhundert ausmacht, findet auch diese Tagung ihre Grenzen. Ein Grund könnte darin liegen, dass AIM Gender leitende Wissenschaftler wie Dinges und auch Meuser so betonten, dass keine geschlechterpolitische Positionierung ihr unparteiisches Erkenntnisinteresse und ihre wissenschaftliche Objektivität trübten. Doch ohne eine klare politische und persönliche Haltung wäre Connells Theorie der hegemonialen Männlichkeit sicher nicht entstanden. Auch die anti-kategoriale Genderforschung baut auf einer parteilichen politischen Positionierung auf. Möglicherweise wächst die Zukunft der Geschlechterforschung so weit jenseits von den in der Männlichkeitenforschung entwickelten Kategorien und Begriffen, dass sie gar nicht mehr in den Rahmen einer Tagung zu Männlichkeiten passt. So steht am Schluss der Tagung die Frage ähnlich im Raum wie am Anfang: Quo vadis, Männlichkeitenforschung?

Zur Person

Stephan Höyng, Prof. Dr., Professor für Jungen- und Männerarbeit an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin, Leiter des Instituts für Gender und Diversity in der sozialen Praxisforschung, Mitbegründer von Dissens e. V., Vorstandsmitglied des Bundesforums Männer. Arbeitsschwerpunkte: berufliche Gleichstellung (Berliner Senat), Work Changes Gender (EU), Männlichkeiten im Verhältnis zu Erwerbsarbeit und fürsorgendem Verhalten, Chance Queereinstieg/Männer in KITAS (BMFSFJ).

E-Mail: stephan.hoe yng@khsb-berlin.de

Entgeltgleichheit auf dem Prüfstand. Perspektiven auf den Gender Pay Gap

Konferenz am 8. April 2016 an der Universität Duisburg-Essen

Zusammenfassung

Im Zentrum der Konferenz „Entgeltgleichheit auf dem Prüfstand. Perspektiven auf den Gender Pay Gap“ am 8. April 2016 an der Universität Duisburg-Essen stand die Reflexion der Ursachen und blinden Flecken in der Analyse des Gender Pay Gap. Einschlägige Expertinnen und Experten verschiedener Disziplinen referierten zu den Ursachen und Aspekten der Entgeltgleichheit bzw. Entgeltungleichheit. In den Vorträgen und Diskussionen wurden zahlreiche Leerstellen in Analyse und Befunden sowie der enorme politische Handlungsbedarf deutlich.

Schlüsselwörter

Arbeitsbewertung, Entgeltgleichheit, Europa, Gender Pay Gap, Geschlechtersegregation, Gleichstellungspolitik

Summary

Pay Equity on Trial. Perspectives on the Gender Pay Gap. Conference at the University of Duisburg-Essen, 8 April 2016

The conference “Pay Equity on Trial. Perspectives on the Gender Pay Gap” which was held at the University of Duisburg-Essen on 8 April 2016 focused on a critical reflection of the causes and blind spots in the analysis of the gender pay gap. Leading experts from various disciplines gave papers on the causes and aspects of pay equality and pay inequality, respectively. The presentations and discussions revealed numerous gaps in regard to the analysis of and findings in this field, as well as an urgent need for (political) action.

Keywords

job evaluation, pay equity, Europe, gender pay gap, gender segregation, gender equality politics

Die Konferenz „Entgeltgleichheit auf dem Prüfstand. Perspektiven auf den Gender Pay Gap“ fand am 8. April 2016 an der Universität Duisburg-Essen (UDE) statt. Sie wurde im Rahmen des Forschungsprojekts „Comparable Worth: Blinde Flecken in der Ursachenanalyse des Gender Pay Gaps“ organisiert, das durch das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) und die Hans-Böckler-Stiftung unterstützt und finanziert und am Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) der UDE durchgeführt wird. Die Tagung wurde veranstaltet von *Ute Klammer* (IAQ/UDE), *Christina Klenner* (WSI) und *Sarah Lillemeier* (IAQ/UDE). Mit ca. 70 Teilnehmenden waren weit mehr als geplant nach Duisburg gekommen. Das deutet bereits auf das große Interesse am Thema hin. Ziel der Tagung war es, aktuelle Forschungsbeiträge mit unterschiedlichen theoretischen und methodischen Zugangsweisen zum Thema Gender Pay Gap, dem geschlechtsspezifischen Entgeltunterschied, und zu möglichen Wegen in Richtung Entgeltgleichheit zu diskutieren.

Genau 40 Jahre vor der Konferenz, am 8. April 1976, hat der Europäische Gerichtshof mit dem Defrenne-Urteil die Entgeltgleichheit von Frauen und Männern mit unmit-

telbarer Wirkung für den Gesetzgeber, die öffentliche Hand, die Kollektivvertragsparteien und die privaten Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber vorgegeben. Allerdings verdienen Frauen auch heute noch durchschnittlich deutlich weniger als Männer. Am 19. März war in diesem Jahr der „Equal Pay Day“. Dieser Tag wird jeweils auf das Datum gesetzt, bis zu dem Frauen im Jahr – statistisch betrachtet – praktisch umsonst arbeiten, und steht damit symbolisch für den Gender Pay Gap. Laut Statistischem Bundesamt haben Frauen im Jahr 2015 durchschnittlich 21 Prozent weniger verdient als Männer. Umgerechnet sind das 79 Tage, an denen Frauen umsonst gearbeitet haben – also vom 1. Januar bis zum 19. März. Aktuell stagniert der Gender Pay Gap sowohl in Deutschland als auch im europäischen Durchschnitt (dort liegt er bei 16 Prozent). Aber was sind seine Ursachen?

Diese Frage wird in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedlich beantwortet. Je nach theoretischem Zugang variiert der eingenommene Blickwinkel auf die Erklärung der Einkommensunterschiede und auf die Frage nach darin enthaltenen Diskriminierungen aufgrund des Geschlechts.

Ute Klammer und *Christina Klenner* betonten in ihrer Einführung, dass es mittlerweile zwar Studien zum Gender Pay Gap gebe, Diskriminierung aber „nicht nur im unerklärten Rest“ statfinde und weitere Analysen zur Geschlechterungleichheit nötig seien. Denn die erklärenden Faktoren unterschieden sich: Eine zentrale Erklärung sei die mangelnde gesellschaftliche Wertschätzung bzw. die Geringschätzung der Arbeit von Frauen. Wenn es auch mit dem Entgeltgleichheits-Check seit 2010 ein Instrumentarium gebe, mit dem Entgeltungleichheiten analysiert werden könnten, bestehe dennoch weiterer Forschungsbedarf. Befürwortet wurde das geplante Gesetz für mehr Lohngleichheit. Das darin verfolgte Ziel heißt: gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit. Wenn dieses Gesetz käme, könnte das in den Betrieben zu mehr Lohntransparenz führen und damit verbunden auch zu Klärungen in der Bewertung der Arbeit.

Karin Tondorf (freie Wissenschaftlerin und Beraterin) widmete sich drei Aspekten der Entgeltgleichheit: den rechtlichen Perspektiven auf den Begriff der Entgeltgleichheit, den ökonomisch-statistischen Perspektiven und den jeweils daraus hervorgehenden unterschiedlichen Ansatzpunkten für politische Maßnahmen. Rechtlich ist Entgeltgleichheit gewährleistet, wenn gleiches Entgelt für gleiche oder gleichwertige Arbeit gezahlt wird, wenn bspw. der Gärtner und die Gärtnerin gleichen Lohn für gleiche Arbeit erhalten. Eine unmittelbare Entgeltdiskriminierung liege jedoch vor, wenn z. B. die Gärtnerin nur aufgrund ihrer Teilzeitbeschäftigung oder befristeten Beschäftigung geringere Stundenverdienste erhalte als der Gärtner. Entgeltgleichheit für faktisch gleichwertige Arbeit erfordere ein vergleichbares Anforderungsniveau. Hier spiele die Bewertung eine zentrale Rolle, z. B. wenn etwa die Arbeit eines Vermessungstechniklers mit der einer Hebamme verglichen würde. Grundsätzlich müsse immer eine geschlechterneutrale Bewertung durchgeführt werden, da es ansonsten zu mittelbaren Entgeltdiskriminierungen kommen könne. Diese seien allerdings schwieriger aufzudecken als unmittelbare Entgeltdiskriminierungen. Entgegen der rechtlichen Definition der Entgelt(un)gleichheit wird in der ökonomisch-statistischen Perspektive nicht die ausübende Arbeit in den Fokus genommen, sondern es werden insbesondere persönliche Merkmale berücksichtigt, die als produktivitätsrelevant eingeschätzt werden. Entgeltdiskriminierungen lägen demnach nur vor, wenn sich das Entgelt von Frauen und Männern unterscheidet, die im Sinne dieser Betrachtungsweise gleiche lohnrelevante Merkmale aufweisen.

„Blinde Flecken in der Ursachenanalyse des Gender Pay Gaps“ lautete der Vortrag von *Sarah Lillemeier* mit Bezug auf das gleichnamige Forschungsprojekt, in dem sie als Bearbeiterin beteiligt ist. Zentrales Anliegen dieses Projektes ist es, systematische Unterbewertungen der Erwerbsarbeit von Frauen im Sinne der Devaluationshypothese sichtbar zu machen.¹ Bei der systematischen Unterbewertung der Arbeit von Frauen handele es sich demnach um evaluative Diskriminierungen als Folge vergeschlechtlichter Arbeitsbewertungen. Schon die Verfahren der Arbeitsbewertung bürden solche evaluativen Diskriminierungspotenziale in sich. Das drücke sich u. a. darin aus, dass psychosoziale Belastungen, die häufiger im Rahmen frauendominierter Arbeitsplätze relevant seien, nicht bei der Bewertung berücksichtigt würden. Zwei Fragen stehen im Mittelpunkt des Projekts: Wie können gleichwertige Tätigkeiten identifiziert werden? Und: Inwieweit wird die gleichwertige Arbeit von Frauen und Männern auch gleich bezahlt? Zur Beantwortung der ersten Frage soll anhand der BIBB/BAuA-Erwerbstätigenbefragung und in Anlehnung an den Entgeltgleichheits-Check (eg-check.de)² ein Index entwickelt werden, mit dem sich gleichwertige Tätigkeiten in Bezug auf ihre jeweiligen Anforderungen und Belastungen geschlechtsneutral identifizieren lassen. Die zweite Frage soll mithilfe dieses Index anhand der Verdienststrukturerhebung beantwortet werden. Die Analysen beruhen zum Großteil auf multivariaten Verfahren und werden durch Gruppendiskussionen ergänzt. An diesen Beitrag schloss sich eine lebhaft Diskussions an. Dabei ging es um den Wert der Arbeit, um die Verhandlungsmacht von Frauen und Männern sowie um die Bewertung der Leistung, der Wertschöpfung bzw. Produktivität der Arbeit oder der Ausbildung.

Anne Busch-Heizmann (UDE) lieferte in ihrem Vortrag mehrere Anhaltspunkte zur Erklärung des Gender Pay Gap und unterschied dabei berufliche und betriebliche Kontexte. Bei der beruflichen Ebene nahm auch sie Bezug auf die Devaluationsthese, wonach eine generelle Abwertung sogenannter Frauenberufe zu beobachten sei. Dabei wies Busch-Heizmann auf soziale Schließungsprozesse hin. Die damit verbundene Segregation führe zu Berufen mit höherem und mit geringerem Status, je nach gesellschaftlichen Machtverhältnissen. Und diese Segregation sei auch eine geschlechterdifferenzierte, die allerdings an Relevanz verliere. Die Verdienstunterschiede zwischen sogenannten Frauenberufen (mit niedrigerem Einkommen) und sogenannten Männerberufen (mit höherem Einkommen) könnten aus den geschlechtlich konnotierten Arbeitsinhalten erklärt werden. Auch die betrieblichen Kontexte wurden für die Erklärung des Gender Pay Gap herausgestellt; Unternehmen spielten dabei eine entscheidende Rolle: Hier werde Entgelt(un)gleichheit erzeugt, legitimiert, relativiert. Hier lägen somit auch die Handlungsspielräume zur Veränderung.

Dem roten Faden der Konferenz folgte *Andrea Jochmann-Döll* (GEFA Forschung und Beratung) mit ihrem Beitrag „Von blinden Flecken zu offenen Augen: Identifizierung von Entgelt(un)gleichheit auf betrieblicher und tariflicher Ebene“. Sie präsentierte Erfahrungen mit eg-check.de. Es handele sich um ein Sensibilisierungsinstrument

1 Die Devaluationshypothese geht davon aus, dass sich der geringere gesellschaftliche Status von Frauen auf die Berufe überträgt, die in der Mehrzahl von ihnen ausgeübt werden. Dementsprechend werden die geringeren Verdienste in von Frauen dominierten Berufen als systematische Unterbewertungen der Erwerbsarbeit von Frauen interpretiert.

2 Der Entgeltgleichheits-Check ist online verfügbar unter www.eg-check.de.

für Fragen der Entgeltdiskriminierung und so würde es in der Praxis auch genutzt. Dabei seien insbesondere die enthaltenen rechtlichen Informationen von Bedeutung. Jochmann-Döll hob zugleich hervor, dass Entgeltungleichheit in der Praxis nicht mit einem Forschungsdefizit verbunden sei, die Ursache läge im Umsetzungsdefizit. Sie plädierten deshalb für das bereits angesprochene Entgeltgleichheitsgesetz. Notwendig seien verbindlich vorgeschriebene Entgeltüberprüfungen, wie sie mit eg-check.de möglich wären. Dadurch könne auch die Nachhaltigkeit des vorhandenen Checks gewährleistet werden.

„Der Gender Pay Gap reproduziert“, so betitelte *Miriam Beblo* (Universität Hamburg) ihren an einer ökonomischen Betrachtungsweise orientierten Vortrag. Dabei hatte sie den Begriff der Reproduktion bewusst ausgewählt, es ging ihr um die Reproduktion verschiedener Aspekte. Empirische Studien zeigten: Frauen erwarten geringere Löhne als Männer. Männer verhandeln höher als Frauen. Frauen und Männer empfinden niedrigere Löhne für Frauen als gerecht. Mögliche Erklärungen für diese Ergebnisse sah Beblo in den unterschiedlichen Tätigkeiten und zugeschriebenen Fähigkeiten und widmete sich nachfolgend der Frage: Wie ändert sich das Bild, wenn Paare betrachtet werden? Dieser Frage war sie in einem kleinen Sample an ihrer Universität nachgegangen; die Ergebnisse ergaben allerdings keine systematischen Effekte.

Anschließend standen regionale und internationale Themen im Zentrum. Zunächst stellte *Melanie Schröder* (Universität Hamburg) die Ergebnisse eines Choice-Experiments vor, welches sie zusammen mit Miriam Beblo, Denis Beninger (Universität Hamburg/Universität Straßburg) und Norma Schmitt (DIW Berlin) durchgeführt hatte, um Ursachen des Gender Pay Gap auf den Grund zu gehen. Von einem Marktforschungsunternehmen wurden darin 800 Teilnehmerinnen und Teilnehmer deutschlandweit befragt. Besonders auffallend war, dass Männer häufiger den Risikoaufschlag in der Entlohnung wählten, während sich Frauen häufiger für den Bonus entschieden. Demnach suchten Männer eher das Risiko, Frauen eher die herausfordernde Aufgabe. In den Bestandteilen einer leistungsabhängigen Bezahlung seien folglich Geschlechterdifferenzen impliziert.

André Wolf (HWWI) stellte eine von ihm mit durchgeführte Studie im Auftrag der EU-Kommission über die Lohnunterschiede im EU-Vergleich vor, in deren Rahmen die Bruttoverdienste in 22 Ländern verglichen wurden³. Einflussfaktor Nummer 1 für den Gender Gap sei die Branchenzugehörigkeit, auf Platz 2 stünden die Arbeitsstunden. Teilzeitbeschäftigte hätten, auf die Stunde betrachtet, höhere Lohnseinbußen als Vollzeitbeschäftigte, wobei die Lohnseinbußen bei teilzeitbeschäftigten Männern höher seien als bei teilzeitbeschäftigten Frauen. Grundsätzlich stellten die Forschenden eine große Heterogenität in Umfang und Zusammensetzung der Lohnlücke in den europäischen Ländern fest. In der anschließenden Diskussion wurde deutlich, wie wichtig es wäre, neben den individuellen Einflussfaktoren die jeweiligen institutionellen Rahmenbedingungen der Lohnfindung in den einzelnen Ländern zu berücksichtigen.

Den regionalen Unterschieden des Gender Pay Gap in Deutschland widmeten sich *Michaela Fuchs* (IAB Regional Sachsen-Anhalt-Thüringen) und *Antje Weyh* (IAB Regional Sachsen) in ihrem Vortrag. Bei den Ausführungen handelte es sich um Ergebnisse aus einem laufenden Projekt. Dabei geht es nicht nur um den üblichen Ost-West-Ver-

3 Die Ergebnisse der Studie sind im März 2016 erschienen und unter ec.europa.eu/justice/gender-equality/files/gender_pay_gap/160316_factors_gpg_en.pdf abrufbar.

gleich – im Westen fällt der Gender Pay Gap höher aus als im Osten. Die Referentinnen stellten auch ein Nord-Süd-Gefälle sowie Stadt-Land-Unterschiede fest. Sie fragten: Verdienen Frauen in Hochlohnregionen viel oder profitieren davon lediglich Männer? Der höchste Gender Pay Gap wurde in Ingolstadt gemessen, während in Frankfurt an der Oder Frauen im Durchschnitt mehr verdienten als Männer. Ingolstadt zeichne sich durch hoch spezialisierte Tätigkeiten mit einer Dominanz in Großbetrieben aus, Frankfurt an der Oder weise eine diverse Branchenstruktur auf, 14 Prozent der Erwerbstätigen arbeiteten im öffentlichen Dienst, es dominierten die Kleinbetriebe. Während allerdings Frauen in beiden Regionen nahezu gleich viel verdienten, sei der Verdienst von Männern höchst unterschiedlich. Die Gründe für eine geringe Entlohnung der Männer vermuteten die Forscherinnen u. a. in deren aufgrund der höheren Arbeitslosigkeit geringeren Verhandlungsmacht gegenüber den Arbeitgebenden. Auch bezahlten Großbetriebe in der Regel besser als Kleinbetriebe. Außerdem stellten Fuchs und Weyh fest: Je mehr Beschäftigte in Großbetrieben arbeiteten, desto höher fällt der Gender Pay Gap aus. Entlohnung im öffentlichen Dienst wirke dagegen eher egalisierend.

„Entwertung von Frauenberufen oder Entwertung von Frauen im Beruf?“, mit diesem Titel sprach *Corinna Kleinert* (Leibniz Institut für Bildungsverläufe) ein zentrales Thema in der geschlechterbezogenen Entgeltforschung an. Ihr Projektteam war der Frage nachgegangen, ob sich auf der Ebene von Berufen im zeitlichen Verlauf ein kausaler Zusammenhang zwischen der Lohnhöhe und dem Anteil der Frauen in den Berufen feststellen ließe. Kleinert kam dabei u. a. zu folgenden Ergebnissen: Steigt der Anteil von Frauen, führe das aktuell nicht mehr zur erneuten Abwertung von Löhnen für Frauen und Männer in den jeweiligen Berufen. Das Lohnniveau sinke nur deshalb, weil Frauen generell niedrigere Löhne erhielten. Die Abwertung von „Frauenarbeit“ erfolge unabhängig von der Geschlechtstypik der Berufe; zu beobachten sei eine gesellschaftliche Abwertung aller erwerbstätigen Frauen. In der anschließenden Diskussion wurde dieser Aussage teils widersprochen. So stelle sich die Frage, ob sich sofort eine neue Geschlechtersegregation herausbilde, wenn mehr Frauen in „Männerberufe“ gingen, wie zur Polizei oder zur Ärzteschaft. Exemplarisch wurde dies für den tierärztlichen Bereich bejaht, so behandelten bspw. Tierärztinnen eher Kleintiere und Tierärzte verstärkt Großtiere.

Thomas Laux (Universität Chemnitz) referierte zum Thema „Institutionalisierung von Lohngleichheitsrechten. Ein Vergleich von OECD-Staaten“. Ausgehend von der Erkenntnis, dass Geschlecht eine wichtige Dimension sozialer Ungleichheit ist, die sichtbar gemacht werden könne, widmete sich der Referent den jeweils institutionalisierten Rechten der Lohngleichheit zwischen Frauen und Männern und fragte: Geht es dabei um eine allgemeine Lohngleichheit, um gleichen Lohn für gleiche Arbeit oder um gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit? Wie funktionieren die Mechanismen der Institutionalisierung von Lohngleichheitsrechten? Er verfolgte insbesondere einen Zivilgesellschaftsansatz und machte verschiedene Bedingungen und AkteurInnen der Rechtssetzung aus: die Einstellung der Frauen, die Frauenbewegung, die Parteien im Parlament und die Gewerkschaften. Seine Analysen ergaben große Differenzen in den Lohngleichheitsrechten und zeigten vor allem, wie kontextabhängig die Institutionalisierungsprozesse starker Lohngleichheitsrechte seien. Insbesondere der Stellenwert der Gewerkschaften für die Lohnbestimmung variere in den OECD-Ländern erheblich.

Alexandra Scheele (BTU Cottbus-Senftenberg/Universität Bielefeld) setzte sich in ihrem Vortrag mit der europäischen Entwicklung auseinander. Im Rahmen einer Studie wurde die Entwicklung in sechs Staaten vergleichend analysiert: Österreich, Belgien, Kroatien, Estland, Spanien und Deutschland. Das Ziel war der Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis, und es sollten neue und innovative Strategien mit Gewerkschaften und GleichstellungsakteurInnen entwickelt werden. Die Länderberichte beinhalteten zwei Fallanalysen aus dem Bereich der Finanz- und Versicherungsdienstleistungen sowie aus dem Bereich der Gesundheitsdienstleistungen. Wenn auch in allen Ländern Europas der durchschnittliche Verdienst von Frauen unter dem von Männern liegt, lassen die Ergebnisse in der Detailauswertung keinen einheitlichen Schluss zu. Die Rahmenbedingungen in den untersuchten Ländern seien unterschiedlich, die Höhe des Gender Pay Gap ließe sich nicht kausal erklären und das öffentliche Bewusstsein differiere deutlich auch durch die gewerkschaftlichen Aktivitäten.⁴

Ausgangspunkt des Vortrags von *Stefanie Porsche* (Europa-Universität Viadrina) war, dass der Anteil der Lehrerinnen an Grundschulen bei 90 Prozent und deren Verdienst unter dem der Lehrkräfte an Gymnasien liegt. Ihre Untersuchung setzte sich anhand eines Rechtsgutachtens mit der Frage auseinander, ob bei der Besoldung von Grundschullehrkräften die Betroffenheit eines Geschlechts in „besonderer Weise“ auszumachen sei. Dazu wurden die Rechtfertigungsgründe für die geringere Besoldung der Lehrkräfte an Grundschulen genauer analysiert, so die Möglichkeiten der wechselseitigen Einsetzbarkeit und die Art der Arbeit wie die Arbeitsbedingungen, die Ausbildungsanforderungen sowie Aspekte von Leistung und Verantwortung. Im Ergebnis zeigten sich gleiche Anforderungen an Grundschullehrkräfte verglichen mit Gymnasiallehrkräften. Am Ende der Untersuchungen lautete die Antwort: Es gibt die Betroffenheit eines Geschlechts in „besonderer Weise“. Durch das Gutachten wurde der Tatbestand der mittelbaren Entgeltdiskriminierung von Grundschullehrkräften festgestellt; notwendig sei insbesondere eine Debatte über die Ursachen. Das erfordere auch eine Sensibilität dafür, vorherrschende Geschlechterstereotype von sachlichen Rechtfertigungsgründen ohne Bezug zum Geschlecht zu unterscheiden.

Insgesamt war die Tagung von einer Fülle an Informationen geprägt und mit 13 Beiträgen nahe an der Grenze der „Aufnahmekapazität“. Demgegenüber kam den Diskussionen im Forum eine eher kleinere Bedeutung zu. Aus meiner soziologisch geprägten Sicht hätte ich mir den einen oder anderen expliziten Beitrag zu den Wirkungen der patriarchalen Machtverhältnisse in den Unternehmen, bei den TarifvertragspartnerInnen und in der Politik gewünscht. So könnte bei der Ursachenanalyse des Gender Pay Gap und bei den Gestaltungsmöglichkeiten bspw. den industriellen Beziehungen und der Rolle der Organisationen eine größere Bedeutung beigemessen werden, dies auch gerade in Anbetracht der von diesen AkteurInnen geäußerten Bedenken gegen mehr Lohntransparenz in Unternehmen. Auch schien mir die Berücksichtigung soziologischer Erkenntnisse aus der qualitativen geschlechterbezogenen Arbeits- und Organisationsforschung noch ausbaufähig. Das ist keine Kritik an der Konferenz, sondern eher ein Hinweis, sich diesen Erkenntnissen nicht zu verschließen. Dies könnte Bestandteil einer weiteren Konferenz zum Thema Entgeltgleichheit werden.

4 Auf der Projektwebsite www.genderpaygap.eu finden sich die Ergebnisse sowie ein Überblick über die jeweiligen Beschäftigungsquoten, die Tarifstruktur und Gesetze und Richtlinien.

Zur Person

Edelgard Kutzner, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Sozialforschungsstelle der TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Arbeit und Geschlecht, Diversity Management, Betriebsklima und gute Arbeit.

Kontakt: Evinger Platz 17, 44339 Dortmund

E-Mail: kutzner@sfs-dortmund.de

Rezensionen

Stefanie Mayer

Brigitte Bargetz/Gundula Ludwig/Birgit Sauer (Hrsg.), 2015: *Gouvernementalität und Geschlecht. Politische Theorie im Anschluss an Michel Foucault*. Frankfurt am Main: Campus. 231 Seiten. 34,90 Euro

Die Herausgeberinnen des Sammelbandes *Gouvernementalität und Geschlecht*, Brigitte Bargetz, Gundula Ludwig und Birgit Sauer, schlagen ein „feministisches Re-Reading zentraler Begriffe von Foucaults Gouvernementalitätsvorlesungen“ (S. 15) vor, „um geschlechterpolitische Leer- ebenso wie Anschlussstellen aufzuzeigen“ (S. 15). Die Einleitung umreißt den Begriff *Gouvernementalität* – verstanden als moderne Technologie staatlicher Macht, die „auf die Regierung der Bevölkerung zielt“ (S. 62), – und skizziert das Spannungsfeld zwischen Foucault’schen Überlegungen und zentralen Einsichten feministischer politischer Theoriebildung, in dem sich die Beiträge bewegen. Möglichkeiten für eine Bereicherung feministischer Debatten durch die Hereinnahme gouvernementalitätstheoretischer Werkzeuge lokalisieren Bargetz, Ludwig und Sauer vor allem in drei Bereichen: in der Weiterentwicklung feministischer, poststrukturalistischer Staatstheorie, in der Erweiterung der Theoretisierung vergeschlechtlicher Subjektkonstitution als Effekte staatlicher Macht und im Aufzeigen neuer Wege einer post-identitären Kritik. Ausgangspunkt der einzelnen Beiträge ist jeweils ein zentrales Konzept aus Foucaults Werkzeugkiste, das die Autor_innen systematisch innerhalb seines Werks verorten und auf seine gesellschaftskritischen feministischen Implikationen hin befragen.

Den Anfang macht *Isabell Lorey*, die sich der *Macht* widmet und dafür zwei Stränge in Foucaults Denken verfolgt: „die suchenden Transformationen in seinen an Norm und Normalisierung orientierten Machtkonzeptionen und [...] seine Theoretisierungen von Individualisierungsprozessen“ (S. 32). Ihr geht es dabei nicht um das Aufzeigen von Leerstellen, sondern darum, nachzuweisen, dass Foucaults Spätwerk grundlegende Einsichten zu den „gesellschaftspolitischen Funktionen nicht nur der Konstruktion heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit, sondern auch von Klassenherrschaft und Rassismus“ (S. 33) bietet. *Alex Demirović* fokussiert im Anschluss direkt auf das Konzept *Gouvernementalität*, wobei er davon ausgeht, dass das Geschlechterverhältnis bei Foucault „eher von der Seite her thematisiert“ (S. 64) wird. Seine Rekonstruktion des Gouvernementalitätsbegriffs verdeutlicht die Komplexität des Konzepts, das sowohl unterschiedliche Machtformen als auch die historische Entwicklung der Logiken und Formen der Machtausübung europäischer Staaten sowie die damit verbundene Ausbildung bestimmter Wissensformen erfassen will. Demirović argumentiert, dass gouvernementale Macht auch eine spezifische Perspektive auf Emanzipation eröffnet, die Foucault als „Desexualisierung“ (S. 87) versteht, d. h. als Befreiung vom Sexualitätsdispositiv. Mit dem *Staat* befasst sich *Birgit Sauer*, die für eine „konsequent staatstheoretische Lesart Foucaults“ (S. 92) plädiert. In ihrem Text wird die doppelte Bewegung, die viele der Beiträge auszeichnet, besonders deutlich: Sauer will einerseits das Foucault’sche Staatsdenken durch ein feministisch-materialistisch verankertes Denken gesellschaft-

licher Kräfteverhältnisse erweitern, andererseits die feministisch-materialistische Herrschaftsanalytik durch subjekttheoretische Einsichten Foucaults weiterrücken. Sie identifiziert sowohl mögliche Anschlussstellen für geschlechterkritische Staatstheorie als auch „systematische (geschlechts-)blinde Flecken“ (S. 93), die sie in Zusammenhang mit der mangelnden Konzeptualisierung von Herrschaft bei Foucault analysiert.

Ina Kerner und *Martin Saar* konzentrieren sich auf das Konzept des *Wissens* – genauer: des Geschlechterwissens. Als Gewinn, den feministische politische Theorie aus der Beschäftigung mit Gouvernamentalität ziehen könnte, beschreiben sie die Einsicht, dass Staatskritik „in erheblichem Maße eine kritische Theorie von Wahrheitseffekten und Rationalitätswirkungen sein“ (S. 118) müsse. Die Autor_innen folgen den Spuren des in den Gouvernamentalitätsvorlesungen nur implizit thematisierten Geschlechterwissens und leiten daraus Anknüpfungspunkte für feministische Debatten ab. Von der Beobachtung ausgehend, dass sich im Neoliberalismus eine „Revision vormaliger Mann-Frau-Differenzierungen [...] hin zu so etwas wie einer ökonomisierten Geschlechtergleichheit auf niedrigem Niveau“ (S. 135) abzeichne, stellen sie schließlich die Frage, ob die feministische Androzentrismuskritik durch „eine neoliberalismuskritische Programmatik“ (S. 135) zu ergänzen oder gar zu ersetzen wäre. Eng mit *Wissen* verbunden ist Foucaults Verständnis von *Sicherheit*, dem sich *Katrin Meyer* widmet. Ihre zentrale These lautet, dass sich „gouvernementale Sicherheit als Zukunftskontrolle realisiert“ (S. 140), die nicht zuletzt auf vermeintlichen anthropologischen Gewissheiten basiere, wie sie sich etwa in der Figur des *homo oeconomicus* verdichten. Auch Meyer verweist auf die Veränderungen der Geschlechterordnung im neoliberalen Sicherheitsdispositiv, das allerdings immer noch auf androzentrischen Vorstellungen von ‚Normalität‘ aufsetze. Daher plädiert die Autorin für eine feministische Strategie der Demokratisierung von Sicherheit im Sinne einer „Praxis der geteilten Sorge“ (S. 156).

Zwei Beiträge des Bandes widmen sich aus unterschiedlichen Perspektiven dem *Subjekt*. Zunächst hebt *Gundula Ludwig* durch den Begriff *KörperSubjekt* die Bedeutung der materiellen Dimension von Subjektivierung hervor, die sich eher in Foucaults früheren Schriften als in den Gouvernamentalitätsvorlesungen findet. In Ludwigs Überlegungen nimmt das Verhältnis des modernen Subjekts zu seinem Körper einen zentralen Platz ein. Mit Rückgriff auf Butler, aber über diese hinausgehend, theoretisiert Ludwig hierarchische Zweigeschlechtlichkeit u. a. durch das geschlechtsspezifisch unterschiedlich zugeschriebene Verhältnis zum Körper: Während Männer als Eigentümer ihres Körper imaginiert werden, „werden [Frauen] immer auch von ‚ihrem‘ Körper *besessen*“ (S. 177, Hervorhebung im Original). Während Ludwig also die körperliche Dimension stark macht, fokussiert *Alexandra Rau* – ausgehend von Foucaults Projekt einer „historischen Ontologie unserer selbst“ (S. 184) – auf die Psyche. Ihr Beitrag will „eine zum unternehmerischen Selbst parallel entstandene Subjektform der Gegenwart“ (S. 185f.) fassen, die über die Psyche – insbesondere über den dauernden Aufruf zur ‚Selbstverwirklichung‘ – regiert wird. Psychopolitik als feministische Forschungsperspektive verweist bei Rau auf die historische und gesellschaftliche Gewordenheit der Psyche und betont deren „zugleich vergeschlechtlicht[e] und vergeschlechtlichend[e]“ (194) Regierung.

Der Band schließt mit einem Beitrag von *Hanna Meißner*, die *Kritik* und *Widerstand* als „Erfindungsarbeit“ (S. 225) thematisiert. Die Autorin arbeitet zunächst Foucaults Verständnis von Kritik heraus, das nicht auf stabilen normativen Prämissen basiert, sondern vielmehr „darauf angelegt ist, dass die Subjekte dieser Kritik in deren Vollzug anders oder gar Andere werden – ohne allerdings die materielle Gestalt dieser Anderen antizipieren zu können“ (S. 207). Mit Bezug auf Butler fragt Meißner, wie in diesem Rahmen (feministische) Handlungsfähigkeit gedacht werden könnte, wobei sie die Notwendigkeit kollektiver Praktiken unterstreicht. „Kritik muss sich vor diesem Hintergrund nicht auf Gewissheiten, wer ‚wir‘ sind und wo ‚wir‘ hinwollen, gründen, sondern kann als *Erfindungsarbeit* gedacht werden“ (S. 225) – so ihr Schluss.

Mit *Gouvernementalität und Geschlecht* legen die Herausgeberinnen eine gelungene Systematisierung vor, die einen unverzichtbaren Bezugspunkt für die Auseinandersetzung mit Foucault'scher Gouvernementalität aus feministischer Perspektive bietet. Die sorgfältige Rekonstruktion der einzelnen Konzepte macht die komplexen Überlegungen (auch für Einsteiger_innen in die Gouvernementalitätsdiskussion) nachvollziehbar. Alle Autor_innen arbeiten nahe an Originaltexten und bieten wichtige Klärungen von (teils schon bei Foucault changierenden) Begriffen – keineswegs ‚nur‘ in Bezug auf Gouvernementalität, sondern auch im Hinblick auf andere grundlegende Konzepte. Allerdings führt die Verzahnung der Ideen in Foucaults Arbeiten, trotz der klaren Fokussierung der einzelnen Beiträge, zu Redundanzen. So wird etwa die Entwicklung des Machtbegriffs in einer ganzen Reihe von Beiträgen beinahe gleichlautend erörtert. Wird das Buch in einem Zug gelesen, fallen diese Wiederholungen auf – gleichzeitig erlauben sie, die Beiträge auch einzeln mit Gewinn zu lesen. In der Zusammenschau lassen sich demgegenüber an einigen Stellen unterschiedliche Interpretationen bei den einzelnen Autor_innen feststellen, die dem Band trotz seines systematischen Charakters Offenheit verleihen und die Beiträge als Positionen in einer unabgeschlossenen Debatte ausweisen.

Zur Person

Stefanie Mayer, Dr.in, Politikwissenschaftlerin. Universitätszentrum für Frauen- und Geschlechterstudien der Universität Klagenfurt. Arbeitsschwerpunkte: feministische politische Theorie und Forschung, kritische Rassismus- und Rechtsextremismusforschung.

Kontakt: Universitätszentrum für Frauen- und Geschlechterstudien an der Universität Klagenfurt, Sterneckstraße 15, 9020 Klagenfurt, Österreich

E-Mail: stefanie.mayer@aau.at

Rita Schäfer

Jan Bender Shetler (Hrsg.), 2015: *Gendering ethnicity in African women's lives*. Madison: University of Wisconsin Press. 335 Seiten. 55,00 US-Dollar

Ethnizität ist eine Zuweisung und Analysekategorie, die oft als vorgegeben und statisch betrachtet wird. Auf dem afrikanischen Kontinent assoziieren viele Beobachter_innen damit vor allem Gewalt und Krieg – und sehen Frauen zumeist pauschal als Opfer. Die Herausgeberin und die Autor_innen dieses Buches nehmen davon Abstand. Mit Ausnahme eines (männlichen) Forschers sowie einer afrikanischen und einer europäischen Wissenschaftlerin handelt es sich bei ihnen um US-amerikanische Historikerinnen und Anthropologinnen. Gemeinsam verfolgen sie das Anliegen, genauer zu analysieren, wie Ethnizität und Gender in historischen Kontexten zusammenwirken. Auf beiden Begriffen lastet die Bürde, Identität stiftend und politisch aufgeladen zu sein.

Entgegen männlich dominierten Diskursen geht es hier um Handlungspraxen und Wahlmöglichkeiten. Dazu haben die Autor_innen Archivquellen ausgewertet und Interviews geführt. Konzeptionell widmen sie sich verschiedenen Interpretationen von Ethnizität aus den Perspektiven von Frauen. Dem liegt die Prämisse des Buches zugrunde, dass Frauen und Männer Ethnizität unterschiedlich deuten und die Sichtweisen von Frauen auf ihre ethnische Zugehörigkeit in historischen Studien bislang weitgehend ignoriert wurden. Auch die Rolle von Frauen in Ethnizitätsbildungen sei bislang unzureichend beleuchtet worden. Diesen Desideraten will der Sammelband Abhilfe schaffen, wie Jan Bender Shetler in ihrer konzeptionellen Einleitung darlegt (S. 3ff.). Dabei nimmt sie Bezug auf feministische Einschätzungen, nach denen Frauen insbesondere als Handelnde betrachtet werden sollten, und dieses Handeln wird von den Autor_innen in ihren Beiträgen zumeist positiv beurteilt. Konkret heißt das: Frauen deuten ihre familiäre Stellung und ethnische Zuordnung selektiv, um ihren eigenen Status zu betonen und wirtschaftliche oder soziale Handlungsspielräume zu erschließen und zu legitimieren. Shetler zufolge umfassen diese Strategien des „gendering ethnicity“ (S. 4) ein ganzes Spektrum von Handlungsoptionen: von der Identifikation mit den von Institutionen oder traditionellen Autoritäten vorgegebenen ethnischen Einteilungen über deren selektive Nutzung bis zum Widerstand und zur Subversion. Shetler unterstreicht, das Spannungsverhältnis von Gender und Ethnizität sei im Zusammenhang mit gesellschaftlich konstruierten Machtverhältnissen zu ergründen und keineswegs nur innerhalb einer bestimmten Ethnie zu sehen, sondern in interethnischen Beziehungen.

Das ist eine klare Abkehr von der verbreiteten Grundeinschätzung, Frauen hätten keine Ethnizität, da sie in den überwiegend patrilinearen Gesellschaften Afrikas in die Verwandtschaftsgruppe ihrer Ehemänner einheiraten und die Eheschließungen ihnen keine ethnische Zugehörigkeit gewähren würden. Zugleich könnten sie mit ihrem neuen sozialen Status als Ehefrauen die ethnische Zuordnung zu ihren Herkunftsfamilien nicht beibehalten. Dem Slogan „Women have no tribe“ stellen die Herausgeberin und

die Autor_innen dynamischere Konzepte von Ethnizität entgegen – zumindest flexible Interpretationen im Handeln und Selbstverständnis von Frauen.

Dabei sind allen Autor_innen die jeweiligen zeitlichen Bezugspunkte und konkreten historischen Situationen oder Zäsuren sowie Kontinuitäten und Längsschnitte analytisch wichtig. Sie verstehen Gender und Ethnizität als wandelbar, wobei Frauen verschiedenen Alters und mit unterschiedlichem familiären Status auf mehreren Handlungsebenen – von Haushalten über Verwandtschaftsnetzwerke und Kirchengruppen bis zu nationalistischen Bewegungen und transnationalen Organisationen – an Transformationen mitwirken oder diese sogar in Gang setzen.

Die meisten der insgesamt elf Texte, die in vier Kapitel zu Ethnizität und Identitäts- bzw. Allianzbildung, zu ethnisch geprägten Genderdomänen und der Performanz von ethnischer Macht aufgeteilt sind, konzentrieren sich auf das 20. Jahrhundert. Sie ergründen Strukturen, Ereignisse und Transformationen während der Kolonialzeit oder nach der politischen Unabhängigkeit, in die afrikanische Länder ab Ende der 1950er Jahre sukzessive entlassen wurden. Regionaler Fokus ist das östliche und südliche Afrika. Der Bogen spannt sich von Kenia, Ruanda und Tansania über Mosambik und Simbabwe nach Südafrika. Hinzukommen Ländervergleiche und eine Untersuchung aus Nigeria.

Südafrika stellte mit den ersten demokratischen Wahlen 1994 hinsichtlich einer Neuinterpretation nationaler Bedeutungen von Ethnizität und Gender zwar das zeitliche Schlusslicht dar. Darüber hinaus waren Ethnizitätszuschreibungen des Apartheidregimes ab 1948 oft willkürlich und verstärkten lokale Konflikte, die zumeist vielschichtige Ursachen hatten. Südafrikas Verfassung von 1996 gilt jedoch in Bezug auf Genderpolitik und den Schutz von Minderheitenrechten auf dem Kontinent und international als Vorbild. Das Land am Kap hat deshalb auch in diesem Sammelband besonderen Stellenwert; mehrere Aufsätze widmen sich seiner wechselvollen Geschichte.

Aus diesem Grund werden im Folgenden einige Probleme und Erkenntnisgewinne der südafrikanischen Fallstudien vorgestellt: *Poppy Fry* konzentriert sich auf ethnisch aufgeladene Konflikte an der kolonialen Frontier im Ostkamp in den 1830er Jahren. Sie stützt sich auf wenige Quellen, wagt aber dennoch weitreichende Interpretationen in Bezug auf das Handeln von Frauen (S. 87ff.). Wie südafrikanische Historiker_innen unterschiedlicher Hautfarbe und Herkunft diese selektiven Deutungen beurteilen, werden mögliche Rezeptionen des Aufsatzes zeigen.

Das verweist auf ein Grundproblem des Sammelbandes, in dem afrikanische Geschichte vor allem durch US-amerikanische Wissenschaftler_innen interpretiert wird. Zur Analyse des komplexen Spannungsfelds zwischen Ethnizität und Gender wurde nur eine afrikanische Wissenschaftlerin eingeladen; nämlich die Linguistin Ousseina Alidou. Dabei gibt es gerade in Südafrika mehrere Generationen hochkarätiger Historikerinnen, die seit den frühen 1980er Jahren – also zeitlich vor den USA – mit innovativen Studien zur Frauen- und Gendergeschichte ihres Landes maßgeblich zu Neuinterpretationen historischer Ereignisse, Strukturen und Veränderungen beigetragen haben. Dazu entwickelten sie auch neue konzeptionelle Analyseansätze, die keineswegs nur für die (süd)afrikanische Geschichtsschreibung wegweisend waren. Dennoch bezieht

sich die Harvard-Absolventin Fry nur auf einzelne US-amerikanische Forschungstitel, ohne zu reflektieren, ob deren Aussagewert auf ihren speziellen Untersuchungskontext überhaupt anwendbar ist.

Megan Healy-Clancy, ebenfalls Harvard-Absolventin, ordnet ihre Studie über das Heiratsverhalten schwarzer Frauen Anfang des 20. Jahrhunderts in Südafrikas Städten viel stärker in die dortige Geschichtsschreibung ein. Sie berücksichtigt die Entstehung und historische Bedeutung des African National Congress (ANC) sowie Auseinandersetzungen über das Selbstverständnis von Afrikaner_innen innerhalb der gebildeten und christianisierten schwarzen Stadtbevölkerung (S. 100ff.). Diese diskutierte in Medien über Hautfarbe, Nationalität und Ethnizität. Exemplarisch dafür war die Zeitung *Bantu World*, die wöchentlich mit einer Auflage von über 24 000 in Johannesburg erschien und bei der schwarzen Stadtbevölkerung landesweit Verbreitung fand.

Konkret untersucht Healy-Clancy die Frauenseite der *Bantu World*. Streitpunkte waren insbesondere Ehefrauenrollen unter Bezug auf ein neues Selbstbewusstsein als Afrikanerinnen, die Emanzipation von Frauen sowie die von traditionalistischen Eltern und Verwandtschaftsverbänden verlangten Brautpreisgaben bei Eheschließungen. Ethnizität sorgte in neuen Partnerschaften urbanisierter und christianisierter Familien für Kontroversen, wie die Historikerin am Beispiel einiger namhafter Afrikaner_innen belegt, die interethnische oder gar transnationale Ehen schlossen. Healy-Clancy erläutert auch unterschiedliche Sichtweisen von Frauen und Männern auf die Vorbildfunktion christlicher Hausfrauen in kosmopolitisch ausgerichteten, pan-ethnischen politischen Organisationen.

Diese zwei Beispiele illustrieren die empirischen und konzeptionellen Herausforderungen, über Ethnizität und Gender zu arbeiten und den eigenen Standpunkt in größere Forschungszusammenhänge einzuordnen. Das Buch motiviert auch zur Diskussion über die Frage, was die Potenziale und Grenzen der Fokussierung auf Frauen als Handelnde sind. Die Problematik, dass Frauen aus Überzeugung ethnische Gewalt mit anzetteln, sich aktiv daran beteiligen und solche Gewalt von Männern gutheißen, wird in einigen Aufsätzen zwar gestreift, aber kulturrelativistisch abgehandelt; eine Beurteilung aus menschen- und strafrechtlicher Sicht findet nicht statt.

Zur Person

Rita Schäfer, Dr., freiberufliche Wissenschaftlerin. Arbeitsschwerpunkt: Gender in Afrika.

Kontakt: www.frauen-und-kriege-afrika.de

E-Mail: info@frauen-und-kriege-afrika.de

Martin Spetsmann-Kunkel

Gregor Schuhen (Hrsg.), 2014: *Der verfasste Mann. Männlichkeiten in der Literatur und Kultur um 1900*. Bielefeld: transcript Verlag. 324 Seiten. 34,99 Euro

Der von Gregor Schuhen herausgegebene Band *Der verfasste Mann. Männlichkeiten in der Literatur und Kultur um 1900* versammelt Beiträge, die die Erkenntnisse der Masculinity Studies auf die Literatur- und Kulturtheorie anwenden. Aus Sicht der Masculinity Studies gilt der Übergang vom 19. ins 20. Jahrhundert als besonders folgenreiche Krisenzeit, die auch vor tradierten, hegemonialen Männlichkeitskonzeptionen nicht Halt machte und eine Pluralisierung differentester Männertypen hervorbrachte. Die Zeit um 1900 war geprägt von radikalen Umbrüchen und Ereignissen, wie dem Ersten Weltkrieg, der Industrialisierung und Urbanisierung, der beginnenden Frauenbewegung, der Weltwirtschaftskrise oder dem Ende der Monarchien, die den Boden für neue, radikale Gedankenwelten und kulturelle Praktiken bereiteten. Der Sammelband nimmt die unterschiedlichsten Narrationen über Männlichkeiten in der Literatur und Kultur dieser Epoche in den Blick und führt die Leserinnen und Leser sowohl in die Zeit des wilhelminischen Deutschlands als auch in die des viktorianischen Englands. Dabei veranschaulichen die literarischen und kulturellen Zeugnisse dieser Zeit ein breites Spektrum an Männlichkeitstypen, die vom Dandy und Neurastheniker bis zum militärisch-ge drillten Soldaten und körperbewussten, vitalen Sportler reichen.

Der Band mit seinen insgesamt zwölf Aufsätzen geht auf das 1. Forum für Literatur & Men's Studies mit dem Titel *Crisis? What Crisis? Männlichkeiten um 1900* zurück, das 2012 an der Universität Siegen stattfand. Zu den Beiträgen im Einzelnen: Gregor Schuhen veranschaulicht in seinen einleitenden Worten die Bedeutung des historischen Zeitraums von 1870 bis 1930, indem er die radikalen Umbrüche dieser Zeit skizziert (S. 7–18). Er macht deutlich, dass die Verbindung zwischen Theorien der Gender und Masculinity Studies und literaturwissenschaftlicher Forschung in der Fachdiskussion bisher ein Schattendasein fristet. Dabei zeigen die folgenden Aufsätze, dass die textanalytische Perspektive auf Narrationen über Männlichkeiten durch eine theoretisierende Betrachtung nur gewinnen kann. Der Beitrag von Sabine Schrader thematisiert die verzögerte, wenn nicht gar ablehnende Rezeption der Gender und Queer Studies in Frankreich (S. 21–38). Das bedeutende Werk *Gender Trouble* von Judith Butler (erschienen 1990) wurde beispielsweise erst 2005 ins Französische übersetzt. Die ebenso bedeutsame Arbeit *Masculinities* von R. W. Connell (1995) hingegen noch gar nicht. Eine Erklärung dafür sieht Schrader in der anti-anglophonen Haltung in Frankreich, die dazu führt, dass eine gendertheoretisch fundierte Betrachtung textueller Narrationen dort nicht geschehen könne. Nach diesen eher wissenschaftsdiskursanalytischen Betrachtungen beginnt die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Männlichkeit mit Dieter Ingenschays Analyse der Variationen und Veränderungen der Männlichkeitskonzeptionen um 1900 in drei ausgewählten lateinamerikanischen Ländern

(S. 39–55). Ingenschay veranschaulicht an literarischen Beispielen dieser Zeit das Wechselverhältnis zwischen postkolonialer ‚nation building‘ einerseits und Männlichkeitskrisen andererseits, die neue hegemoniale Entwürfe entstehen ließen, zu denen sich misogyne, rassistische oder kriegsverherrlichende Positionen hinzuaddierten. Die Figur des Dandys als literarisches und gesellschaftliches Phänomen in Frankreich diskutiert *Volker Roloff* am Beispiel von Joris-Karl Huysmans, Marcel Proust, Bühnenfiguren in den Aufführungen des *Ballets russes* sowie der realen Figur im öffentlichen Leben, dem ‚Musterbeispiel‘ des Dandys, Robert de Montesquiou (S. 57–80). Die Lust am Spiel, die affektiven Inszenierungen alternativer, androgyner Männlichkeiten und die Überschreitung der Geschlechterrollen sind diesen Akteuren gemeinsam. Der Beitrag von *Walburga Hülk* und *Britta Künkel* stellt Pierre de Coubertins Neu-‚Erfindung‘ der Olympischen Spiele in den 1890er Jahren als Gegenentwurf zur Dekadenz und ‚Verweichlichung‘ des Mannes dar (S. 81–99). Der Kult des vitalen, athletischen Mannes wird hier zum positiv besetzten Männlichkeitsideal gegen die Krisensymptome dieser Zeit. In einem äußerst lesenswerten Artikel vergleicht *Gregor Schuhen* Männlichkeit und männliche Jugend in Deutschland und Frankreich (S. 101–130). Im Geiste des New Historicism werden deutsch-französische Jugendentwürfe gegenübergestellt. Beginnend in Deutschland zur Zeit der wilhelminischen Ära wird die historische Figur des jungen Kaisers Wilhelm II. betrachtet, der als schwächlicher, gehandicapter junger Mann eine Abweichung von der preußisch-vitalen, soldatischen Männlichkeit und damit ungewollt einen Gegenentwurf zu dieser an der Spitze der Nation darstellte. Innovationen, Ambivalenzen und Bedrohungen der Tradition in der Literatur (z. B. in den Frühwerken von Hermann Hesse) sowie in den männerbündischen Jugendbewegungen veranschaulichen die Umbruchstimmung dieser Zeit. Ähnlich verhält es sich in Frankreich, wo die Dichtung eines Arthur Rimbaud einen provokanten Traditionsbruch in der Literatur einleitete und der Bohémien eine jugendliche Revolte gegen bürgerliche Werte verkörperte. Die Figur des Jünglings und jungen Mannes wird in Frankreich wie in Deutschland sowohl zu einem Hoffnungsträger für Fortschritt als auch zu einem bedrohlichen Schreckgespenst für traditionelle Männlichkeitsentwürfe. *Maren Lickhardt* untersucht in ihrem Beitrag massenmediale Männlichkeitsbilder am Beispiel von Mode- und Lifestyle-Magazinen für ein weibliches Publikum (S. 131–154). Diese Bildproduktionen veranschaulichen das Ideal des eleganten, gepflegten, kultivierten Mannes mit finanzieller Potenz. Wirtschaftlicher Erfolg werde dabei zum zentralen Aspekt des männlichen Selbstbildes. Entsprechend führte der Niedergang der Wirtschaft im Zuge der Weltwirtschaftskrise zur männlichen Identitätskrise. Einen Blick auf die Modegeschichte wirft *Barbara Vinken* in ihrem Aufsatz. Vinken veranschaulicht an der Zurschaustellung des Beines durch die Beinkleidung ihre These, dass Mode seit der Moderne ‚cross dressing‘ ist (S. 155–175). Die ursprünglich körperbetonte und schmückende Zurschaustellung des Männerbeines wurde im Zuge der Verbürgerlichung zugunsten einer entsinnlichten Funktionalität aufgegeben, während sich die Frauenmode im Gegenzug genau dieser schmückenden und erotischen Darstellung des Beines annahm. Im Text wird dies durch eine Gegenüberstellung von Abbildungen von Ludwig XIV. und Marilyn Monroe anschaulich illustriert.

Der zweite Teil des Bandes widmet sich der literaturwissenschaftlichen Analyse unterschiedlichster Fallbeispiele. Ab diesem Teil des Buches richten sich die Artikel ausschließlich an ein fachkundiges Publikum und setzen voraus, dass die besprochenen literarischen Beispiele bekannt sind. In typisch literaturwissenschaftlicher Publikationsweise werden Zitate in der Originalsprache – Englisch, Französisch, Spanisch – belassen, was die Lektüre teilweise erschwert. *Stefan Horlacher* analysiert Thomas Hardys Roman *The Mayor of Casterbridge* (1886) im Hinblick auf dessen Konzeption von Männlichkeit (S. 179–228). Hardys Geschichte ist ein Lehrstück über männliche Dominanzbestrebungen und veranschaulicht die Fragilität phallischer Männlichkeit. *Lucia Krämer* nimmt sich der derzeit wieder sehr populären Figur des Sherlock Holmes an, der zwischen der Rolle eines ‚man of action‘ und der eines dekadenten Exzentrikers changiert (S. 229–242). *Anne-Berenike Rothstein* betrachtet vergessene Werke Rachildes, in denen das lustvolle Spiel mit den Geschlechtsrollen im weiblichen Dandytum thematisiert wird (S. 243–274). Die letzten beiden Aufsätze führen uns zur spanischen Literatur der Jahrhundertwende: *Tanja Schwan* untersucht die Krise und Form traditioneller Männlichkeitskonstrukte im spanischen Roman Ende des 19. Jahrhunderts (S. 275–295), und *Christian von Tschilchke* analysiert die Krise der Männlichkeit in Kriegszeiten in Benito Pérez Galdós’ Roman *Aita Tettau* (S. 297–314).

Das Buch *Der verfasste Mann* ist ein typischer Tagungsband, der einen ‚bunten Strauß‘ an Beiträgen versammelt, die sich mal mehr, mal weniger an einem gemeinsamen roten Faden orientieren. Die Aufsätze des zweiten Teils sind ausschließlich für fach- und literaturkundige Leserinnen und Leser ein Gewinn. Grundsätzlich kann aber der Anspruch, Erkenntnisse der Gender bzw. Masculinity Studies für die Literatur- und Kulturwissenschaften fruchtbar zu machen, als sehr begrüßenswert erachtet werden. Die Analyse von Erzählungen und Bildern über Männlichkeiten mit theoretischen Bezügen zu Butler und Connell – dies zeigt der Band deutlich – führen zu spannenden Ergebnissen und bereichern die Diskussion innerhalb der Disziplinen.

Zur Person

Martin Spetsmann-Kunkel, Prof. Dr., geb. 1971, Professor für Politikwissenschaft. Katholische Hochschule NRW, Aachen. Arbeitsschwerpunkte: Gender, Rassismus, Migration.
Kontakt: KatHO NRW, Aachen, Robert-Schumann-Straße 25, 52066 Aachen
E-Mail: m.spetsmann-kunkel@katho-nrw.de

David Stiller

Ines Iwen, 2014: Die Mutter- und Vaterrolle im Film. Neue Bilder – alte Muster oder alles nur eine Frage der Organisation? Die Konstruktion sozialer Rollen in deutschen Fernsehfilmen. Berlin: Weißensee Verlag. 195 Seiten. 29,80 Euro

Im bürgerlichen Familienmodell sind Vater- und Mutterschaft mit starren Rollenkonzepten verknüpft. Anhand von Phänomenen wie ‚moderne Väter und Mütter‘ zeigt sich jedoch, dass in der Gesellschaft neue Rollenbilder über Elternschaft zirkulieren, die vor allem durch audiovisuelle Medien sichtbar gemacht und verbreitet werden können. Ines Iwen greift in ihrer Dissertation die Thematik medialer familialer Leitbilder auf und stellt die Frage, „welche kulturellen Muster der Mutter- und Vaterrollen in den Medien transportiert werden, wie diese dargestellt werden und welchen möglichen Einfluss auf das Handeln von Müttern und Vätern diese Darstellungen haben können“ (S. 14). Dieses Forschungsinteresse wird auf der Basis von vier neueren Fernsehfilmen bearbeitet. Insgesamt besteht das Buch aus sieben Kapiteln. Das erste Kapitel beinhaltet die Einleitung, die das Forschungsinteresse und die leitende Fragestellung darlegt. Im zweiten Kapitel werden die Cultural Studies eingeführt und eine Verbindung zwischen kulturellen Leitbildern und der Praxisebene hergestellt.

Der dritte Abschnitt greift zunächst einen aktuellen Grundkonsens aus der filmsoziologischen Debatte auf, in der die Filmanalyse als eine Art von „Gesellschaftsanalyse“ (S. 21) etabliert wird. Darauf aufbauend postuliert Iwen, dass zeitgenössische, teilweise konfligierende Diskursstränge in Filmen artikuliert werden, die zu einer (De-)Legitimation von spezifischen Vater- und Mutterbildern führen können. Dementsprechend wird deutlich, dass sich die filmische Inszenierung an „gesellschaftlichen Leitbildern“ (S. 24) orientiert, aber auch zunehmend alternative Familienformen mit repräsentiert. Die Autorin schlussfolgert, dass „Filme [...] Einfluss darauf [haben,] welche Bilder von Familie in den Köpfen der Menschen präsent sind“ (S. 25). Der Frage nach der Machtwirkung der Familiendarstellungen auf die soziale Praxis wird empirisch über den Vergleich zwischen den Ergebnissen der vier Filmanalysen und den aktuellen Befunden der Familiensoziologie nachgegangen. Bei diesem vergleichenden Vorgehen ist jedoch kritisch zu hinterfragen, inwieweit die Erkenntnisse der Familiensoziologie einen Rückschluss auf die Praxisebene von Müttern und Vätern ermöglichen. Nach Meinung des Rezensenten können diese Befunde auch als diskursive Konstruktionen angesehen werden, die damit weniger einen Vergleich zwischen Fiktion und Realität als vielmehr zwischen den Konstruktionen der filmischen und wissenschaftlichen Diskurse nahelegen.

Im vierten, familiensoziologischen Kapitel beschäftigt sich die Autorin mit der Rollenanalyse, um den sozialen Wandel der Familie zu beschreiben. Zentral ist für Iwen das Parsons'sche Familienmodell, das die moderne Familie als „ein funktional-differenziertes System“ (S. 30) konzipiert und mit klaren Geschlechterrollen verbindet: Der Vaterrolle werden „instrumentelle Funktionen“ (S. 32) und der Mutterrolle „ex-

pressive[] Funktionen“ (S. 33) zugesprochen. Iwen nimmt im Folgenden pointiert die Kritik der Geschlechterforschung an Parsons auf und setzt sich mit dem „Vorwurf der theoretischen Legitimierung sozialer Ungleichheit im Hinblick auf die Geschlechterrollen“ (S. 35) auseinander. Aus ihrer Sicht hat das Konzept der Geschlechterrolle für die sozialwissenschaftliche Geschlechterforschung „kaum an Aktualität verloren“ (S. 36), wenn es erweitert wird. Dazu nutzt die Autorin das populäre Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Connell, um die Machtbeziehungen zwischen Müttern und Vätern analysierbar zu machen. Sie schließt an die aktuelle Debatte zur Frage von hegemonialer Weiblichkeit an, die es bei Connell bekanntlich nicht gibt. Iwen diskutiert im Anschluss an Ehnis, dass hegemoniale Weiblichkeit in modernen Gesellschaften insbesondere eine hegemoniale Mütterlichkeit ist, und untersucht, inwieweit hegemoniale Mütterlichkeit in den Filmen nachweisbar ist.

Im fünften Kapitel wird das methodische Vorgehen transparent gemacht. Zunächst werden die Fragestellungen und die Konzipierung des Samples erläutert. Zu Beginn entstand ein Datenkorpus aus 20 Fernsehfilmen, der jedoch sukzessiv aus forschungsökonomischen Gründen auf vier Produktionen reduziert wurde: „Vater auf der Flucht“ (2007, ZDF), „Mama arbeitet wieder“ (2009, ARD), „Vater aus Liebe“ (2008, ARD) und „Vaterherz“ (2007, ARD). Infolgedessen konzentriert sich die Untersuchung auf die Inszenierung der Vaterrolle. Das methodische Verfahren folgt übergreifend den Prinzipien der kritischen visuellen Analyse (KVA) von Denzin und setzt sich aus der Filmanalyse von Mikos, den Forschungsprinzipien der Grounded Theory und dem Codiervorgehen der Inhaltsanalyse nach Mayring zusammen. Zunächst erfolgt eine induktive Kategorienbildung, die im Verlauf der Analyse stetig weiterentwickelt wurde. Allgemein lässt sich das methodische Vorgehen der Filmanalyse in der qualitativen Sozialforschung verorten, welches durch die numerische Aufzählung der Codes im Filmmaterial und deren Vergleich mit den familiensoziologischen Befunden jedoch als ein quantifizierendes Verfahren beschrieben werden kann.

Nach der theoretischen und methodischen Einführung folgt im sechsten Kapitel der Analyseteil. Die Inhaltszusammenfassung verdeutlicht, dass sich die Narration aller vier Filme vor allem auf konkrete Problemlagen von Vätern konzentriert: In drei Filmen bilden schwierige Situationen in Trennungsfamilien die Ausgangslage für die Väter. Eine Ausnahme stellt der Film „Mama arbeitet wieder“ dar, der sich auf die Berufstätigkeit der Mutter und auf die damit einhergehenden neuen Herausforderungen des Vaters im Familienleben und Haushalt konzentriert. Im Hinblick auf das sozialstrukturelle Umfeld zeigt sich, dass die Familienkonstellationen im Film die Mittelschicht repräsentieren. Im Detail stellen jedoch spezifische Themen wie Einkommen und Haushaltsführung Leerstellen in der Inszenierung dar. Ausgehend von der Charakterisierung der Eltern und der Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehung kann konstatiert werden, dass die Vater-Kind-Beziehungen im Gegensatz zu den Mutter-Kind-Verhältnissen überwiegend sympathischer inszeniert werden. Beispielsweise wird das Verhältnis zwischen Vätern und Kindern bei der Ausübung von Freizeitaktivitäten harmonischer konstruiert. Grundsätzlich zeigt sich eine teilweise Übereinstimmung zwischen den Ergebnissen der Fa-

milienforschung und der Filmanalyse zu den „neuen“ Müttern und Vätern“ (S. 151). Darüber hinaus verweist die Dramaturgie der Filme auf die Gegenüberstellung einer modernen Vaterrolle einerseits und einer traditionellen andererseits. Zudem deuten die häufigen Codierungen von „Macht der Mutter“ und „Ohnmacht des Vaters“ (S. 144) darauf hin, dass in der Filmhandlung hegemoniale Weiblichkeit bzw. Mütterlichkeit konstruiert wird. Vor allem in der Inszenierung der familienbezogenen Tätigkeiten und familienrechtlichen Bestimmungen bestätigt sich eine mütterliche Dominanz gegenüber den Vätern. Im siebten und letzten Kapitel werden die Ergebnisse der Filmanalyse in die theoretischen Konzepte (Parsons'sches Familienkonzept, Connells Hegemonie-Konzept und Cultural Studies) eingebettet und diskutiert.

Zusammenfassend betrachtet zeigt Iwen in ihrer Studie auf, wie das immer noch dominierende Parsons'sche Familienmodell mit der aktuellen konstruktivistischen Geschlechterforschung verknüpft werden kann. Ihre Ergebnisse der Filmanalyse können zum einen die Inszenierung von hegemonialer Mütterlichkeit nachweisen. Zum anderen verdeutlicht die Analyse, dass die Väter sowohl sympathisch als auch lächerlich dargestellt werden. Des Weiteren werden dramaturgisch väterliche Problemsituationen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf thematisiert. Diese Inszenierungsstrategien können darauf hindeuten, dass Vaterschaft und Väterlichkeit (noch) keine Bestandteile hegemonialer Männlichkeit sind. Zudem fällt bei der Auswahl des Samples auf, dass die Filme teilweise homogene Familiensituationen (Alter, Schichtzugehörigkeit und Ethnizität) darstellen. Hier scheint es lohnenswert, in Folgestudien weitere Vergleichsperspektiven hinzuzufügen. Zudem wäre es wünschenswert gewesen, die zentralen Ergebnisse in einem stärker qualitativen Verfahren darzustellen und auch die Visualität des Materials stärker zu beachten, um aufzuzeigen, welche Vater- und Mutterbilder die Filme den Zuschauenden bei der harmlosen abendlichen Unterhaltung „unter der Hand“ vermitteln.

Zur Person

David Stiller, Dipl.-Soz., 1987, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie im Bereich Mikrosoziologie und qualitative Methoden der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Queer Studies, qualitative Methoden (Bild- und Filmanalyse).

Kontakt: FSU Jena, Institut für Soziologie, Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena

E-Mail: david.stiller@uni-jena.de